

# Der Narr

Gheorghe Cionoiu

Er lebte. Alle Welt sah, dass er lebte. Er bewegte sich: er rannte, sprach, arbeitete. Aber eines Tages wurde er müde. Er setzte sich hin und dachte darüber nach, dass er sich oft grundlos bewegt hatte. Er merkte, dass er oft umsonst gesprochen hatte. Er bereute Dinge die er getan hatte, Dinge die er lieber hätte lassen sollen.

Er ging durch den Wald. Er kam auf eine Blumenwiese im Wald. Inmitten der Wiese blieb er stehen und legte sich hin. Überall waren Blumen, man musste auf Blumen treten wenn man weitergehen wollte. Als er so zwischen den Blumen lag, haben diese ihn verzaubert. Er begann sich Blume zu fühlen. Die Blumen treten niemanden mit Füßen; obwohl sie lebendig sind.

Eine Blume steht inmitten der Wiese. Ein Mensch geht vorbei und sieht sie. Er geht auf sie zu, mit dem Gedanken sie zu brechen; sie von der Stelle an der sie erblühte, abzubrechen und mitzunehmen, um sie in eine Vase zu stellen; oder um sie in einem Herbarium zu pressen. Er bricht die Blume und geht weiter. Wenige Zeit später verwelkt die Blume, noch ehe er mit ihr das Haus erreichen konnte. Als er bemerkte, dass die Blume verwelkt ist, wirft er sie weg. Er schämt sich davor, mit einem verwelkten Unkraut nach Hause zu kommen. Als ob die Blume schuld daran wäre, dass sie verwelkt ist.

Der Mann inmitten der Wiese wurde von den Blumen, die ihn umgaben, verzaubert. Er hatte sich zwischen die Blumen gelegt, mit dem Gedanken, dass er nach einigen Augenblicken aufstehen und seinen Weg fortsetzen wird. Er legte sich auf den Rücken und blickte zum Himmel. Er schief mit offenen Augen ein und träumte, dass er auch eine Blume geworden sei und mit den Blumen und dem Gras verbrüdet ist. Er wusste, dass er bei jeder Bewegung eine Blume oder einige Grashalme zerdrücken würde. Deswegen blieb er unbewegt liegen. Langsam hörte er auch auf zu atmen. Er blickte zum Himmel und lauschte dem Flüstern der sich im Wind wiegenden Grashalme. Er atmete nicht mehr, sein Herz hatte aufgehört zu schlagen. Aber er hörte und konnte sehen.

Nach einiger Zeit, vielleicht eine Stunde, oder vielleicht drei Tage, kommt eine Menschengruppe an dieser Stelle vorbei. Es regnet. Sie erreichen den Wiesenrand und bemerken den Menschen, der unbewegt im Regen lag. Aus Neugier treten sie näher und sehen dass der Mensch reglos, mit offenen Augen, in die Leere starrte. Sie rufen ihm zu, aber der Mensch antwortet nicht. Der mutigste unter ihnen, beugt sich nieder, um dem Menschen den Puls zu fühlen, aber sein Herz schlägt nicht mehr.

„Er ist tot“ – sagen sie. Einer beugt sich und schließt ihm die Augen. Der Mensch sieht sie nicht mehr, hört aber was sie sprechen. Sie wollen ihn von dort wegholen und ihn in die Stadt bringen; die Polizei rufen, um ihn von der Wiese wegzubringen, nachzuforschen warum er gestorben ist. Sie werden ihm die Autopsie machen lassen. Sie werden versuchen ihn zu identifizieren, die Familie zu verständigen.

Der Mensch ist entsetzt. Er will ihnen zurufen, dass er nicht tot ist. Er will ihnen sagen, dass sie ihn dort liegen lassen sollen, denn er möchte da bleiben wo er ist. Er will nicht ins Kühlfach der Leichenhalle gebracht werden, will nicht vom Leichenbeschauer obduziert werden, da er auf diese Weise wirklich sterben würde. Aber jetzt ist er nicht tot. Obwohl sein Herz nicht mehr schlägt, obwohl er nicht mehr atmet, ist er nicht tot. Aber nur er weiß das. Er möchte auch den anderen sagen, warum er regungslos dort liegt; ihnen sagen, sie sollen ihn dort liegen lassen und, wenn sie wollen, sollen sie seinem Beispiel folgen. Sie sollen im Zustand der Reglosigkeit inmitten der Waldwiese verharren, den Himmel betrachten und dem wachsen des Grases lauschen.

Aber er ist stumm. Noch mehr, aus der Sicht der anderen ist er tot. Sie wissen nicht, dass er sich diesen Zustand der Reglosigkeit aufgezwungen hatte, um dem Wachsen des Grases lauschen zu können. Und jetzt scheint er tot, nur weil er es erreicht hat, sich Blume zu glauben. Er glaubt sich Blume und reagiert genau wie eine Blume, die man abbrechen will. Sie widersetzt sich nicht.

Sie zeigt dir nicht, dass sie nicht abgebrochen werden will. Erst wenn sie verwelkt ist, wirst du dir selbst Rechenschaft darüber geben müssen warum du sie abgebrochen hast, dass du sie nicht hättest

abbrechen sollen; dass sie nicht abgebrochen werden wollte.

Was fühlt wohl eine Blume in dem Augenblick, in dem sie weiß, dass du sie abbrechen willst? Was fühlt ein Mensch, der sich Blume glaubt, dann, wenn die anderen über ihn wie über eine Leiche sprechen?

... Er bewegt sich nicht, aber die anderen hören das wachsen des Grases nicht, sie sehen den Himmel nicht, sie fühlen die Ruhe, die in der Umgebung herrscht, nicht. Aus dem Standpunkt der Blumen, sind sie tot ... Obwohl sie sprechen, atmen, schreiten.

Ich kann mir nicht vorstellen, dass eine Blume schreit. Ich kann mir keinen Toten schreiend vorstellen. Obwohl für Blumen und Tote die Zeit gekommen ist, um zu schreien. Ich will in ihrem Namen schreien, bin aber stumm. Ich will schreien, bin aber tot. Aber der Schrei muss gewaltiger sein als der Tod. Ein Schrei jenseits des Todes ist notwendig: ein Schrei der dem Tod trotzt; der den Tod zurückhält. Der die Zeit stillhält, um die Menschen zu zwingen, einen Augenblick innezuhalten. Einen Augenblick, der die Ewigkeit bedeuten kann.

Dieser Mensch ist wahnsinnig. Er spricht, schreit, gestikuliert, aber niemand versteht ihn. Am Anfang haben sie ihm zugehört, aus Neugier. Sie hatten solche Dinge, von einem von ihnen, noch nie gehört. Sie hatten schon solche Dinge gehört, aber niemand glaubte, dass sie wahr sein könnten. In dem Augenblick, in dem einer von ihnen überzeugt über diese Dinge gesprochen hatte, kam es den anderen seltsam vor. Sie glaubten nicht. Und so wie es leichter ist an dem Glauben eines anderen zu zweifeln, begannen sie ihn zu verdächtigen, dass er nur spricht, um die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. Danach sind sie zum Schluss gekommen, dass er sich für überlegen hält, wenn er zu ihnen über seinen Glauben spricht. Sie schlossen daraus, dass er sie verachtete, so dass sie Maßnahmen ergriffen. Es gefällt uns nicht, wenn auf uns herabgeblickt wird. Und weil er es gewagt hat, zu ihnen so zu sprechen, als stünde er über ihnen – obwohl er kein Recht dazu hatte – beschlossen sie, ihn aus der Gruppe auszuschließen. Sie dachten, dass er nach einiger Zeit kommen würde, um sich zu entschuldigen und sich dann an ihren Tisch zu setzen. Wenn er sie um Verzeihung bitten würde, würden sie ihn nicht vertreiben. Aber er spricht weiter, obwohl ihm niemand zuhört. Alle meiden ihn, denn sie wissen, dass jeder Dialog mit ihm, mit seinem idiotischen Monolog endet.

„Er ist verrückt, der Arme! Er hat seine Kleider geworfen und sich einen Sack angezogen. Man kann ihn von weitem erkennen. Nehmt euch in Acht vor ihm! Er spricht Leute an und trägt sein „Gedicht“ vor. Es stört uns! Wir sitzen manchmal zusammen und feiern. Er kommt dann und stört unsere Feier mit seinem Monolog. Vielleicht müsste er in ein Krankenhaus eingeliefert werden; in die Psychiatrieabteilung. Wir sind der Meinung, dass es ihm gut tun würde. Auf jeden Fall, schaden würde es ihm nicht!“

\*

Die Poesie und die Welt stehen sich gegenüber. Sie messen sich mit den Augen, dann stürzen sie sich in einem Kampf auf Leben und Tod aufeinander. Dieser Kampf begann mit dem Anfang der Menschheit und wird nie enden, weil die Poesie die Welt nicht unterwerfen kann, aber kann auch die Welt die Poesie nicht töten. Es gibt aber Augenblicke, in denen es einem der Kontrahenten gelingt, den anderen zu fesseln. Wenn die Welt besiegt ist, scheut sie sich nicht, der Poesie ewige Treue zu schwören und schafft es, aus diesem Schwur selbst die Waffen zu schmieden, die es ihr erlauben, den Kampf weiterzuführen im Versuch die Poesie zu töten. Die Poesie will die Welt verändern. Die Welt jedoch will so bleiben wie sie ist. Deshalb versucht sie, die Poesie zu töten. Die Poesie will die Welt nicht töten, denn sie kann nicht getrennt von ihr existieren. Die Poesie ist in den Menschen, also kann sie nicht außerhalb dieser existieren. Aber es gibt sehr viele Menschen, die glauben, ohne Poesie leben zu können.

Die Poesie existiert in jedem Menschen, mehr oder weniger stark. Aus Bequemlichkeit verzichtet der Großteil der Menschen auf die Poesie. Sie leben ohne Poesie. Ein Mensch kann dennoch leben, auch wenn er auch die Poesie in seinem Leben getötet hat, aber dieser Mensch ist anders als ein Mensch in dem die Poesie noch lebt. Die Kinder werden mit einem Krümel Poesie geboren. Alle Kinder. Doch in den meisten Fällen ist die Poesie in ihnen jedoch gestorben, wenn sie erwachsen sind. Die Welt hat sie getötet. Eine Welt ohne Poesie ist bequemer.

Die Menschen haben Augen und sehen nicht, sie haben Ohren und hören nicht. Weil es bequemer ist, nicht zu sehen und nicht zu hören. Doch die Bequemlichkeit bezahlt man. Diejenigen, die die Poesie getötet haben, in dem Glauben ohne sie leben zu können, wundern sich, weshalb sie gestorben sind. Diejenigen, die nichts geben wollen, wundern sich, wieso nicht Manna vom Himmel fällt. Diejenigen, die die Poesie getötet haben, wundern sich, wieso, die Poesie nicht mehr existiert.

Die Menschen sind unterschiedlich. In den Einen gibt es ein größeres, in den Anderen ein kleineres Körnchen Poesie, aber die Menschen leben nicht getrennt und beeinflussen sich gegenseitig. Ein Mensch kann die Poesie in anderen Menschen töten oder ihr Lebenskraft verleihen. Nicht alle Menschen, die über Poesie sprechen, wollen, dass diese lebt. Viele sprechen über die Poesie, aber durch ihre Taten töten sie sie. Die Menschen lassen sich aber an ihren Taten und nicht an ihren Worten messen. Deshalb sprechen die Menschen, die die Poesie zerstören wollen, über die verlogene Poesie, töten aber diejenigen, die durch ihre Taten die Poesie am Leben erhalten. Die verlogene Poesie, von der die Menschen sprechen, jene verlogene Poesie, die der richtigen Poesie entgegengesetzt ist, konserviert die Welt; hält sie in ihrer Entwicklung auf. Die verlogene Poesie ist der größte Feind der anderen, der wahren, Poesie. Denn der Mehrheit der Menschen gelingt es nicht zu verstehen, dass es sich hier um eine Täuschung handelt. Es gelingt ihnen nicht, die verlogene Poesie von der Poesie zu unterscheiden. Die Kinder werden mit einem Körnchen lebendiger Poesie geboren. Aber die Menschheit sagt ihnen, dass diese nicht die richtige Poesie ist. Man sagt die wahre Poesie wäre die große, tote, verlogene Poesie; die die Welt nicht verändert.

Es gibt sehr wenige, die verstehen, dass die Poesie die Welt verändern will. Die Welt sorgt dafür, dass die Menschen diesen Sachverhalt nicht verstehen. Es gibt trotzdem Menschen, die den Unterschied zwischen der Poesie und der verlogenen Poesie begreifen. Das große Labyrinth, in das jeder Mensch geworfen wird, ist das Labyrinth der Poesie. Derjenige, der den Unterschied zwischen Poesie und der verlogenen Poesie erkannt hat, ist aus dem Labyrinth herausgekommen.

Der Weg hinaus aus dem Labyrinth bedeutet jedoch den Leidensweg, weil derjenige, der aus dem Labyrinth herausgefunden hat, versteht, dass die Welt im Labyrinth umherirrt, und dass diejenigen, die es geschafft haben aus dem Labyrinth heraus zu finden, die Pflicht haben zu versuchen, den anderen Menschen auch herauszuhelfen.

Die verlogene Poesie, die die Welt aufhält, macht das Labyrinth nur noch verworrener. Diejenigen, die den Unterschied zwischen der Poesie und der verlogenen Poesie begriffen hatten, haben verstanden, dass sie versuchen müssen, den Anderen aus dem Labyrinth zu helfen. Doch die im Labyrinth Gefangenen können nur allein aus dem Labyrinth finden. Es kann ihnen geholfen werden, doch herausfinden müssen sie allein. Und sie werden erst dann herausfinden, wenn sie die Stärke haben werden, die Poesie von der verlogenen Poesie zu unterscheiden, was jedoch sehr schwer ist, besonders weil diejenigen, die die Poesie in ihrem Leben getötet hatten, sich vorgenommen haben, die Poesie zu töten. Und in erster Linie versuchen sie diejenigen, die aus dem Labyrinth der verlogenen Poesie herausgefunden haben, zu töten und das Labyrinth noch mehr zu verwirren, damit die Menschen da nicht herausfinden.

Ich muss versuchen den Menschen aus dem Labyrinth herauszuhelfen. Deshalb muss ich über die tote Poesie sprechen, damit die Menschen diese von der lebenden Poesie unterscheiden können. Die verlogene Poesie möchte die Welt erstarren. Alle Menschen sehen wie die Welt ist, und dennoch

akzeptieren die meisten die tote verlogene Poesie. Diese kann mit einer Totenmaske verglichen werden. In einem antiken Grab wurde eine mit Diamanten besetzte goldene Totenmaske gefunden. Alle Menschen begannen von der Schönheit jener Maske zu sprechen, so als wäre die Maske alles gewesen, obwohl der Schädel, der grauenhaft hinter der Maske grinste, nachdem die Maske entfernt wurde, einem wahrscheinlich besonders grausamen Despoten gehört hatte.

Es gibt Menschen, die, durch das Labyrinth der Poesie irrend, die Hoffnung herauszufinden verloren haben. Um sich selbst zu täuschen, haben diese Menschen, deren Seelen verwüstet sind, begonnen, sich im Paradies zu glauben. Sie begannen zu glauben, dass ihre Fehler und Süchte Tugenden sind. Einige begannen Verse zu schreiben; Verse, die dem Egoismus Lobreden widmen. Obwohl diese Menschen ehrlich sind, ist ihr Gedicht verlogen. Dieses Gedicht ist bequem, weil es dir sagt, dass du die Perfektion erreicht hast. Diese Gedichtart verdunkelt den Verstand derer, die den Ausweg aus dem Labyrinth suchen.

Es gibt aber auch Schriftsteller, deren Werk eine ganz andere Botschaft enthält. Diesen ist es gelungen, ihren Egoismus zu bezwingen und aus dem Labyrinth herauszufinden. Ihr Gedicht beschreibt diese Tatsache in Metaphern. In ihren Versen kann man den Ariadnefaden erraten. Aber das Gedicht der anderen ist bequemer, weil es behauptet, dass die Welt nicht verändert werden muss.

\*

Viele Menschen meinen, dass schöne Worte die Wahrheit ersetzen können.

Meinem Literaturlehrer gefielen die schönen Worte, die Metaphern, und er forderte von uns in Metaphern zu sprechen, wir sollten uns gewöhnen, auf Schritt und Tritt große, schöne Worte zu verwenden.

Er trug einen Vers vor, sagte ein Wort aus einem Gedicht und forderte uns auf, die Bedeutung dessen herauszufinden.

„Welche Bedeutung hat für euch das Wort Flug?“

„Vogel!“

„Ja, gut!“

„Rakete!“

„Außergewöhnlich.“

„zu schweben!“

„Jawohl.“

„Kosmos!“

„Außerordentlich!“

„Unendlichkeit!“

„Bravo!“

„Freiheit!“

„Hervorragend! ... Sicher. Was anderes noch! Was anderes! ... Cionoiu, was bedeutet für dich das Wort „Flug“?“

„Flug? ... Ich weiß nicht ... meine Kollegen haben dem Wort schon so viele Bedeutungen zugeordnet, ich kann keine andere finden.“

„Wieso nicht? Vielleicht willst du bloß nicht nachdenken! Es gibt noch so viele Möglichkeiten!“

In der letzten Unterrichtsstunde der XI. Klasse hat unser Lehrer uns aufgefordert, ihm in den Ferien einen Brief zu schreiben, einen literarischen Brief, wofür wir in der XII. Klasse benotet werden würden.

In den Ferien war ich mit einigen Freunden in den Bergen, ich war fischen, habe am Fluss gezeltet und im Garten gearbeitet. Alles an sich sehr prosaische Dinge. Ich habe den Brief nicht geschrieben.

Im Herbst, zum Schulanfang, bevor der eigentliche Unterricht begann, mussten wir vier Wochen in der Landwirtschaft mithelfen. In den ersten Arbeitstagen, als der Literaturlehrer uns bei der Arbeit beaufsichtigte, ermahnte er diejenigen, die den Brief bis dahin noch nicht geschickt hatten, dies noch bis Unterrichtsbeginn nachzuholen, andernfalls würden sie eine sechs erhalten.

Mein Kollege Mircea ist der Lieblingsschüler des Literaturlehrers. Jedes Mal, wenn der Lehrer nach dem Sinn eines Verses fragt, findet Mircea die außergewöhnlichsten Antworten. Ich weiß nicht wie er es macht, aber er sagt immer das, was der Lehrer auch hören will.

Ich bin sicher, dass Mircea die beste Note für den literarischen Brief erhalten wird. Er hat dem Lehrer den Brief bereits in den Ferien geschickt und der Lehrer hat ihn damals gelobt, als er die anderen zum eiligen Nachholen dieser Pflicht ermahnen kam...

„Mircea, weißt du, ich kenne mich in Literatur nicht so aus ... Willst du mir nicht helfen und du mir den Brief schreiben?“ – fragte ich.

„Sicher helfe ich dir ... Aber sag mir, wie soll ich ihn dir schreiben, so als hätte ich ihn geschrieben, oder soll er so aussehen, als hättest du ihn geschrieben?“

Einen Augenblick lang war ich erstaunt, danach bat ich ihn, den Brief so zu schreiben, dass er von mir geschrieben scheinen sollte.

Am nächsten Tag brachte er mir den Brief. Ich dankte ihm. Es war einfach unfassbar; man hätte schwören können, ich hätte den Brief geschrieben. Keine anspruchsvolle Metapher, keine großen Worte, sondern ganz einfach die Berichterstattung eines ganz gewöhnlichen Ferientages.

Ich habe den Brief umgeschrieben und ihn dem Lehrer geschickt. In der ersten Literaturstunde hat der Lehrer uns die Noten verkündet. Mircea hatte eine Eins bekommen, ich aber...

„Cionoiu, sechs! Das nennst du einen literarischen Brief?“

... Mircea wollte sich bei mir entschuldigen, aber ich sagte ihm, dass ich ihm überhaupt nicht böse bin. Falls er mir nicht geholfen hätte den Brief zu schreiben, wäre dieser genauso ausgefallen, und ich hätte genauso eine sechs bekommen, weil in dem Geschriebenen nichts Poetisches gewesen wäre. Ich konnte einfach nicht, oder wollte nicht schöne Worte schreiben, Worte in die ich nicht glaubte, nur um dem Lehrer einen Gefallen zu tun...

Einmal ist es vorgekommen, dass der Lehrer mich unaufmerksam im Unterricht ertappt hatte. Als Strafe verlangte er von mir, in der nächsten Stunde das Gedicht *Gebt mir einen Leib, ihr Berge!* von Lucian Blaga vorzutragen. Ich habe das Gedicht, das mir gut gefallen hat, gelernt, aber die besagte Stunde habe ich geschwänzt. Ich wollte das Gedicht nicht vortragen. Es kam mir als eine Schändlichkeit vor, dieses Gedicht in jener Literaturstunde vorzutragen, in der viel zu viele schöne Worte gebraucht wurden, bloß um dem Lehrer zu gefallen. In der nächsten Unterrichtsstunde hat der Lehrer mir die Leviten gelesen.

„... Du hast geschwänzt weil du das Gedicht nicht gelernt hast. Schäm dich!“

Ich habe ihm nicht widersprochen. Als Strafe habe ich eine Sechs kassiert.

Zehn Jahre später, zum zehnten Jahrestag seit Schulabschluss, hat uns der Literaturlehrer mit einer Überraschung erwartet. In unserer Klasse, die nun zum Literaturlabor umfunktioniert wurde, war alles für eine festliche Literaturstunde vorbereitet. Auf jeder Bank lag ein Buch mit Gedichten von Eminescu (Mihai Eminescu wird in Rumänien als Nationaldichter vergöttert) und ein Wörterbuch für Neologismen. An den Wänden Fotos von Veronica Micle, Bilder von Eminescu, auf dem Katheder Blumen. Der Lehrer hat uns Bonbons angeboten, danach hat er uns eine Vorlesung über die Liebe Eminescus zu Veronica Micle gehalten; dabei verherrlichte er das Gedicht *Der Morgenstern*.

Später wurden wir aus dem Klassenbuch aufgerufen. Zu dem Zeitpunkt in dem die Anwesenden aufgerufen wurden, berichteten diese über die wichtigsten Augenblicke, die ihre letzten zehn Jahre geprägt hatten.

„Cionoiu!“

„... und weil der Herr Lehrer uns eine Überraschung bereitet hatte und uns einen Vortrag in Literatur gehalten hat, möchte ich ihm auch eine Überraschung bereiten. Vor mehr als zehn Jahren, als ich ein Gedicht vortragen sollte, habe ich geschwänzt. Ich hatte das Gedicht gelernt, aber ich wollte es nicht vortragen. Ich möchte jetzt meine Schuld begleichen.“ Ich habe das Gedicht vorgetragen; danach sagte ich: „Bezüglich des Vortrags, den der Herr Lehrer *Dem Morgenstern* gewidmet hat, möchte ich auch etwas sagen. Die Gedichte Eminescus sind sehr schön, aber meiner Meinung nach, ist zu viel Egoismus in *Dem Morgenstern* und in Eminescus Gedichten im Allgemeinen. Eine Gemeinschaft, die auf *Morgensterns* Moral basiert, wird im Chaos enden.“

... Mircea hat auch in wenigen Worten erzählt, was er in den letzten zehn Jahren nach Schulabschluss erreicht hatte; er hat die Medizinhochschule beendet, hat geheiratet, hat einen kleinen Jungen und ist Arzt in Târgu Muresch. Danach wollte er sich wieder setzen. Der Lehrer fragte: „Gut Mircea, sagst du uns nicht auch ein Gedicht auf?“ „Es hat aufgehört mit der Poesie, Herr Lehrer. Wir sind prosaisch geworden.“

Zur Feier, die am Abend stattgefunden hatte, kam der Literaturlehrer nicht, obwohl er einige Tage davor versprochen hatte, zu kommen.

\*

Bis zu dem Abend des Fußballspieles Tschechoslowakei – Rumänien, für die Qualifikation zur Europameisterschaft des Jahres 1984 interessierte ich mich sehr für Fußball und war ein begeisterter Anhänger der Nationalmannschaft. Ich kannte immer die Tabelle der ersten Liga, wusste welche Spiele ausgetragen werden sollten – ich war ein wahrer Fußballfan.

Da ich zu dem Zeitpunkt Nachtdienst hatte, habe ich das Spiel im Fernsehen im Dienstzimmer der Blutbank verfolgt. Das Gebäude der Blutbank befand sich unweit vom Gebäude des Kreispartei Komitees.

Obwohl auswärts, in Bratislava, hat die Nationalmannschaft ausgezeichnet gespielt. Das Endergebnis war Gleichstand 1:1. Unsere Mannschaft hat das erste Tor geschossen. Wir hatten die Qualifizierung erkämpft. Ich freute mich sehr. Unsere hatten großartig gespielt.

Nach dem Spiel strömten Dutzende, dann Hunderte von Menschen, größtenteils Studenten, mit Nationalfahnen in Richtung des Gebäudes des Kreispartei Komitees, das als Kreisregierungssitz fungierte. Sie riefen:

„Ru-mä-nien! Ru-mä-nien! ...“

Viele Milizmänner kamen ihnen entgegen und versuchten sie zum Nachhausegehen zu bewegen, aber die Zahl der Demonstranten stieg zusehends.

„Ru-mä-nien! Ru-mä-nien! Ru-mä-nien! ...“

Mit einem Mal, gab jemand den Ton zur Nationalhymne an; zur Nationalhymne, deren Originaltext von der kommunistischen Propaganda geändert worden war. Jene Menschenmenge begann begeistert zu singen. Als die Menschen zur letzten Strophe kamen, gab es einen Augenblick, in dem die Masse zögerte weiter zu singen, aber, als einige weiter sangen, folgten die anderen ihrem Beispiel:

*Auf rumänischem Boden  
Vereint uns heute die Partei  
Durch Arbeiterschwung  
Wird der Sozialismus erbaut.  
Und Du, stolzes Rumänien  
Währe immerfort,  
Und glänze wie ein Stern*

## *In der Kommunistischen Ära!*

Während die Menschenmenge sich glücklich auf den Heimweg begab, lachten die Milizmänner – die am Anfang der Demonstration sehr erschrocken waren – zufrieden. Ich habe sie lachen gesehen und seit jenem Abend interessiert mich Fußball nicht mehr. Weder die Rangordnung der Ersten Liga, noch die Spiele der Nationalmannschaft.

\*

Sonntagabend in Kronstadt hörte ich zum ersten Mal von einer Demonstration in Temeswar. Ich saß im Studentenheim am Tisch, als um ca. 21 Uhr Agi kam und erzählte, dass die Zwischenfälle begonnen haben, als die Securitate Laslò Tökes verhaften wollte. Darauf fragte Bebitzä:

„Aber was, diese Demonstranten halten mit den Ungaren?“

Ich streite nicht mit ihm. Als das Fußballspiel Rumänien – Dänemark für die Qualifizierung zur Weltmeisterschaft ausgetragen wurde, haben die Zuschauer gepfiffen, als die dänische Nationalhymne gespielt wurde. Bebitzä ist der Meinung, dass daran nichts falsch ist; im Gegenteil, diese Geste hat die dänischen Spieler entmutigt und Rumänien hat gesiegt und somit die Qualifizierung errungen. Das Spiel wurde am 15. November 1989 ausgetragen, auf den Tag genau zwei Jahre nach den antikommunistischen Arbeiterdemonstrationen von Kronstadt.

Einige Tage davor, hat mich ein Bekannter besucht, Oberleutnant Burcin von der Securitate. Er kam bei mir vorbei – aus Höflichkeit, um zu sehen was ich noch mache. Jedes Mal wenn er kommt, werden meine Zimmerkollegen nervös, sie fühlen sich nicht wohl in ihrer Haut. Der Dialog ist steril, aber diesmal hat uns der Securitatemann eine Neuigkeit mitgebracht.

„Das Fußballspiel rückt immer näher“ – sagt Stoica, ein Zimmerkollege, worauf Burcin lächelnd antwortet:

„Ja, ich soll euch erzählen was unsere Leute gemacht haben. Für das Hinspiel in Kopenhagen hatten wir 10.000 Karten beantragt, bekommen haben wir bloß zweihundert. Unsere Fans wären zum Spiel gefahren, wenn sie Karten bekommen hätten, aber so waren bloß der Botschafter mit seiner Familie da, und noch eine Handvoll Menschen. Wie hätten diese die Mannschaft ermutigen können? So dass wir auf dem Ghencea Stadion spielen werden, wo keine Rennbahn ist und das Publikum sie wahnsinnig machen wird. Wir geben ihnen nur 200 Plätze, zur Parität. Sie haben 20.000 Eintrittskarten beantragt und wollten, dass das Spiel auf dem „23. August“ Stadion ausgetragen wird, da dieses viel geräumiger ist. Sie haben zwei Reporter geschickt, um auszuforschen ob das „23. August“ Stadion in Reparatur ist. Das war nicht der Fall, so dass die Beiden einen F.I.F.A. Beobachter ersucht haben zu kommen und zu beantragen, dass das Spiel dort ausgetragen wird. Unsere haben von der Absicht der Dänen erfahren und bis zum Eintreffen des F.I.F.A. Beobachters, wurden zehn Kippwagen Erde auf dem Stadion verstreut ...“

Letztes Jahr, als er meinen Schrank durchwühlte, hat er unter anderem ein Glas in das ich Hagebutten mit Zucker und Wasser angesetzt hatte, gefunden. Ich sagte zu ihm:

„Ich biete Ihnen ein Glas Hagebuttenwein an, wissen Sie, in diesem Jahr habe ich die Hagebutten früher gesammelt und der Wein ist schon reif.“

„Nein, danke, ich muss jetzt gehen und außerdem habe ich mir den Magen verdorben.“

„Aber ich bin brav, nicht wahr?“

„Aber ja doch, Gigi.“

In Wahrheit bin ich seit einem Jahr brav. Ich schweige. Ich habe Angst. In einem ganzen Jahr habe ich nur einmal gesprochen. Eines Abends in Galatzi, auf der Studienreise. Ich konnte nicht schweigen.

Vormittags im Wald hat Dozent Gätej – der in der UdSSR studiert hatte und ein großer Verehrer

von Eminescus und Esenins Gedichte war, aber auch ein treuer Anhänger des Gottes Bacchus ist – mich zu einem Gespräch auf literarischem Gebiet provoziert.

„Cionoiu, du studierst die Bibel, ha, ha?“

„Ja, Herr Professor.“

„Aber Eminescus Gedichte gefallen dir nicht?“

„Wissen Sie, ich ziehe Goga vor.“

„Goga? Ziemlich oberflächlich, ha, ha ...“

Abends, bei der Feier, die das Forstamt Galatzi organisiert hatte, begann der schon angeheiterte Dozent Gătej pathetisch zu werden.

„Hier, auf dem rechten Ufer des Pruth, der uns von unseren Brüdern, die unter der Unterdrückung durch die Russische Macht stöhnen, trennt, möchte ich aus der *Doina* unseres genialen Eminescu einige Verse vortragen. Diese Verse wurden vor einigen Tagen von unserem Staatschef vor der Großen Nationalversammlung zitiert:

*Wer die Fremden lieb gewonnen hat  
Dem sollten die Hunde das Herz fressen  
Den sollten die Krähen  
Und die Galgen lieb gewinnen...“*

Es folgten einige demagogische und widersprüchliche Sätze, die diejenigen entlarven sollten, „die, die Fremden lieb gewonnen haben“. Zum Schluss sagte er:

„Trinken wir zu Ehren unseres Nationaldichters!“

Für mich war das zuviel.

„Ich betrachte Eminescu nicht als Nationaldichter. Womit hat er zur Entwicklung unserer Spiritualität beigetragen? Mit *Dem Morgenstern*? Kann das einsame Genie mit dem Heiland identifiziert werden? Welche ist die Botschaft von Eminescus Gedichten? Der Egoismus!

*In eurem engen Kreise lebend,  
begleitet euch das Glück,  
aber ich, in meiner Welt, fühl mich  
Unsterblich und kalt.“*

Vergleichen Sie *Den Morgenstern* mit Gogas *Gebet*!“

Ich habe das *Gebet* vorgetragen:

*„... Vertreibe meine Leidenschaften,  
Zerschlage für immer ihren Ruf  
Und bring mir das Weinen  
Für das Leid anderer bei!  
Nicht meine Sehnsüchte, die ewig  
Von der bösen Versuchung geprägt sind,  
Sondern der Jammer einer Welt, oh Herr,  
Soll in meinen Versen weinen!“*

Es entstand ein peinlicher Augenblick, aber danach wurde weiter gefeiert. Nach der Feier, im Wohnheim, in dem wir untergebracht waren, ist eine heftige Diskussion aufgrund meines Ausbruchs entbrannt, bei der sich am Anfang fast alle Kommilitonen beteiligten.

„Was ist in dich gefahren?“

„Wieso erlaubt Gătej sich, Ceausescu, den Menschen der die nationale Kultur zerstört, als Beispiel für Patriotismus zu nennen?“

„Wieso zerstört er die nationale Kultur? Er zerstört sie nicht!“

„Du bist blöd, dies zu behaupten? Gibt nicht er den Befehl Dörfer und Kirchen niederzureißen?...“

Die Diskussion hielt bis in die Morgenstunden an, ohne darauf zu achten, dass einige sich schlafen gelegt hatten.

Ähnliche Diskussionen, größtenteils auf literarischem und geschichtlichem Gebiet, wurden lauthals auf den Fluren der Universität und des Studentenheimes in Kronstadt bis zum 10. November 88 ausgetragen. An dem Tag hat man mir auferlegt zu schweigen.

Die Literatur, unsere Kultur insgesamt, wird von der Kritik, die der Macht unterstellt ist, falsch interpretiert; und das gewollt.

\*

Montag habe ich Micky angerufen. Es war ziemlich schwer eine Verbindung zustande zu bekommen, aber letztendlich hat es doch geklappt und wir konnten sprechen. Sie war sehr erschrocken und hatte Angst zu sprechen, weil sie vermutete, dass ihr Telefon abgehört wurde. Als ich sie fragte was es Neues zu Hause gibt, bekam ich die lakonische Antwort:

„Jetzt ist Ruhe, aber in der Stadt ist alles grau, blau und grün.“

Seit zwei Jahren stieß ich immer wieder auf die Farben blau und grau. Blau war die Farbe der Uniformen der Miliz; während grau die dominante Farbe der Anzüge der Securitate Offiziere war. In diesem Zusammenhang verstand ich, dass grün die Farbe des Militärs symbolisierte...

Montag, Dienstag und Mittwoch schwärmten „Die Grauen“ in der Studentensiedlung – am Anfang allein, danach wurde „ein Grauer“ von zwei „Blauen“ und zwei Leuten in Uniformen der Patriotischen Garde begleitet. Sie patrouillierten regelmäßig, jede halbe Stunde kamen sie an unserem Wohnheim vorbei. Mittwoch war der letzte Unterrichtstag und von der Uni bin ich sofort nach Hause gefahren. Es verwunderte mich, dass die Züge in Richtung Temeswar normal verkehren. Als der Zug, der fast leer war, im Zielbahnhof eintraf, erwartete ich einen Bahnhof, überfüllt mit Milizmännern, die jeden der aussteigt kontrollieren. Der Bahnhof war aber leer. Die Stadt war in Händen der Demonstranten, und die Unterdrückungskräfte hatten sich unsichtbar gemacht. Es war der Abend des 20. Dezember 1989. Im Zentrum wurde mein Rucksack von einer Gruppe Revolutionäre durchsucht, die Angst vor Terroranschlägen der Securitate hatten.

Zu Hause angekommen bin ich mit Micky zum Gebäude des Kreispartei Komitees, wo sich eine Regierungsdelegation befand, gegangen. Das Gebäude war von Menschenmassen umgeben, die die Beseitigung Ceausescus verlangten. Einige Demonstranten haben ihre Wünsche auf die Mauern des Gebäudes mit roter Farbe geschrieben:

„Wir wollen unsere Toten!“

„Wir wollen Essen für die Kinder!“

„Wir wollen Fernsehprogramm!“

Ungefähr eine Stunde haben wir vor dem Gebäude gestanden, danach sind wir nach Hause gegangen.

Am nächsten Tag bin ich zur Oper gegangen. Man hatte beschlossen, eine Marathondemonstration zu organisieren, die erst nach dem Sturz Ceausescus aufhören sollte. Ich gelangte sehr leicht vor das Hauptportal der Oper; ich warf meinen Studentenausweis den Menschen, die oberhalb des Portals auf der Plattform standen, zu. Diese sicherten die Verbindung zwischen Demonstranten und den Anführern der Revolution, die sich im Gebäude befanden. Sofort wurde ich hinaufgebracht, wo mich ein Mitglied des Komitees fragte, was ich sagen wollte. Ich sagte ihm, dass ich über die Bedeutung des Opfers der Verstorbenen der letzten Tage in Temeswar sprechen möchte, aber dieser erwiderte, dass davon schon gesprochen wurde. Es wäre besser, wenn ich sagen würde, dass ich aus Kronstadt komme, denn „wir können uns nicht leisten, uns lächerlich

zu machen“. Ich bin auf den Balkon getreten und habe gesagt, dass ich Temeswarer bin und in Kronstadt studiere und habe vier Verse aus *Decebal an das Volk* vorgetragen:

*„Es ist egal ob du als Jüngling  
Oder als gebeugter Greis stirbst;  
Es ist aber nicht gleich, als Löwe  
Oder als eingesperrter Hund zu sterben...“*

Ich sagte noch, dass in Kronstadt die Aufruhr nicht begonnen hatte, ich aber nach Hause gekommen sei. Soviel. Es gefiel mir nicht, dass die Demonstranten zischten, als sie hörten, dass die Kronstädter sich nicht aufgelehnt hatten. Vor zwei Jahren, als diese einen Aufruhr begonnen hatten, hat niemand im ganzen Land sie unterstützt.

Nachdem ich gesprochen hatte, hätte ich gern gewusst was das Komitee besprach, aber ich wurde gleich nach unten begleitet.

Unten, auf dem Opernplatz angekommen, begann ich durch das Meer von Demonstranten zu schlendern, in der Hoffnung einen Bekannten zu treffen. Auf einmal kam es mir so vor, als ob jene Menschenmenge, die schrie oder Parolen – die von den Sprechern vom Balkon der Oper angegeben wurden – im Chor sprach, der Schafherde aus Orwells „Farm der Tiere“, ähnelte. Aber gleich darauf war ich von meinem Gedanken beschämt und sagte mir, dass diese Menschen mit bloßen Händen die Diktatur stürzten.

Auf einmal habe ich ein paar Freunde getroffen, die mir von den Straßenkämpfen zwischen Demonstranten, die nur mit Steinen und Molotowcocktails bewaffnet waren, und dem Militär, das mit scharfer Munition schoss, berichteten. Sie erzählten von in Brand gesteckten Panzern und erschossenen Demonstranten; von Menschen mit einem irren Mut, die mit Hilfe eines Stahlrohres, das sie zwischen Kette und Antriebsrad geschoben hatten, einen Panzer zum Stillstand brachten.

Auch wurde mir von einem Ereignis berichtet, das mich stutzig machte: Ein Panzer, der versuchte die Menschen zu zerstreuen, wurde gestoppt und in Brand gesetzt. Der Erste, der aus dem Panzer herauskam, war ein wehrpflichtiger Soldat. Dieser wurde von der auspfeifenden Menge mit Steinen und Flaschen beworfen, bis er verletzt wurde und blutüberströmt war. Das entsetzte Antlitz des Soldaten und die Tatsache, dass der Panzer zerstört war, hat die Wut der Demonstranten besänftigt und diese begann zu rufen: „Die Armee ist mit uns!“ Dann erst kam aus dem Panzer ein Offizier, der anfang mit der Menge zu rufen: „Die Armee ist mit uns!“ und behauptete, dass er persönlich auch gegen Ceausescu ist.

Bis gegen Mittag bin ich auf dem Opernplatz geblieben, danach bin ich durch die Stadt gelaufen, um mir anzusehen, wie sie nach den Auseinandersetzungen der letzten Tage aussah. Alle Welt sprach von 5.000 ermordeten Menschen und dass die Securitatemänner die Verwundeten in den Krankenhäusern getötet haben, um die Spuren des Massakers zu verwischen.

In jener Nacht konnte ich nicht schlafen. Ich schrieb ein paar Zeilen mit dem Titel „Das Opfer“, Zeilen, von denen ich hoffte sie am nächsten Tag vom Balkon der Oper vorlesen zu dürfen.

\*

## **Das Opfer**

Der Vogel Phönix steigt aus seiner eigenen Asche auf. Die Läuterung durch das Feuer ist keine Erfindung. Die Geschichte beweist es, immer wieder.

Die Zeit der geistigen Läuterung unseres Volkes ist gekommen. Das Blut fließt in Strömen, um unsere Sünden zu waschen. Es fließt unschuldig Blut, Blut von jungen Menschen, von Kindern.

Jesus hat sich für die Vergebung der Sünden der Menschheit geopfert, aber nicht alle Menschen

haben dies zu schätzen gewusst; und das Opfer will erneuert werden. Mögen die Märtyrer, die für unsere Sünden bezahlen, uns aus dem Traum der Vernunft wecken und uns zwingen, uns folgende Frage zu stellen:

- Weshalb so viel unschuldiges Blut?

Kann ein Einzelner für all das Übel beschuldigt werden oder ist das Böse in größerem oder geringerem Maße in jedem von uns vorhanden?

Wie konnte es zu dieser Situation kommen? – fragen einige.

*Am 26. Januar hat sich das rumänische Volk seinen Sohn, den Genossen Nicolae Ceausescu, geboren,* wird im Essay *Glückwunsch im Januar* des Schriftstellers Vasile Rebreanu behauptet; das Essay ist in der Festschrift *Der Held* erschienen.

Unser Volk riskiert in Lügen zu versinken. Die Prostitution der Schrift und der Sprache, die Prostitution des Denkens, können diese noch von jemandem bestritten werden?

Die „Holzsprache“ ist überallhin vorgedrungen; oder fast überall, denn all diese Jugendlichen, die mit dem Leben für die Sünden dieses Volkes bezahlt haben, waren rein. Das Lammopfer.

Keiner von denen, welche die Holzsprache benutzen ist vor die Panzer gegangen, keiner von ihnen hat sich den Schüssen ausgesetzt. Entweder haben diese die Panzer geschickt oder zitterten sie in der Erwartung der Unterdrückung des Aufstandes. Denn sie fürchten, dass sie infolge eines Umsturzes ihre gesicherten, warmen Plätze, in denen sie behaglich saßen – während diejenigen, die jetzt sterben, Hunger und Kälte ertragen mussten – verlieren würden.

Die Menschen, die sterben, sind keine Faschisten. Sie haben niemanden.

Sie haben sich nicht für die führenden Genies des Volkes gehalten. Sie sterben für Brot, Wärme und Wahrheit. Wenn sie diese gehabt hätten, wären sie nicht auf die Straße gegangen. Keiner von diesen Toten wollte Anführer sein. Aber sie konnten die Lügen der führenden Klasse nicht mehr ertragen.

*Verdammt nicht die Herrschaft, denn sie ist vom Herrn – sagt das Evangelium oder jedes Volk hat die Führung, die es verdient – sagen andere.*

Der Augenblick, über diese Aussagen nachzudenken, ist gekommen. Das Blutbad verpflichtet uns dazu.

Wie ist es möglich, dass ein zivilisiertes Volk in diese Situation gerät? – fragen manche Leute.

Ich erlaube mir, auch eine Frage zu stellen, die die Vorhergehende annulliert:

Kann ein Volk, deren Sprachregel die Lüge ist, als zivilisiert betrachtet werden? Kann ein Volk als zivilisiert erachtet werden, wenn es einer Schicht erlaubt, sich aus seinen eigenen Reihen zu erheben und es so zu verfolgen, wie es verfolgt wurde?

Die Glocken läuten in Temeswar. Es ist Freitag, der 22. Dezember, 7 Uhr früh und man sagt, dass 5.000 Menschen infolge der unterdrückten Demonstrationen von Sonnabend, Sonntag und Montag gestorben sind.

Rumänen haben mit vollautomatischen Waffen auf unbewaffnete Rumänen geschossen. Nicht nur auf der Straße. Sogar im Treppenhaus eines Wohnhauses wurden Menschen mit Maschinengewehren angeschossen. Kinder die im Haus spielten wurden tödlich verletzt. Es wurde wie auf einem Fest geschossen, im Gedanken, dass die Ordnung wiederhergestellt werden würde.

Gestern, am Sender *Radio Freies Europa*, haben mehrere Leute gesprochen. Einer von ihnen hat sich an die Armee gewendet und sie aufgefordert, nicht auf das Volk zu schießen. „Noch nie hat die Armee auf das Volk geschossen“ – sagte er. Weiß er wohl nicht, dass 1907 die Armee – damals gab es nicht die Sicherheitskräfte – einige tausend aufständische Bauern umgebracht hatte, wozu sie sich auch der Artillerie bediente. Einige Wehrpflichtige hatten sich 1907 mit den Aufständischen verbrüdet, aber was hat der Großteil der Armee gemacht? Man sagt, dass damals ein frisch einberufener Soldat einen Orden erhalten hat, weil er – nachdem er seinen Vater im Heimatort erschossen hatte – eine Beurlaubung für das Begräbnis verlangt hat.

Man sagt, dass in Temeswar Fälle bekannt sind, in denen die Soldaten nicht schießen wollten. Sie wurden per Genickschuss hingerichtet. Ein Major soll sich vor die in die Stadt rollenden Panzer gestellt haben, er hat sie für einen Augenblick gestoppt, danach sind sie weitergefahren. Man sagt, dass ein Einheitsführer Selbstmord begangen hat, da er nicht gewillt war, auf das Volk zu schießen. Aber was macht der Großteil der Armee?

In Temeswar ist nun Ruhe eingekehrt. Die Armee hat sich seit Dienstag aus der Stadt zurückgezogen; auch die Sicherheitskräfte haben sich unsichtbar gemacht.

Es mussten 5.000 Menschen sterben um einen Waffenstillstand zu erlangen. Mit 5.000 Toten hat man in Temeswar nur den Waffenstillstand erreicht.

Das Opfern hat auch in anderen Städten begonnen. Es fließt unschuldiges Blut, denn das Blut, das in Temeswar geflossen ist, hat nicht für das ganze Land ausgereicht.

Was wird wohl geschehen?

Lucian Blaga hat behauptet: *Kein Volk ist so korrupt, als dass es sich nicht lohnen würde, für dieses zu sterben.*

Möge das vergossene Blut hinreichend genug sein, um die Einheit des rumänischen Volkes tatsächlich zu verwirklichen.

Ceausescu wird vielleicht stürzen. Aber wenn nicht alle Schuldigen die politische Szene verlassen werden, war das Opfer vergeblich.

In Reschitz hat der Kreisparteivorsitzende gesagt, dass er auf der Seite der Aufständischen ist. Die Securitate ist nirgendwo! Oder ist sie überall?!

Ist der Kreisparteivorsitzende ein Opportunist?

Wenn er ein Opportunist ist, wie wird er vorgehen nach dem möglichen Sturz der Regierung? Wird er und die Seinesgleichen freiwillig auf die Macht verzichten, oder werden Sie versuchen, so wie bisher, die Menge zu täuschen?

Jesus hat die Sünden der Menschheit ans Kreuz geschlagen und hat dieser den Weg zur Erlösung gewiesen. Das unschuldige Blut, das seit Sonnabend fließt, will die Lüge, in der das Land sich krampfhaft windet, kreuzigen. Gottes Sohn wurde zum Himmel erhoben, der Menschheit jedoch ist der Wahrheitsgeist geblieben.

Der Wahrheitsgeist ist aber nicht gleichmäßig unter uns verteilt, einigen fehlt er völlig.

Das Kreuz ist das Symbol des Opfers, doch für denjenigen, der den Weg des Kreuzes wählt, bedeutet das Opfer Auferstehung.

*Wahrheit ist das, was zum Schluss ans Tageslicht kommt*, die Lüge bedeutet den Versuch, die Wahrheit zu verbergen. Und noch nie wurde soviel gelogen, wie in den Tagen in denen die „großzügigste Idee“ – der Kommunismus – jemals ein Land regiert hat.

Ich bin mit demjenigen einverstanden, der den Kommunismus als das „letzte Stadium des Deliriums“ bezeichnet hatte.

Das unschuldige Blut, das fließt, will ihn kreuzigen.

*Ein Gespenst wandelt durch Europa, es ist der Kommunismus.* Dies ist das Motto *Des Manifestes der Kommunistischen Partei*, das 1848 erschienen ist.

Was wahr ist, dieses Gespenst hat es in Europa verrückt getrieben. Die Menschen sind dieses Gespenst leid, sie wollen, dass es verschwindet.

Möge das unschuldig vergossene Blut ein hinreichend hoher Preis sein, um dieses Gespenst zu kreuzigen.

Ich werde ein Kreuz machen, auf das ich den Namen des Toten schreiben werde: DER KOMMUNISMUS.

\*

Am Morgen habe ich ein Holzkreuz gemacht, auf das ich den Namen des Toten geschrieben habe und bin mit ihm und dem in der Nacht geschriebenen Text, von zwei Jungen begleitet, auf den Opernplatz gegangen.

Da angekommen, bin ich durch die Menschenmenge gegangen um zur Tribüne vorzudringen.

\*

23. XII. 1989. Es ist Samstagabend, 23:30 Uhr. Gestern Abend hat das Schießen in der Stadt wieder begonnen. Es wird ununterbrochen geschossen. Gestern, um diese Uhrzeit, hat eine Kugel das Dach durchdrungen und schlug auf der Decke des Zimmers, in dem ich mich aufhielt, auf. Dabei wurde ein unheimlicher Knall erzeugt. Noch nie spürte ich den Tod so nahe und noch nie fühlte ich mich so schwach.

Das Schießen hat eine halbe Stunde nachdem ich zu Hause angekommen war begonnen. Als der Schuss, den ich vorhin erwähnte, an die Decke stieß, befand ich mich mit Micky und Sebi in dem Zimmer. Sebi war noch kein halbes Jahr alt. Wir haben die Rollläden heruntergelassen und auf dem Fußboden geschlafen aber eine zufällig gefeuerte Kugel, hätte von der Decke abprallen und ihr Ziel erreichen können.

Die ganze Nacht wurde ununterbrochen geschossen. Terroristen. Söldner.

Sie erschießen Menschen, die friedlich auf der Straße gehen. Heute bin ich nicht aus dem Haus gegangen. Ich hatte Angst.

Gestern Abend, als sie anfangen zu schießen, habe ich die Eingangstür dreifach zugesperrt. Ich habe ein großes Küchenmesser in greifbare Nähe der Tür gelegt, um mir selbst Mut zu machen. Ich weiß, dass ich auf der schwarzen Liste der Securitate stehe.

Gestern hatte ich keine Angst. Ich bin in Fratelia (einem anderen Stadtteil) gewesen und habe das Kreuz gemacht. Es war ein schönes Kreuz, groß genug; aus einem Brett von zwei Metern und einem von eineinhalb Metern Länge.

Das Kreuz sah gut aus. Darauf befestigte ich ein Schild mit dem Namen des Toten – DER KOMMUNISMUS. Dann habe ich das Kreuz auf die Schulter genommen und bin damit zur Oper gegangen. Zwei Jungen haben mich begleitet. Sie hatten an den Zusammenstößen von Sonntagnacht auf der Girocer Straße teilgenommen.

Auf dem Weg betrachteten die Passanten das Kreuz. Die meisten sagten:

„Zum Teufel mit ihm, der verdient kein Kreuz!“

Ich denke anders: er muss gekreuzigt werden. Ich wollte dies den Menschen, die auf dem Opernplatz versammelt waren, sagen. Ich hatte die Grabrede bereitgehalten. Ich hatte sie ganz früh morgens geschrieben.

Mit einem der beiden Jungen habe ich mir einen Weg bis vor das Hauptportal der Oper, unter dem Balkon, gebahnt. Ich bin viel schwerer als am Vortag durchgekommen, da deutlich mehr Demonstranten – die sich beeilten, die Schlagwörter, die von der Tribüne vorgesagt wurden, im Chor zu sprechen – anwesend waren. Ich habe denen auf dem Balkon zugewunken und angedeutet, dass ich im Namen des Kreuzes, das ich trug, sprechen möchte. Aber einer vom Komitee, Fortuna – der mich am Vortag aufmerksam gemacht hatte, aufzupassen was ich sage – deutete mir an, mit dem Kreuz zu verschwinden. Es war der Freitagmorgen des 22. Dezember 1989. Ceausescu befand sich immer noch an der Macht.

In Temeswar war es der siebte Tag der Unruhen.

Die Geschwindigkeit, mit der sich die Teilchen absetzen, ist direkt proportional zu der Dichte. Ich glaube, dass die Reaktionsgeschwindigkeit der Menschen proportional zu ihrer Ehre und umgekehrt proportional zu ihrer Feigheit ist. Die Menschen, die an der Seite derjenigen waren, die Sonntag und Montag gestorben sind, befinden sich jetzt in der Menge. Ihre Vertreter stehen auf der Tribüne.

Beispielsweise sind heute die Priester gekommen. Ich gebe einen Teil der Botschaft wieder, die ein Mann aus Karansebesch über *Radio Freies Europa* am 20. Dezember überbracht hat.

„Die Griechische Kirche hat die Fahne des Antiosmanischen Kampfes hochgehalten ... wo waren unsere Priester, als unsere Kinder auf den Treppen der Kathedrale starben, weil deren Tore zugesperrt waren? Warum sind sie nicht mit den Kirchenfahnen vor das Volk getreten?“

\*

Vor eineinhalb Jahren war ich mit meiner Mutter in der Kathedrale, um mit einem Priester zu sprechen. Wir traten in den Beichtstuhl und meine Mutter sagte:

„Vater, wir sind gekommen, Sie um eine Messe zu bitten.“

„Nein, wir sind in erster Linie gekommen, um ein umstrittenes Problem zu klären – erwiderte ich.“

„Sprich mein Sohn!“ – sagte der Priester, der nicht älter als 35 war.

„Ich habe einige Fragen. Ich habe auch das Evangelium gelesen, aber ich habe etwas anderes als meine Mutter verstanden. Was bedeutet z.B. *Gebt dem Cäsaren was dem Cäsaren gehört und Gott was Gott gehört?*“

„*Gebt dem Cäsaren was dem Cäsaren gehört*, bedeutet die existierende soziale Ordnung zu respektieren, deine Pflicht in der Arbeit zu tun, kein Revolutionär zu sein...“

„Und was bedeutet *Gott geben was Gott gehört?*“

„Das bedeutet, du sollst deinen Eltern gehorchen, die existierende soziale Ordnung respektieren, nicht revolutionär sein – du kannst revolutionär sein im Sinne der technisch-wissenschaftlichen Revolution oder der neuen Agrarrevolution.“

„War Jesus ein Revolutionär oder nicht?“

„Jesus war der Urheber einer neuen Moral, ohne die Herrschaft anzufechten.“

„Aber was halten Sie von Pfarrer Calciu?“

Pfarrer Calciu war einer der wenigen rumänischen orthodoxen Priester, der sich dem kommunistischen Regime widersetzt hat. Pfarrer Calciu war jahrelang in Haft gesessen. Anfang der 80er Jahre nach dem Einschreiten Internationaler Menschenrechtsorganisationen, durfte er in die Vereinigten Staaten ins Exil flüchten.

„Welche Meinung könnte ich von ihm haben?“

„Sie könnten einverstanden sein mit dem was er sagt, dagegen sein, oder keine Meinung haben.“

„... Wir sind hier um den sozialen Frieden zu bewahren...“

„Vater, ich kann nicht akzeptieren, dass ein Mensch, der feiger ist als ich, mir die Messe liest!“, sagte ich und ging weinend hinaus.

Meine Mutter blieb noch, um mit dem Priester zu sprechen.

\*

22. XII. 1989. Heute sind die Kirchenfahnen aus der Kirche herausgebracht worden. Und der Priester, auf der Tribüne, sagt:

„Unsere orthodoxe Kirche hat dem Volk immer beigestanden ...“

Der allzu Heilige Metropolit Nicolae hat ein Buch geschrieben, in dem er die Verbrechen, die die Hortysten während des Krieges im Norden Siebenbürgens begangen haben, aufdeckt ...“

Auch die Mönche der Moldau-Klöster sprechen von den beiden Feinden Rumäniens: Russland und Ungarn.

Der allzu Heilige Metropolit Nicolae hat sehr schön bei der Vollversammlung des Nationalrates der Front der Sozialistischen Demokratie und Einheit gesprochen:

*Sehr geehrter Herr Präsident,*

*Wir sind glücklich, immer wenn wir in Ihrer Nähe sind. Ihre Gegenwart verleiht uns das Gefühl der Ruhe und Sicherheit. Wir sind Ihnen dankbar für die Bedingungen von Stabilität und Gleichgewicht, die unsere Existenz sichern. Vor allem danken wir Ihnen für das Vertrauen, das Sie in unsere Herzen gesät haben ... – Telegraful Roman, Nr.41-42 und 43-44 – 1989, Hermannstadt 1. und 15. November 1989.*

Hat sie dem Volk immer beigestanden, die Kirche? Der Bischof, der die Abschiebung von Pastors Tökes angeordnet hat, war er auch auf Seiten des Volkes? Welchen Volkes?

Ich habe den Jungen aus Fratelia mit dem Kreuz vor dem Portal stehen gelassen; ich versuchte zum Komitee vorzudringen, um um die Erlaubnis zu bitten, „Das Opfer“ vom Balkon der Oper vorlesen zu dürfen.

Vergebens.

„...und, außerdem hast du ja gestern schon gesprochen. Was willst du noch?“ hat einer der Menschen, die den Sicherheitsgürtel bildeten und den Eintritt zum Gebäude absicherten, zu mir gesagt.

Ich bin zurückgegangen, um mein Kreuz zu holen, aber ich sah es nicht mehr. Mühsam bin ich zu dem Platz, an dem ich Gabi mit dem Kreuz stehen gelassen habe, zurückgekehrt; dieser war aber nicht mehr da. Ich fragte die Leute:

„Wo ist der Junge mit dem Kreuz?“

„Er hat es fallen lassen und ist weggegangen.“

Ich beugte mich um das Kreuz zu suchen, das von den Leuten mit Füßen getreten wurde. Ich habe es gefunden. Schwer konnte ich diejenigen, die auf dem Kreuz standen, davon überzeugen, dass sie mich das Kreuz holen lassen.

„Wozu brauchst du es? Lass es dort! Fortuna hat doch gesagt, dass es nicht gut ist!“

Schließlich habe ich es doch noch aufgehoben. Es war voll Schmutz und das Schild auf dem der Name gestanden hatte, war zerrissen.

Ich habe das Kreuz auf die Schulter genommen und ging auf die Kathedrale oder auf mein Haus zu. Ich weiß nicht genau wohin ich gehen wollte. Aber inmitten des Platzes begegnete ich einer Gruppe Jugendlicher, die mich fragten, was das Kreuz darstellen soll. Ich sagte ihnen was vorgefallen war. Dann sagten sie, dass wir ein neues Schild mit dem Namen des Toten an das Kreuz anbringen sollten.

Ich habe das Schild neu gemacht und bin damit in Richtung der Kathedrale gegangen. Währenddessen wurde im Radio mitgeteilt, dass der Verteidigungsminister Selbstmord begangen hatte. Ich band das Kreuz an eine Laternensäule vor der Kathedrale. Ein Mann gab mir ein Paar Waffeln und einen Apfel.

Ich blieb auf dem Platz stehen, um zu sehen was weiter geschieht...

„Wir sollen beweisen, dass dieser Platz, der aufgrund des Befehls des Diktators in zwei Wochen mit Mosaik neu bepflanzt wurde, von uns mit rotem Marmor ausgelegt werden wird.“

„Nieder mit Ceausescu! Nieder mit Ceausescu!“

„Wir kämpfen und gewinnen!“

„Er soll dem Gericht hier im Banat vorgeführt werden!“

„Wir wollen einen anderen Führer!“

„Ceausescu soll für das vergossene Blut verurteilt werden!“

Es ist Freitagmittag, den 22. Dezember. Man hat verkündet, dass die Armee auf der Seite des Volkes ist.

Vom Balkon der Oper wird der Beschluss des Revolutionärenkomitees der Rumänischen

Demokratischen Front verkündet, drei Kandidaten für das Amt des Präsidenten: Cârpan, Iliescu und Bălan, vorzuschlagen.

Cârpan ist der Direktor eines großen Kombinats für Schweinezucht im Landkreis, angeblich eines der wenigen rentablen Unternehmen, der nationalen Wirtschaft.

Von Iliescu wissen die meisten Demonstranten nichts. Es ist ein alter Parteifunktionär; obwohl er sich nicht offen Ceausescu widersetzt hatte, kursierte schon seit mehr als einem Jahr das Gerücht, dass unter dem Druck Moskaus, dieser an die Macht kommen wird und die Lage im Lande sich normalisieren werde.

„Lass sein, Iliescu, der Freund Gorbatschows wird kommen und uns von Ceausescu befreien.“ Wer hat wohl dieses Gerücht in die Welt gesetzt? Auf jeden Fall, hat die Menschenmenge auf dem Platz den Vorschlag, der von der Tribüne kam, übernommen und skandierte: „I-li-es-cu! I-li-es-cu!“

„Als dritten Kandidaten hat die Rumänische Demokratische Front, Herrn Bălan vorgeschlagen! Herr Bălan hat seinen Namen mit dem unserer Stadt und unseres Landkreises verbunden ... im Verlauf der Jahre hat er zur Verschönerung dieser Stadt beigetragen ... Wir wollen Bălan, weil er aus dem Banat stammt!“ – wurde vom Balkon der Oper gerufen. Und sehr viele Menschen auf dem Platz antworteten: „Wir wollen Bălan, weil er aus dem Banat stammt!“ „Wir wollen Bălan, weil er aus dem Banat stammt!“ Wer ist dieser Bălan? Er ist derjenige, der Sekretär des Kreispartei Komitees war. Der Mann, dem die Miliz, die Armee und die Sicherheitskräfte im Landkreis untergeordnet waren. Der Mann, auf den diejenigen hörten, die die Demonstrationen in den ersten Tagen der Revolution zerschlugen.

„Die Rumänische Demokratische Front ist eine in Temeswar gegründete politische Organisation, deren Ziel es ist, einen Dialog mit der rumänischen Führung aufzunehmen, um die Demokratisierung des Landes zu erreichen. Die Rumänische Demokratische Front verbindet den Beginn dieses Dialoges mit dem Rücktritt des Tyrannen Nicolae Ceausescu.“

Die Demokratische Front behauptet, die Interessen der Menschen, die sich aufgelehnt hatten, zu vertreten; behauptet im Namen derer, die am Samstag und Sonntag starben, zu sprechen. Und trotzdem ist Bălan Repräsentant der R.D.F.!

„Die Tyrannei ist gestürzt! Das rumänische Volk hat gesiegt!“

„Wir wollen Bălan, weil er aus dem Banat stammt!“

Eine Gruppe Jugendlicher, mit trikoloren Bändern am Arm, jubelten im Einklang mit der Menge, der Tribüne zu. Ich fragte sie, ob es ihnen nicht merkwürdig erscheint, dass gerade Bălan als Vertreter der Menschen, die auf dem Opernplatz waren, ernannt wurde. Einer von ihnen sagte mir mit einem Ton, der keine Widerrede zuließ:

„Bist du von der Securitate, oder warum stellst du so viele Fragen?!“

Sie rieten mir, meinen Mund zu halten, falls ich nicht Ärger bekommen wollte...

Ich bin nicht von der Securitate, aber es kommt mir doch komisch vor, dass Bălan auserwählt wurde, um diese Menschen zu vertreten...

„Die Sonne geht über der Kathedrale auf und lässt den Opernplatz und die Kathedrale in hellem Sonnenschein erleuchten; die Kathedrale, die er nicht sehen wollte, glänzt in der Sonne.“

„Es lebe die Freiheit!“

„Nieder mit der Diktatur!“

„Nieder mit dem Kommunismus!“

„Nieder mit dem Kommunismus!“

Man hat „Nieder mit dem Kommunismus!“ auf dem Opernplatz gerufen. Alle Menschen haben gerufen. Oder fast alle. Aber die Losung wurde nicht von der Tribüne eingegeben. Sie wurde von einem, der unten stand, zuerst gerufen und dann von allen auf dem Opernplatz übernommen.

Ich löste das Kreuz von der Laternensäule und rannte damit nun zum zweiten Mal auf die Tribüne zu. Die Menschen klatschten und machten mir eine Bahn frei. Ich erreichte die Stufen des

Haupteingangs der Oper. Die vom Balkon sagten nicht mehr, dass das Kreuz verschwinden soll. Sie ignorierten es. Ich gab das Kreuz denen, die auf der Plattform über dem Eingang standen; Sie stellten dieses auf die Plattform unter dem Balkon. Die Plattform ist von überall auf dem Platz sichtbar, aber das Kreuz ist zu klein. Nur aus nächster Nähe konnte man erkennen was es symbolisiert.

Froh darüber, dass ich erreicht hatte, das Kreuz auf die Plattform zu bringen, versuchte ich erneut zur Tribüne zu steigen, um über die Bedeutung dessen zu sprechen. Aber dies war unmöglich. Eine Frau, die gehört hatte, dass ich hinaufgehen wollte, um etwas vorzulesen, fragte mich, ob ich einen Beitrag habe, der gedruckt werden könnte.

„... Geh damit zur Druckerei, weil sie eine Zeitung herausbringen wollen. Vor einer halben Stunde waren sie hier und suchten Material. Sie haben noch nichts.“

Ich ging mit dem am Morgen geschriebenen „Opfer“ zur Druckerei. Verantwortlich für die Verfassung der Zeitung war ein junger Schriftsteller. Er erzählte mir, dass er verfolgt wurde und er sich nicht frei äußern konnte. Die Leute dort kannten ihn, was dazu beigetragen hatte, dass er zum Chefredakteur der ersten Zeitung, die in Temeswar nach der Revolution erscheinen würde, eingesetzt wurde. Ich sagte ihm, weshalb ich gekommen war und schlug ihm vor, den Text zu analysieren, um eventuell einige Änderungen vorzunehmen, da sich die Lage seit dem Morgen, als ich den Beitrag geschrieben hatte, geändert hat. Wir haben beschlossen aus dem Text der gedruckt werden sollte, den Satz bezüglich der Verwicklung der Armee in der Niederschlagung der Revolution zu streichen. Ich ging dann nach Hause, um noch einen Beitrag, den ich vor einem Jahr geschrieben hatte zu holen und „Das Opfer“ umzuschreiben.

„Du sollst spätestens in 2 Stunden zurück sein, weil wir die Zeitung zum Drucken geben müssen.“

Ich trat aus der Druckerei auf die Straße und machte einem Auto Zeichen, stehen zu bleiben. Es blieb stehen. Alle Leute freuten sich. Alle Autos fuhren hupend vorbei. Viele hatten Fahnen, aus denen das kommunistische Wappen herausgeschnitten war.

Ich bat den Mann, mich nach Hause zu fahren, da ich etwas zur Druckerei bringen muss. Ich kannte ihn nicht. Aber er brachte mich nach Hause.

Micky und eine Nachbarin haben beide Texte umgeschrieben. Ich habe keine schöne Schrift. Der Text, den ich im Sommer 1988 in Form eines offenen Briefes geschrieben hatte, nannte sich „Der Sohn des Volkes“ und sollte mit einem Vermerk erscheinen.

\*

## **Vermerk**

Dieser Text hat seit dem Sommer letzten Jahres in einer Schublade gelegen, weil ich keine Gelegenheit hatte, ihn ins Ausland zu schicken, um dort veröffentlicht zu werden. Wenn ich ihn hätte schicken können, hätte ich nicht den Mut gehabt ihn, zu unterzeichnen.

## **Der Sohn des Volkes**

Du maßt dir an, der Sohn des Volkes zu sein.

Du meinst das Recht dazu zu haben. Aber wer hat Dir dieses Recht gegeben? Welches Volk?

Was bedeutet Dir dieses Volk, für dessen liebsten Sohn Du dich hältst? Eine Menge, die lebt, um dich zu verherrlichen. Eine Menge die lebt, weil Du willst dass sie lebt! Menschen deren Schicksal Du bestimmst. Menschen die es Dir zu verdanken haben, dass sie Essen bekommen, eine Wohnung haben, dass sie arbeiten dürfen und müssen. „Die Arbeit ist eine Ehrenpflicht“ sowohl die Pflicht als auch die Ehre sind von Deinem Wohlwollen abhängig.

*Der Patriotismus ist nicht ein Verdienst, sondern eine Pflicht!* – das Zitat stammt von Dir. Die Pflicht muss erfüllt werden. Mit oder ohne Ehre, mit oder ohne Stolz. Eigentlich ohne Stolz, denn der Einzige, der stolz sein darf, bist Du. Der Schöpfer der goldenen Epoche. Die Anderen müssen demütig sein, um Deinen Stolz hervorzuheben.

Schon als kleiner Junge fühltest Du den Ruf zum Thron. Du fühltest Dich schon als kleiner Junge *Herr über alles, was sich in diesem Land bewegt, der Fluss, der Zweig!* Du bist von zu Hause weggelaufen, um Herrscher zu werden.

Am Anfang wusstest Du nicht, wie Du über alles Herrscher werden kannst. Du wolltest dann bloß Herr über die Dinge anderer werden – Taschendieb. Du wirst gelobt, weil du bereits mit 15 Jahren ein Revolutionär warst. Du hast wahrlich an einer Revolution teilgenommen – eine Revolution gegen das Eigentum. Du bist der wahre Herr der Sachen, die sich in meiner Tasche befinden und es ist Dein gutes Recht zu holen was Dir gehört. Auch wenn das besagte Ding mein Jackett ist.

Du bist mit dem Sinn des absoluten Herrschers geboren, aber es war auch nicht so leicht der „Beliebteste Sohn des Volkes“ zu werden.

Nachdem der Klassenfeind Dich eingekerkert hatte, weil Du Deine Ansprüche geltend machen wolltest, indem Du Deine Hand in jemandes Tasche stecktest, der zu Unrecht etwas, was Dein war besaß, hat sich Dein Blickwinkel erweitert. Das, was Du bis dahin nur gefühlt hast, wurde Dir von Deinen Genossen als den Sinn der Existenz präsentiert. Du und sie, ihr hattet die Ausbeutung des Menschen durch den Menschen abzuschaffen; Ihr wart bestimmt, das Eigentum, das Ausbeutung hervorbringt, abzuschaffen. Du warst vom Schicksal ernannt, um die Menschen gleich zu machen, auch gegen ihren Willen.

Du hast Deine Rolle als Erlöser Deines Volkes ernst genommen. Nachts, mit der Pistole in der Hand und unter dem Schutz des fremden Panzers, hast Du begonnen, die Gleichheit zu fördern. Der fremde Panzer war das Symbol der Freiheit und des Wohlstandes. Er wachte nicht über die Einführung fremder Lebensnormen, sondern förderte die Gerechtigkeit, die Würde und die Gleichheit. Es war zwar ein fremder Panzer, aber uneigennützig und internationalistisch. Und Du warst einer der begeisterten Anhänger der Einführung der neuen Normen mit Hilfe des fremden Panzers. Für Dich war der Panzer ja nicht fremd – er diente ja deinen Interessen. Mit seiner Hilfe hast Du die Gleichheit eingeführt, aus welchem Grund Dir Dankbarkeit gebührt. Dir steht Ruhm zu, weil Du darüber wachst, dass die Menschen gleich bleiben. Du verdienst Ehre, weil Du darüber bestimmst was und wie viel die Menschen essen sollen, unter welchen Bedingungen sie wohnen, wo und wann sie arbeiten, was sie in der Freizeit machen sollen. Du hast ein Paradies für Dein Volk geschaffen, indem Du die Sorgen der Menschen auf Dich genommen hast.

Du hast eine einzige Sache vergessen, Eigentlich glaube ich nicht, dass Du sie vergessen hast; Du versucht bloß zu vergessen. Du quälst Dich, zu vergessen, aber Du kannst nicht. An Dir nagt der Gedanke, dass, damit Dein Paradies perfekt ist, Du alle Menschen – nicht nur in Ihrem Besitz, was Du ja bereits erreicht hast – gleich machen solltest.

Dich verbittert der Gedanke, dass die Menschen in ihrem Denken nicht gleich sind und Du sie nicht dazu bringen kannst auf die gleiche Art zu denken. Du möchtest, dass alle Menschen gleich denken; dass sie das – was Du willst – denken.

Du fürchtest, dass die Menschen, die Du scheinbar gleich gemacht hast, eigentlich gar nicht gleich sein wollen; Du fürchtest, dass der Normalbürger (der Dir für all das, was Du für ihn getan hast, Dankbarkeit schuldet) denkt, dass er gerne auf die Anstrengungen, die Du für sein Glück auf Dich nimmst, verzichten würde. Welch Undankbarkeit!

Dich verfolgt der Gedanke, dass, nachdem Du aufhören wirst mit Hilfe der Sicherheit (Securitate) die Sicherheit deines Volkes zu überwachen, Du von dem Sockel, auf den Du selbst gestiegen bist, gestürzt werden wirst. Du hast Angst vor dem, was man über Dich und deine „Goldene Ära“ sagen wird, dann, wenn die Menschen nicht mehr von Deinem Wohlgefallen abhängig sein werden. Du

betrachtest mit Misstrauen deine mächtigen Parteigenossen, die genau so wie Du früher, als Du Dich bemüht hast emporzukommen, handeln könnten. Obwohl sie Dir schmeicheln und Dich nie offen kritisieren, hast Du Angst, denn Du weißt, dass sie selbständig denken können und vielleicht geheime Pläne schmieden, um widerrechtlich Besitz von Deinem Gut zu ergreifen. Aber mehr noch hast Du Angst vor der Menge, die schweigt. Die Menschen, die Du dazu gebracht hast, immer Angst vor dem Prügelstock zu haben, diese Menschen, die von Deinem Wohlgefallen abhängig sind, haben sich einige Male in einer Art bewegt, die Dir nicht gefallen hat. Mehr noch, sie haben Dich erschreckt.

Ein Dieb kann kein Vertrauen zu Menschen haben, weil er denkt, dass auch sie Diebe sind. Ein Räuber bildet sich ein, dass alle Menschen Räuber sind.

Du erbaust Tempel über Tempel, „Stiftungen“ die dem Vergehen der Zeit trotzen sollen um zu bezeugen, dass Du der beliebteste Sohn des Volkes warst. Aber Du hast Angst.

\*

Ich habe die Blätter, mit den beiden umgeschriebenen Texten genommen und bin zurückgegangen. Ich habe ein Auto gestoppt. Die Menschen schienen sich zu freuen. Sie wollten helfen. Beim betreten der Druckerei wurde ich sehr aufmerksam durchsucht. Man sagte, dass mit Einbruch der Dunkelheit Terroristen in die Stadt eingedrungen wären. Diversanten, Menschen in Zivil, die den Auftrag hätten, in der Stadt Panik zu erzeugen. Man sagte, dass einige von diesen das Gebäude stürmen wollten, um das Erscheinen der Zeitung zu verhindern.

Ich ging hinein, um den Mann, der gesagt hatte, dass er sich mit der Herausgabe der Zeitung beschäftigte, zu suchen. Im Augenblick war er nicht anwesend. Ein anderer, auch ziemlich jung, versuchte das Gedicht *In Opressores* von G. Cosbuc zu bekommen. Ich wartete.

„Welchen Namen wird unsere Zeitung haben?“ – fragten sich die Anwesenden.

„Die Blutige Stirn“ – schlug einer vor – „Stirn, weil der Aufstand in Temeswar begonnen hat, im Banat. Die Banater haben so ein Sprichwort: *Immer ist Banat die Stirn (an der Spitze)!* Blutige, wegen dem vergossenen Blut. Selbstverständlich ist das nur ein vorübergehender Titel, aber für die morgige Auflage ist es ein guter Titel.“

„Er ist zu oberflächlich“ – sagte lächelnd ein etwas älterer Herr, Redakteur *Der Roten Fahne*, die gewesene Tageszeitung des Kreisparteikomitees.

Jetzt kommt auch mein Bekannter. Er flüstert demjenigen, der das Gedicht *In Opressores* umschreibt und den Titel: „Blutige Stirn“ vorgeschlagen hat, etwas zu. Danach spricht er mich an.

Die morgige Zeitung bringen nicht mehr sie heraus. Es wurde beschlossen, dass Bălan die Zeitung herausbringen wird. Sie wird unter einem anderen Titel erscheinen – „Die Blutige Stirn“ ist ja ein zu oberflächlicher Titel.

„Also habe ich mich vergeblich beeilt?“ – frage ich ihn.

„Nein, Du lässt mir die Beiträge da und sie werden in einer der nächsten Ausgaben erscheinen. Morgen, oder übermorgen, oder später; wenn nicht, kommst Du zum Facla Verlag und holst sie ab.“

„Aber warum bringt nicht ihr, wie besprochen, die Zeitung heraus? Habt ihr nicht überlegt, dass dieser Bălan vielleicht ... weißt du, die Botschaft meines Aufsatzes ist: *„Ein Gespenst wandelt durch Europa, es ist der Kommunismus – kommt kreuzigen wir ihn auch!“*... Ich habe kein Vertrauen zu diesem Bălan. Ich habe bei der Securitate versprochen zu schweigen. Auf der Tribüne hätte ich keine Angst gehabt zu sprechen – ich habe auch gestern gesprochen – weil die Leute mich gehört hätten und wenn ich verschwinden würde, würden Sie verstehen, dass eine Farce gespielt wurde. Wenn das Geschriebene in der Zeitung erscheinen würde, wäre es dasselbe. Aber wenn ich sterbe und das Geschriebene nicht erscheint, bist du verantwortlich? Vor Deinem eigenen Gewissen, nicht das eines anderen?“

„Mach dir keine Sorgen, komm, gehen wir ...“

Wir verließen gemeinsam das Gebäude der Druckerei. Am Tor sagte er mir:

„Behalte lieber du sie. Such mich ein anderes Mal.“

Ich nahm die Texte und ging damit nach Hause.

Auf dem Heimweg wurde ich einige Male von Leuten, die die Identität der Passanten feststellten und prüften ob diese Waffen haben, gestoppt. Alle sprachen von dem nahe bevorstehenden Erscheinen der Terroristen.

Auf dem Freiheitsplatz stieß ich auf eine Gruppe, die auf die Oper zuing.

„Mir gefällt dieser Bälán nicht“ – sagte ich und erzählte ihnen den Vorfall mit der Zeitung.

Es war zwanzig Uhr, aber der Platz war hell genug, um lesen zu können. Ich zeigte den Leuten den am Morgen geschriebenen Text.

„Ich war diese Tage auch auf der Straße“ – sagte einer. „Wenn du willst, gehen wir zu Kiss – ich kenne ihn, er ist im Komitee und von mir von der Fabrik – und ich werde ihm diesen Text zeigen. Er wird dir sagen, ob man ihn dir drucken wird oder nicht.“

Ich gehe mit dem jungen Mann zu Kiss. „Wir treffen uns später vor der Milchbar“, sagte er zu den anderen.

„Wir gehen und sprechen jetzt mit ihm, wenn er sich bereiterklärt es zu drucken, Lass ich ihm den Text, wenn nicht, dann nicht.“

Wir erreichten die Oper. Auf dem Weg zum Nebeneingang, der zum Komitee führte, wurden wir viermal überprüft.

Vor dem Eingang wurden wir endgültig gestoppt. Man kann nicht hinaufgehen. Es sind schon viel zu viele Menschen im Gebäude; und bis oben sind noch viele Kontrollpunkte.

„Was für ein Problem habt ihr? ... Gebt das Blatt her und wir tragen es hinauf.“

Der Mann der mich begleitet hatte, schrieb mir ein Empfehlungsschreiben.

„Geehrter Herr Kiss, bitte lies diesen Text („Das Opfer“) und sag mir, ob deiner Meinung nach dieser gedruckt werden kann. Ich fand ihn ziemlich gut. Wir warten auf die Antwort!“

Während wir auf die Antwort warteten, kam ein Mann der sagte, dass sich zwei Lastwagen mit ausgeschalteten Scheinwerfern nähern. Die Menschen um uns bildeten einen Gurt, der die Straße versperrte. Sie hatten keine einzige Waffe und trotzdem richteten sie sich in einer Linie, mit der bloßen Brust gegen die Dunkelheit, aus. Ich bekam langsam Angst, aber es passierte nichts. Es war bloß ein Gerücht gewesen. Diejenigen Männer, die die Straße versperrt hatten, waren alle jung. Alle noch keine 30. Alle Arbeiter. Ich fragte sie nach ihrer Meinung über Bäláns Wahl als ihr Vertreter. Ich erzählte ihnen die Vorfälle von der Polygraphie. Sie zuckten die Achseln und sagten:

„Wir sind einfache Arbeiter. Wir bewachen diesen Eingang“.

Ca. eine Stunde nach unserer Ankunft haben wir erfahren, dass wir vergeblich gewartet hatten. Kiss war bereits vor unserer Ankunft nach Hause gegangen, aber die hinaufgeschickten Texte wurden nicht mehr zurückgeleitet. Auch die Antwort nicht. Der Mann, der mit mir gekommen war, zuckte mit den Achseln. Er hatte seine Freunde verlassen um mich zu begleiten...

Ich ging auch nach Hause. Vielleicht wird mir jemand in Kronstadt meine Texte veröffentlichen. Eine halbe Stunde nachdem ich zu Hause angekommen war, begann die Schießerei. In den ersten Tagen meines Wehrdienstes hatte ich einem demonstrativen Schießen beigewohnt. Jetzt hörte ich ein Richtiges. Und die Menschen standen mit leeren Händen auf dem Opernplatz. Ich fragte mich, was wohl aus den Jungen geworden ist, mit denen ich mich unterhalten habe, während ich auf die Antwort wartete.

\*

Ich kam am Mittwoch aus Kronstadt zurück. Montag sprachen einige in der Uni über Temeswar.

Wenige. Man wusste nicht, was vorgefallen war.

Vor dem letzten Vortrag ging ich, denn ich sollte ab 11 Uhr Fahrstunden erhalten. Ich erreichte die Garage in der Studentensiedlung, aber man sagte mir, dass die Fahrstunde verschoben wurde. Es kam der Befehl, dass alle Autos in den Garagen bleiben müssen. Die Fahrzeuge der Universität, mit denen die Studenten fahren lernen, werden auch für andere Zwecke gebraucht. Sie werden auch als Dienstfahrzeuge für die Securitate genutzt. Im November letzten Jahres hat mich Oberleutnant Burcin mit so einem Fahrzeug von der Schule abgeholt...

Zu Beginn des letzten Schuljahres hat der Verein für Wandern und Naturschutz seine Tätigkeit wieder aufgenommen. Ein neues Schuljahr bedeutet auch ein neuer Anfang, so dass ich wieder anfang im Verein zu sprechen. Seit dem letzten Winter habe ich geschwiegen. Man hatte mir auferlegt zu schweigen.

Vor zwei Jahren, zu Beginn des Unterrichtsjahres 1987 – 1988, hatten wir erreicht, eine Idee durchzusetzen. Die Idee, dass der Verein für Wandern und Naturschutz einen Zweck haben muss, und zeigten worin dieser bestand: die Jugendlichen im Sinne der Achtung und Liebe zur Natur zu erziehen. Wir hatten durchgesetzt, dass das Statut eines Mitglieds dieses Kreises sowohl Rechte als auch Pflichten voraussetzt. Die Pflicht besteht darin, dass jeder der im Wald oder in den Bergen war und verstanden hat die Natur zu achten, wenn er zu den Menschen zurückkehrt, diesen die Notwendigkeit der Achtung der Natur verständlich zu machen hat.

Es klingt komisch aber es dauerte drei Jahre, um diese Idee durchsetzen zu können. Es war viel bequemer zu denken, dass das Statut eines Mitglieds des Naturschutzbundes dir nur Rechte und nicht Pflichten gewährt. *Im Sozialismus werden alle Menschen eine Staatsrente erhalten (Conu Leonida in Konfrontation mit der Reaktion – I. L. Caragiale)*. Der Großteil derer, die zum Verein kamen, kam um zu verlangen und nicht um zu geben. Zu Beginn des Universitätsjahres 1986 – 1987 kam eine Studentengruppe, die sagte: „Wir sind *Alpin H* und wollen mit euch in die Berge gehen, wenn ihr uns Ausrüstung stellt.“

Der Berg hat es nicht nötig, von Scharen besucht zu werden. Die Tatsache, dass du in einer Gruppe kommst, beeindruckt ihn nicht. Im Gegenteil. In der Gruppe ist es schwieriger die Ruhe zu bewahren, als wenn man alleine geht. Der Berg ähnelt einem Tempel, einer Kirche. So wie man sagt, dass der Geist einer Kirche nicht in ihren Mauern steckt, sondern im Geiste dessen, der sie betritt, so steckt der Geist des Berges im Geiste dessen, der seine Pfade betritt.

Um die eigene Ruhe zu finden, muss man die Ruhe des Berges respektieren. Und es ist nicht üblich, eine Bezahlung zu fordern, wenn man die eigene Ruhe wieder finden will. Im Gegenteil, man bleibt schuldig.

Diese Idee ist alt, man findet sie in der Literatur und auch in der Religion. Die Kontemplation, die Meditation ziehen ein religiöses Gefühl mit sich. Über diese Dinge hatte ich gesprochen und über die Pflicht, den Naturschutzbund in eine kulturelle Bewegung umzuwandeln, die durch ihre Aktivität, die Jugendlichen im Sinne der Achtung der Natur sensibilisieren soll.

Im Oktober 1987 wurde ich zum Kulturreferent des Vereins gewählt – ein Amt, das dann eingeführt wurde.

Von der Natur wie von einer Kirche zu sprechen, bedeutet von Ordnung, von Würde zu sprechen. Ein Mensch, dem du eine Religion gibst, wird stärker, schwerer zu demütigen. Aber das System brauchte schwache, gottlose Menschen. Dies ist eine wohlbekannte Tatsache.

Der Verein für Wandern und Naturschutz wurde sehr genau beobachtet. Jeder Platz, in dem von Gott, von Ordnung, gesprochen wurde, wurde beschattet. Bis zu Bias Revolution hat man uns in Ruhe gelassen. Wir sprachen nur von der Idee der Ordnung, nicht von der uns umgebenden Unordnung.

Zum 15.XI.1987 waren Wahlen angesagt. Die Arbeiter, die sich in Kronstadt aufgelehnt haben, hätten einstimmig die von der Partei vorgeschlagenen Kandidaten wählen sollen.

\*

Die ersten Wahlen, an denen ich teilgenommen habe, dienten zur Bestimmung des Vorsitzenden der Pionierorganisation der Klasse. Ich war acht, und ich besuchte die zweite Klasse. Die Lehrerin sagte uns, dass wir ab heute Pioniere sind und stolz darauf sein müssen. Danach forderte sie uns auf, den Klassenvorsteher der Organisation zu wählen. Die Regeln des sozialen Verhaltens müssen aus zartester Kindheit geübt werden.

Ich habe einmal ein paar Kinder, die Krieg spielten, gesehen. Einer rief:

„Mir nach!“ – ein anderer:

„Nein! Mir nach!“

Bei den Wahlen in der zweiten Klasse wurde ein Kollege von der Lehrerin beauftragt, eine Kollegin für dieses Amt vorzuschlagen. Als die Lehrerin, die die Sitzung leitete, fragte, wen wir vorschlagen, stand dieser auf und schlug, wie besprochen, Codrutza vor. Formell fragte die Lehrerin ob noch andere Vorschläge da sind. Ich stand auf und sie fragte mich wen ich vorschlage.

„Mich!“ – sagte ich.

Die Lehrerin lachte und sagte, dass man sich unmöglich selbst vorschlagen kann.

Jemand hat mir mal von einem Film erzählt. In einem Saal waren viele Stühle und vorne auf einem Podium stand ein Sessel, den anderen gegenüber. Auf den gewöhnlichen Stühlen saßen einige Leute, aber es waren noch freie Stühle. Diese Leute sahen zu, wie zwei sich für den Platz auf dem Sessel prügelten.

Ich denke, dass das Problem der Wahlen geklärt werden sollte. Es ist keine Schande, sich selbst für ein Amt vorzuschlagen, aber man muss belegen, warum man dieses Amt will. *Die Macht darf nicht ein Recht, sondern muss eine Pflicht sein!*

Der Gewählte muss sich der Sache bewusst sein, dass er in der Pflicht ist, die Interessen derer, die ihn gewählt haben, zu vertreten; und die Wähler müssen wissen, dass die abgegebene Stimme sie berechtigt, den von ihnen Gewählten, wenn er ihre Interessen nicht vertritt, zur Verantwortung zu ziehen.

Die Vorgehensweise mit den Vorschlägen hat einen sehr großen Nachteil: den, dass der Gewählte von den Wählern nicht zur Verantwortung gezogen werden kann weil dieser sagen würde: „Ich wollte nicht, ihr habt mich eingesetzt!“

Ein Mensch, der verlangt für eine Sache, die er machen will gewählt zu werden, verdient mehr Achtung als einer, der einem anderen sagt, dass er ihn vorschlagen soll, um gewählt zu werden. Es ist wahrscheinlicher, dass der Erste sich seiner Verantwortung bewusst ist. Die Wachsamkeit der Wähler wird größer sein, wenn ein Mensch sich selbst vorschlägt, weil jeder Wähler seine eigenen Ideen mit denen die der Bewerber vorträgt, vergleicht.

Das Recht zu Wählen setzt die Verantwortlichkeit des Wählers voraus. Die ideale Demokratie setzt Verantwortung voraus. Ist aber der Durchschnittsbürger ein verantwortliches Wesen?

Die Diktatur setzt die Aufhebung des Rechts auf Meinungsfreiheit voraus. Das formelle Recht zu wählen: „Ja“, „Nein“, oder „Ich enthalte mich meiner Stimme“, sagen zu können, aber eigentlich gezwungen zu sein „Ja“ zu sagen, unabhängig vom eigenen Denken, ist noch viel schlimmer. Denn etwas zu denken und etwas anderes zu sagen, bedeutet sich selbst zu prostituieren.

Wir haben in einer Zeit der Prostitution der Idee von Demokratie gelebt; viel schlimmer als in einer Diktatur, die einen zwingen würde zu schweigen.

Indem man sich von Kind an prostituiert, kommt man dazu, die Prostitution als selbstverständlich anzusehen.

Schon in den ersten Schuljahren, beginnend mit den Pionierssitzungen, lernt man, dass man das, was die Partei will, wählen muss. Du musst nicht denken. Andere denken für dich, sie bestimmen

alles. Was gut und was schlecht ist. Du musst dir nicht den Kopf zerbrechen, du musst bloß mit dem Vorschlag einverstanden sein, dein Einverständnis zum Ausdruck bringen, ohne Gewissenskonflikte zu haben. Die Partei ist dein Gewissen. Die Einstimmigkeit ist ein in der Schule erlerntes Prinzip. Wenn du es nicht einhältst, hast du Unannehmlichkeiten.

Ich war Student im ersten Jahr auf der Mechanikhochschule. Die Sitzungen des Verbandes der Kommunistischen Studenten wurden ohne Pause nach dem Unterricht veranstaltet, um den Studenten nicht die Möglichkeit zu geben, wegzugehen.

... Am Katheder saßen zwei Hochschulprofessoren und der Jahrgangssprecher. Im Hörsaal saßen die Studenten. Gewöhnlich hatten diese Sitzungen keine Bedeutung, man drosch nur leeres Stroh, man bewilligte einstimmig wertlose Entscheidungen. Aber in jener Sitzung gab es ein Problem. Der Jahrgangssprecher schlug vor, sechs Kollegen mit einer schriftlichen Rüge zu bestrafen, da sie ihre Jungkommunistenausweise verloren hatten. (Solch eine schriftliche Rüge verwehrte den Studenten sämtliche Rechte.)

„Wer ist dafür?“

Bloß vier Kollegen hoben die Hand. Die Professorin am Katheder, die unser Gast war, versuchte uns zu überzeugen, mit der Bestrafung der Kollegen einverstanden zu sein. Sie bediente sich nicht einer heftigen Sprache. Es wurde nochmals gewählt, und wieder waren nur die vier Kollegen mit dem gemachten Vorschlag einverstanden. Dann sprang die Frau sichtlich erzürnt auf und begann zu schreien. Sie verlangte von uns, zu verstehen, dass wir nicht das, was wir wollen, sondern das, was wir sollen, zu wählen haben. Sie drohte uns, dass wenn wir dies nicht verstehen, Unannehmlichkeiten haben würden. In dem Maße wie sie schrie, fühlte ich wie mich die Angst überkam, ich wollte so klein wie nur möglich scheinen, unter der Bank verschwinden, um nicht bemerkt zu werden. Ich wollte nicht, dass sie weiter schrie, und ich glaube, die anderen Kollegen dachten genauso.

Es wurde erneut gewählt.

Angeekelt hob ich die Hand...

„Also, die Bestrafung der Sechs mit einer schriftlichen Rüge wurde im Einverständnis beschlossen“ – sagte der Jahrgangssprecher.

Ich atmete irgendwie erleichtert auf, doch der Professor am Katheder donnerte:

„Wieso Einstimmig, wenn es Studenten gegeben hat, die nicht gewählt haben, die die Hand nicht gehoben haben? Du, zum Beispiel, warum hast du die Hand nicht gehoben?“ – schrie er, auf einen Kollegen, ein Ungar aus Satu Mare, deutend.

„Weil ich nicht einverstanden bin!“ – kam die Antwort, die wie eine Ohrfeige auf der Wange des Professors, aber auch auf den Wangen vieler Studenten, schallte. Ich schämte mich. Ich schämte mich sehr und schwor mir, mich nie wieder zu verhöhnen.

Wenn einer, der stärker ist als du, dich verspottet, kannst du protestieren, schweigen oder schöntun, um dir sein Wohlwollen zu erwerben.

Der Feigling verdient seine Demütigung, da er nicht protestiert, aber es gibt zwei Kategorien feiger Leute: die einen, die ihre Feigheit zugeben und die anderen, die sie nicht zugeben. Aber derjenige, der seine Feigheit nicht zugibt, hasst den, der nicht feige ist. Ich bemerkte dies später, bei dem Referendum vom 13. November 1986, bezüglich der Kürzung der Rüstungsausgaben.

\*

Ceausescu, „der Meister des Friedens“, hatte vorgeschlagen die Rüstungsausgaben des Landes um fünf Prozent zu verringern, und alle Bürger wurden aufgerufen, ihre Meinung zu diesem Vorschlag abzugeben. Alles Täuschung. Einige Tage davor hatte ich eine Reportage im Sender *Stimme Amerikas* gehört, in der sich die Journalisten über die Lage der Rumänen, die zwischen „Ja“ und

„Ja“ zu wählen haben, lustig machten. Eine kluge Art und Weise, gezwungen zu werden, der Zustimmung zur Parteipolitik Ausdruck zu verleihen.

Das Problem, das bei dem Referendum zur Debatte stand, interessierte mich nicht. Aber ich musste kommen, um meine Zustimmung zu äußern. Das behauptete Herr Professor Damian. Mit ihm hatte ich vor dem Referendum eine Auseinandersetzung wegen des Seminars im Wissenschaftlichen Sozialismus.

Der Assistent Ungureanu, der das Seminar leitete, behauptete, dass der wissenschaftliche Sozialismus nicht dogmatisch sei.

„Wir müssen berücksichtigen, dass der Wissenschaftliche Sozialismus nicht dogmatisch ist und wollen offen reden ...“

Der Assistent kam mit sehr interessanten Diskussionsthemen. Bei einem der Seminare fragte er:

„Kann jemand behaupten, dass Mona Lisa den Höhlenmalereien aus Algerien überlegen ist? Kann jemand behaupten, dass die Europäische Kultur der Afrikanischen überlegen ist? Wisst ihr, dass ein Quacksalber aus Afrika, ein Wilder, 90.000 Pflanzen kennt, viel mehr als jeder Botaniker der zivilisierten Welt?“... Herr Ungureanu versuchte uns mit allen Mitteln zu überzeugen, dass jedes Volk ein Recht auf Selbstbestimmung hat, ohne fremde Modelle in Betracht ziehen zu müssen. Er wurde bezahlt, um den rumänischen Sozialismus zu verteidigen. Er verdiente auch bloß sein Brot.

Aber ... weil „der Wissenschaftliche Sozialismus nicht dogmatisch ist“ und wir zum Dialog aufgerufen wurden, entgegnete ich:

„Sie behaupten, dass jedes Volk sein eigenes Modell für soziale Entwicklung hat, also ist es nicht richtig, Revolution zu exportieren!“

„Was willst du damit sagen?“

„Zum Beispiel: Angola, Afghanistan ...“

„Ich verstehe nicht!“

„Ich will sagen, dass es kein allgemeingültiges soziales Entwicklungsmodell gibt, dass es nicht notwendig ist, dass jedes Volk sich im Sinne der marxistisch-leninistischen Anschauung entwickeln soll, dass das Gesetz des Übergangs vom Kapitalismus zum Sozialismus nicht allgemein gültig ist, und dass niemand das Recht hat, in einem anderen Land dem Volk fremde Strukturen, aufzuzwingen.“

„Erkläre!!“

„Die Zwangsindustrialisierung.“

„Erkläre!!“

„Ich kann das mit der Zwangsindustrialisierung nicht sehr gut erklären, aber ich kann über die Zwangskollektivierung sprechen, die unter anderem den Zweck hatte, auf künstliche Art Arbeitskräfte für die Industrie zu schaffen. Die Kollektivierung wurde mit Hilfe bewaffneter Kräfte gegen den Willen der Bauern durchgeführt.“

„Du wagst es, mit Texten von *Radio Freies Europa* hierher zu kommen; wir wollen das Wohl dieses Landes und du willst sein Verderben! Du missbrauchst meine Aufforderung zur offenen, freien Diskussion und willst Böses tun! Du kommst mit den Theorien geflüchteter Reaktionäre, die uns zerstören wollen! Schäm dich! ...“

Dann nahmen mich einige Kollegen in Schutz:

„Warum sagen Sie, dass er das Böse will? Niemand will das Böse!“

Die Stimmung im Saal war sehr angespannt...

Ich fragte ihn:

„Die Verfassung garantiert die Meinungsfreiheit, die Pressefreiheit und Versammlungsfreiheit mit der Bedingung, dass diese der Sache des Sozialismus nicht schaden. Wer ist in der Lage zu entscheiden, ob eine Behauptung der Sache des Sozialismus schadet oder nicht?“

„Ich... Ich sage nicht, dass es schadet... Aber die Securitate... Ihr, ihr versteht nicht...“

In der Gesellschaft wirkt die Systemtheorie... Es gibt keine Freiheit... Es muss bloß der Schein der Freiheit geschaffen werden... Warum verschafft ihr euch die Persönlichkeit auf meinem Rücken? ... Was habe ich euch getan? ...“

Er setzte sich an das Katheder und begann zu weinen, wahrscheinlich auch durch die eigenen Worte erschreckt.

Der Assistent weinte vor der Klasse, mit den Ellbogen auf dem Katheder und das Gesicht hinter den Handrücken versteckt.

„Geht, ... ihr seid frei ...“

Der Assistent, Ungureanu, der sehr interessante Dinge im Seminar diskutierte, war auch Zeitungsredakteur bei der Universitätszeitung: „Die Kronstädter Kommunistische Studentenschaft“ – Publizist.

Bei einem anderen Seminar begann er wieder eine interessante Diskussion:

„Die religiösen Feiertage hatten in erster Linie die Neuverteilung der Einkommen zum Zweck.“

„Das stimmt nicht, weil jedes Kind aus dem Dorf, sowohl der, der aus der reichsten, als auch der, der aus der ärmsten Familie kam, mit dem Beutel voller Kuchen zurückkehrte. Und auch die ärmste Familie teilte Kuchen an die Sternsinger aus.“

„Ja, aber es gibt auch Dörfer, in denen die Bräuche von Zigeunern gemacht werden.“

„Also, sie behaupten, dass die Traditionen unseres Volkes über Jahrhunderte durch Zigeuner überliefert wurden?“

Er hat meine Frage nicht beantwortet...

Ich widersprach ihm bei jedem Seminar. Einmal sagte er mir:

„Ich verbiete dir, beim Seminar noch zu diskutieren.“

„Aber sie können es mir nicht verbieten, wenn sie behaupten, dass die Diskussion frei ist.“

„Wenn dir der Wissenschaftliche Sozialismus nicht gefällt, stelle beim Dekanat einen Antrag auf Befreiung von dieser Prüfung.“

„Mir gefällt das Seminar und ich will auch daran teilnehmen.“

„Wenn du nicht aufhörst, werde ich dich beim Dekanat verklagen.“

„Ich habe nichts dagegen.“

„Aha, du spielst den Märtyrer! ...“

Er hat mich beim Dekanat verklagt. Professor Damian war mein Gruppenleiter. Er rief mich zu einem persönlichen Gespräch.

„Warum störst du das Seminar im Wissenschaftlichen Sozialismus?“

„Herr Professor, der Assistent behauptet, dass der Wissenschaftliche Sozialismus nicht dogmatisch ist, dass wir offen reden können, ja sogar müssen. Was ist mein Fehler?“

„Siehst du, es gibt Dinge, die unter vier Augen auf eine Weise diskutiert werden und in der Öffentlichkeit anders. Vielleicht gibt der Assistent dir privat ja sogar Recht, aber in der Öffentlichkeit... Bitte verstehe diese Tatsache. Du hast nicht das Recht, dem Menschen Unannehmlichkeiten zu bereiten.“

Professor Damian ging in der Zeit Stalins zur Hochschule...

1949 fanden antikommunistische Studentendemonstrationen statt.

Diejenigen, die demonstriert hatten, wurden exmatrikuliert und verhaftet. Aus den Reihen der Braven erhoben sich neue Unterrichtskräfte.

1956 fand der antikommunistische Aufstand in Ungarn statt. In vielen Städten Rumäniens, zum Beispiel Cluj, ist es der Securitate gelungen, Ablenkung zu schaffen. Um den Ausbruch einer eventuellen antikommunistischen Auflehnung vorzubeugen, hat sie ethnische Konflikte zwischen Rumänen und Ungarn ausgelöst; es ist ihr gelungen, viele rumänische Studenten gegen die „reaktionären Revisionisten“ aufzuhetzen.

Temeswar war eine kosmopolitische, tolerante Stadt, und die Menschen waren viel realistischer.

Der Täuschungsversuch mit dem ethnischen Konflikt hat sein Ziel verfehlt; die Menschen lehnten sich, dem Beispiel aus Ungarn folgend, gegen die Kommunisten auf. Der Großteil der Studenten, unabhängig ihrer Nationalität, bewarfen die Milizmänner, die die Studentenheime stürmten, mit Flaschen und Gläsern.

Der Aufruhr wurde aber schnell unterdrückt und die Securitate hat leicht die Namen der Anstifter, meist Temeswarer, in Erfahrung gebracht. Um einen neuen Aufstand zu verhindern, wurde eine wohlbekannt stalinistische Methode angewandt. Die Menschen wurden gezwungen, ihre Würde mit Füßen zu treten und die überwiegende Mehrheit hat das Spiel akzeptiert. Alle Studenten, die im Wohnheim wohnten, wurden evakuiert und in Kasernen eingesperrt. Nachdem die Anführer des Aufruhrs aufgedeckt wurden, hat man die anderen Studenten aufgefordert eine Erklärung abzugeben, in der sie sich von diesen distanzieren, sie diese blamieren. In ein paar Tagen hat die überwiegende Mehrheit der Studenten das Spiel der Securitate mitgespielt. Einige ohne zu zögern, andere mit Gewissensbissen, aber das Resultat war das Gleiche. Einige haben gleich akzeptiert, andere wollten Anfangs nicht, aber nachdem sie sahen, dass diejenigen, die die Erklärung abgegeben haben, gehen durften, fügten sie sich auch.

Meine Mutter hat auch unterschrieben. Nicht gleich, aber nachdem sie sah, dass Maia, ihre langjährige Kollegin und Freundin, sowie andere Kolleginnen, die die erniedrigende Erklärung abgegeben hatten, frei waren ... Maia ist jetzt Lektorin an der Chemiehochschule.

„Maia hat als erste akzeptiert, sie hatte bloß Einser und auf jeden Fall war sie mit dem Aufruhr nicht einverstanden. Aber es zogen auch andere mit, die vorher die Milizmänner mit Gläsern beworfen hatten ... Es blieben immer weniger die ablehnten, und die Offiziere fragten uns immerzu: „Wollt ihr nicht frei sein? Seid ihr einverstanden mit denen, die verhaftet wurden, oder warum wollt ihr die verlangten Erklärungen nicht abgeben?“ ... Ich wollte auch von dort raus. Ich hatte Angst ...“

\*

Einige Tage vor dem Volksentscheid, im Rahmen einer praktischen Arbeit, sagte Professor Damian völlig unerwartet und auf einem Ton, der keine Widerrede zuließ:

„Sonntag gehen wir mit der Gruppe wählen! Ihr kommt alle! Nicht wahr Cionoiu?!“

Hätte er mich nicht provoziert, glaube ich, dass ich nicht zum Volksentscheid gegangen wäre. Aber so entschied ich mich zu gehen und mich meiner Stimme zu enthalten. Es war mein Recht.

Fahnen, Schleifen, Blumen, die Leute hatten Feiertagskleidung an. Ich bin ziemlich früh in der Hochschule eingetroffen, unter den ersten. Es war 6 Uhr 30.

Man hatte uns gesagt, dass wir früher kommen sollten, damit die Uni berichten kann, dass die Aktion in Rekordzeit abgeschlossen wurde. Die Institution, die als Erste ihre Aufgabe erfüllt, bekommt einen Pluspunkt.

Der Parteisekretär hat die Liste, auf der mein Name stand, herausgesucht und gab sie mir. Es waren drei Spalten auf der gleichen Höhe mit dem Namen.

<i>Name, Vorname</i>	<i>Ja</i>	<i>Nein</i>	<i>Bem.</i>
----------------------	-----------	-------------	-------------

Was mir sonderbar vorkam, war, dass die Rubrik für Bemerkungen viel kleiner als die beiden anderen war. Wenn die ersten zwei Rubriken nur für eine eventuelle Unterschrift berechnet waren, was hätte in die Spalte für Bemerkungen – die wesentlich schmaler war – hineingepasst? Diese Spalte wurde nur pro forma gemacht, da diejenigen, die die Tabelle entworfen haben, nicht bedachten, dass jemand diese Spalte nützen wollte. Die Partei brauchte Zustimmung, nicht Bemerkungen.

Ich setzte den Kugelschreiber in der letzten Spalte auf und wollte gerade „ich enthalte mich“ hineinschreiben. Diese Worte hätten gerade in der Spalte Platz gehabt.

Der Parteisekretär, der mich aufmerksam beobachtete, bemerkte, dass ich mich vorbereitete in einer unerwünschten Spalte zu unterschreiben und machte mich darauf aufmerksam.

„Nicht dort musst du unterschreiben, sondern bei *Ja!*“ Als ich ihm sagte, dass ich mich meiner Stimme enthalten möchte, zog er mir das Blatt schnell weg und sagte:

„Willst du den Vordruck kaputt machen? Unterschreibe bei *Ja!*“

„Ich möchte mich aber enthalten!“

„Geh, überleg es dir noch mal! Du kommst dann und unterschreibst.“

„Wenn sie mich jetzt nicht schreiben lasse, dass ich mich enthalte, gehe ich, komme aber nicht wieder.“

Ich ging hinaus. Kurz darauf kam Seba, der einen Augenblick der Unaufmerksamkeit der Betreuer ausnützte; er hat es geschafft in die Spalte für Bemerkungen „ich enthalte mich“ zu schreiben.

Ich war gut gelaunt, aber er war nervös. Er hatte mit seinen Eltern gestritten, weil er sie über sein Vorhaben in Kenntnis gesetzt hatte. Am vorigen Abend war ich bei ihm zu Hause. Er war Kronstädter. Seine Eltern, die erfahren hatten, was wir bei dem Volksentscheid machen wollten, hatten einen Bekannten eingeladen, um ihn umzustimmen; einen Rentner.

„Ich möchte euch einen Vorfall erzählen, der sich in der Zeit, in der ich Buchhalter war, zugetragen hat. An einem Sonnabend – es war Zahltag – während die Leute ihr Geld abholten, beantragte ein Arbeiter, das Geld für noch zwei andere Kollegen, die nicht zur Arbeit gekommen waren. Als ich ihn fragte warum die beiden fehlten, antwortete er mir, dass diese der Gemeinde der Adventisten angehören und samstags nicht arbeiten.“

Am Montag rief ich beide zu mir, um zu diskutieren. Sie sollten mir erklären, warum ihnen ihr Glaube verbietet, am Samstag zu arbeiten. Ich erkannte, dass die beiden Halbanalphabeten waren, unfähig ihren Standpunkt logisch zu vertreten. Sie hatten nicht einmal das Evangelium gelesen.“

Die Anspielung war eindeutig.

„Mein Herr“ – sagte ich – „Sie beleidigen uns, um uns einzuschüchtern. Denken Sie nicht, dass, bevor Sie uns unterstellen, leichtsinnig und ohne Motivation für unser Vorhaben zu sein, wir vorher diskutieren müssten? Erachten Sie nicht, dass Sie Schlussfolgerungen nach einer Diskussion ziehen sollten, nicht vorher?“

„Seid mir nicht böse, ich muss gehen. Ich habe Asthma. Ich kann nicht mehr bleiben. Ich muss unbedingt gehen.“

Obwohl er erst gekommen war und die Gastgeber – Sebas Eltern – darauf bestanden, dass er noch bleibt, ging der alte Mann. Seba hat mir erzählt, dass dieser ein sehr gebildeter Mensch ist und zu Hause ganz viele alte Bücher hat. In der Zeit von 1950 – 1960 hat er einige Jahre im Gefängnis verbringen müssen, weil er ein Buch in Umlauf gebracht hatte. Seba hat sich viele Bücher von ihm ausgeliehen, aber der Alte war der Meinung, dass man lesen und schweigen sollte. Deswegen hatte er ein Gespräch abgelehnt und floh. Weil in seinen Büchern stand, dass man sprechen sollte. Er wusste das, doch er hatte Angst. Er, nun alt geworden, hat ein paar Jahre im Gefängnis gesessen, nur weil er ein Buch in Umlauf gebracht hatte. Er hatte gelernt, dass es gesünder ist zu schweigen, aber er log nicht. Er hat nicht versucht, mit uns eine verlogene Diskussion zu führen, um uns zu überzeugen, dass man unter vier Augen etwas sagt und in der Öffentlichkeit das Gegenteil, hinsichtlich des gleichen Problems.

Ich stand vor der Hochschule und sprach mit dem Chef des Verbandes der Kommunistischen Studenten der Fakultät über meinen Standpunkt beim Volksentscheid. Er versuchte mich zu überzeugen, dass ich mich geirrt hatte, aber er verschwendete seine Zeit. Seine Argumentation war lächerlich, aber ich bemühte mich, ernst mit ihm zu sprechen.

Unterdessen erscheint Bia und fragt mich, was ich bei dem Volksentscheid gemacht habe.

„Ich habe gewählt“ – antwortete ich und setzte mein Gespräch mit dem Chef des Verbandes der Kommunistischen Studenten der Fakultät fort.

Bia ist einer von denen, die mir geholfen hatten, den Verein für Naturschutz und Tourismus in eine Tribüne, von der aus über Würde gesprochen wurde, umzuwandeln. Doch wir hatten immer wieder Meinungsverschiedenheiten.

Im Herbst des Jahres 1985 trafen wir uns, um zu diskutieren. Seba, Nardi, Bia und ich. Wir haben keine geheime Organisation gegründet, obwohl Bia ein Verfechter dieser Idee war: „... wir sollen auf Mauern schreiben, Flugblätter machen“. Ich war der Meinung, dass wir dies nicht machen sollten:

„... statt dessen sollten wir die Würde in bereits vorhandenen Organisationen einführen. Du musst zeigen, dass du den Mut hast, in der Öffentlichkeit zu sprechen, ein Grund, warum du Mitglied einer gesetzlichen aber unpolitischen Organisation werden solltest. Der Naturschutzbund ist solch eine Organisation. Hier könntest du von Würde sprechen, ohne dass die Securitate sagen kann, dass du eine *feindselige* Organisation gegründet hast, die *gegen die Errungenschaften der Volkes zu kämpfen bestimmt ist*...“

Das wichtigste Problem ist meiner Meinung nach, in der Öffentlichkeit über Würde und Wahrheit zu sprechen, um den Menschen Mut zu machen. Um irgendwann kämpfen zu können, braucht man Mut. Wir müssen so vorgehen, dass die Menschen ihre Würde und den Mut, frei zu denken, wiedergewinnen. Weil das System die Menschen dazu gebracht hat, nicht mehr frei zu denken. Wir müssen zeigen, dass das Recht zu denken das einzige Recht ist, das man einem nicht nehmen kann, weil schon viel zu viele dieses Recht bereits verloren haben.“

„Du willst uns zu deinen Ansichten bringen“ – hat mich Bia beschuldigt, und mit dieser Beschuldigung wurde unser Treffen beendet.

Ich habe lange über die Aussage Bias nachgedacht, ohne eine Antwort darauf finden zu können, obwohl ich fühlte, dass ich zu Unrecht angeklagt wurde...

In den Bergen Rumäniens gibt es viele Berghütten, die sich an der Grenze zwischen Wald und Alpenweiden befinden und von den Hirten nur im Sommer benutzt werden; im Winter, wenn die Hirten sich mit den Schafen ins Tal zurückziehen, sind sie verlassen. Eine solche Hütte, die vom nächstliegenden Haus einige Kilometer entfernt lag, wollte ich in Ordnung bringen. Dort wollte ich ein Zimmer herrichten, das man im Winter als Zuflucht aufsuchen, wo man seine Ruhe finden konnte. Ich bat Seba und Bia mitzukommen und mir zu helfen. Wir schleppten von unten Ziegelsteine und eine Herdplatte. Oben angelangt, sammelten wir Holz für Feuer. Dann gingen sie weg um Fotos zu schießen, während ich blieb, um den Ofen zu bauen. Als ich fertig war, wurde es bereits dunkel.

Wir gingen nach Hause. Es wurde schon dunkel und man konnte den Weg nicht mehr erkennen. Obwohl ich schon mehrmals dort gewesen bin und die Beiden jetzt zum ersten Mal dort waren, meinte Bia, dass er den Weg besser kenne und verlangte, dass wir ihm folgen. Obwohl ich überzeugt war, dass die Richtung in die er gehen will, falsch ist, habe ich ihn begleitet, damit er sieht, dass er den Weg verfehlt hat. Tatsächlich war der Weg, auf den er uns führte, doppelt so lang als der normale Weg. Wir hätten aus diesem Grund fast unseren Zug verpasst.

Ein anderes Mal ging ich mit den Beiden durch den Wald. Wir sprachen über den Sinn des Lebens. Bia fragte mich.

„Welcher ist der Sinn deines Lebens?“

„Ich möchte in Würde leben können. Das System in diesem Land hindert mich daran. Deswegen werde ich kämpfen, bis dieses System, das das menschliche Wesen demütigt, endgültig gestürzt wird. Ich will eine Gruppe zusammenstellen, deren Ziel dies sein soll...“

Aber welcher ist der Sinn deines Lebens, Bia?“

„Ich möchte mit meiner Frau in die Berge gehen können. Vielleicht einmal, wenn das System mich hindern wird, mit meiner Frau in die Berge zu gehen, werde ich auch gegen das System kämpfen und werde einer Gruppe, die die Zerstörung des Systems zum Ziel hat, beitreten.“

„Aber wenn zu einem bestimmten Zeitpunkt dein persönliches Interesse dir auferlegt zu verraten, um mit der Frau in die Berge gehen zu können, was würdest du tun?“

„Ich würde verraten!“ – antwortete er bestimmt.

Ich glaube, dass jeder Mensch zum Verrat genötigt werden kann. Es ist aber sehr wichtig, ob jemand infolge der Folter verrät, oder ob der Verrat aus heiterem Himmel, ohne Gewissensbisse, nur um persönliche Vorteile zu erlangen, geschieht.

Vielleicht hat Judas aus Überheblichkeit verraten. Aber er hat nicht einen Menschen, sondern ein Ideal verraten. Er hat sich selbst verraten...

Bia kam gutgelaunt von dem Volksentscheid.

„Was hast du gemacht? – fragte ich ihn.

„Ich habe unterschrieben!“

„Was hast du unterschrieben?“

„Ich war einverstanden – was, du warst nicht einverstanden?“

„Nein, ich wollte mich meiner Stimme enthalten, und weil man mich nicht ließ bei Bemerkungen zu schreiben, bin ich wieder gegangen.“

„Warum hast du mir das nicht gesagt, als ich kam?“

„Was sollte ich dir sagen? Ich sagte dir, dass ich gewählt habe; jeder wählt was er will. Ich habe auf meine Weise gewählt.“

„Sie haben mich ausgetrickst, ich wollte mich meiner Stimme enthalten aber sie haben mich überzeugt zu unterschreiben, dass ich einverstanden bin; ich gehe zurück und verlange, dass sie mir erlauben, mich zu enthalten!“

„Lass sein, die Sache ist bereits gelaufen. Vielleicht lernst du daraus für die Zukunft.“

Wir gehen zu den Studentenheimen. Es vergehen keine zehn Minuten bis Bia sagt:

„Vielleicht ist es doch gut!“

„Was soll gut sein?“

„dass ich unterschrieben habe, dass ich einverstanden war!“

„Hör zu, jeder macht was er will, aber wenn du sagst, dass du dich der Stimme enthalten willst, die Lehrkräfte überzeugen dich, einverstanden zu sein, dann schreist du, dass sie dich ausgetrickst haben und du zurückgehen willst, um mit ihnen zu streiten, und nur zehn Minuten später sagst du, dass es richtig war, einverstanden zu sein, heißt es, dass du dumm bist!“

„Was erlaubst du dir?!“

„Das ist meine Meinung. Du hast nicht den Mut einzugestehen, dass du feige warst.“

Ein Mensch, der seine Feigheit einsieht, hat Chancen sie zu überwinden, aber wie viele gestehen, dass sie feige waren?

Ein paar Kollegen aus einem höheren Semester fragten mich, warum ich angeben wollte, als ich nicht unterschreiben wollte.

Ich versuchte sie zu überzeugen, dass ich dies nicht getan habe um zu posieren, sondern weil mein Gewissen mir das diktiert hat, doch sie blieben bei ihrer Überzeugung: mein Vorgehen war billiges Theater.

Viele Kollegen haben mein Eingreifen bei den Seminaren für Sozialwissenschaften als Beweis dafür, dass ich um jeden Preis die Aufmerksamkeit auf mich lenken möchte, gehalten. Einige haben mir unverblümt vorgeworfen, dass ich exzentrisch bin und in meiner Abwesenheit haben einige behauptet, ich sei bloß ein Verrückter, ein Narr; ein unbequemer Narr.

\*

Obwohl sich zu dem Zeitpunkt keine politischen Häftlinge hinter Gittern befanden, wird der Fall der Bastille während der Französischen Revolution als Triumph gegen den Absolutismus gefeiert. Die Zerstörung des zeitwidrigen Symbols wollte die Beendigung einer Ära darstellen, aber es erwies sich, dass auch in der neuen Ära die Gewalt über die Vernunft oft triumphierte. Wie war es möglich, dass diejenigen die, die Losung; *Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit!* Verbreitet hatten, sich untereinander niedermetzten? Weshalb haben sie es getan? Weil jene Losung eine Möglichkeit zur Erlangung der Macht bedeutet hat und nicht den Triumph eines moralischen Prinzips.

Das Gleiche kann man auch von der Großen Oktoberrevolution und den ganzen Greultaten die ihr folgten, behaupten.

Wie viele Verbrechen wurden im Namen des souveränen Volkes begangen? Die Zwangskollektivierung, Deportationen, politische Morde!

Mir wurde einmal von einer Begebenheit in den 1950er Jahren, nachdem das souveräne Volk an die Macht gekommen war, erzählt: Ein Mann arbeitete im Wald. Der Mann arbeitete mit seinen Pferden. Er hatte mit denen, die nun den Wald des Volkes verwalteten, eine Vereinbarung getroffen, wonach er für die geleistete Arbeit nicht Geld, sondern eine bestimmte Menge Holz, bekommen sollte. Das Holz wurde durch seine Arbeit bezahlt – er bekam wöchentlich einen Gutschein für Holz. Er wohnte in einem Dorf am Waldrand. In jenem Dorf fragte niemand woher der Holzhaufen im Hof stammte. Aber der Mann hatte mehr Holz gesammelt als er in seiner Wirtschaft brauchte. Eines Tages fuhr er mit einem Wagen voll Holz – wofür er eine Woche gearbeitet hatte – in die Ebene um dies gegen Weizen und Mais zu tauschen.

An einem Dorfrand stoppt ihn ein Milizmann.

„Was machst du mit diesem Holz?“

„Ich fahre es, um es für Weizen einzutauschen.“

„Du hast es gestohlen!“

„Nein, Herr! Ich habe dafür gearbeitet, ich habe einen Gutschein!“

„Hör zu, du Hund, mir sagst du nicht „Herr“ sondern „Genosse Milizmann“! Sag mal, hast du zu Hause genug Holz für den eigenen Bedarf?“

„Ja!“

„Das heißt, dass du dieses Holz im Wald hättest lassen sollen. Ich beschlagnahme es dir, im Namen des Volkes.“

„Es ist aber mein Recht!“

„Ich zeige dir Recht!“ schrie der Verfechter des Gemeingutes und schlug dem Mann mit der Faust ins Gesicht bis dessen Wange mit Blut überströmt war. Danach führte er ihn zur Wache, sperrte ihn in eine Zelle und nahm ihm den Gutschein ab. Der Wagen mit Holz blieb im Hof des Polizeireviers und der Milizmann ging in die Stadt, um den Prozess des Räubers vorzubereiten.

Das Glück des Mannes bestand darin, dass der Milizmann auf dem Heimweg einen tödlichen Unfall hatte. Der Wagen, mit dem dieser fuhr, kam von der Straße ab und überschlug sich. An seine Stelle wurde ein anderer Polizeivorsteher eingesetzt, der sich korrekt verhielt. Dieser prüfte, ob das Holz gestohlen war und entließ den Mann, der grundlos eingesperrt hatte.

Die Menschen in der Gegend erzählen heute noch diese Geschichte und behaupten, dass Gott den ungerechten Milizmann bestraft hat.

Der Erzähler schloss aber mit einem pessimistischen Ton:

„Schade, dass Gott so selten straft!“

\*

Meine Großmutter ist der Meinung, dass ich zu viel spreche. Sie vergleicht mich mit Pau Colesa,

einem weitläufigen Verwandten aus dem Dorf. Er hatte auch zu viel gesprochen, bis er von der Securitate abgeholt wurde. Es war im Jahr 1955. Am Tag davor hatte er mit einigen Leuten diskutiert und behauptet (obwohl er nur wenig Feld besaß), dass die Kollektivierung eine Schweinerei ist. Einer von denen, er weiß heute noch nicht welcher, hat ihn denunziert und er wurde eingesperrt. Nach fünf Jahren kam er zurück. Seither spricht er seine Meinung nicht mehr laut aus...

Ein Nachbar hat mir von einer Begebenheit, die sich auch in den 1950er Jahren zugetragen hatte, erzählt. Er war LKW-Fahrer. Eines Tages empfing ihn sein Betriebsleiter auf dem Autohof. Er zeigte ihm einen Mann, einen Zigeuner, und sagte:

„Du fährst mit ihm zur Polizei!“

Beide steigen ins Auto und fahren dorthin. Auf dem Weg fragt der Fahrer den anderen:

„Was hast du gemacht, dass du zur Polizei gehen musst?“

„Chef, ich habe gehört, wie ein Nachbar, ein Großbauer, *Freies Europa* hörte und gehe ihn jetzt anzeigen ...“

Bei der Polizei werden Sie vom Revierleiter empfangen. Der Fahrer wird aufgefordert in einem anderen Raum zu warten, bis der andere seine Aussage gemacht hat. Danach wird der Fahrer ins Büro des Revierleiters gerufen.

„Schreib die Aussage!“

„Welche Aussage?“

„Die bezüglich des Großbauern, der *Freies Europa* hört!“

„Aber ich weiß gar nichts!“

„Wieso weißt du nicht? Der Mann, den du hierher gebracht hast, hat dir doch auf dem Weg hierher erzählt! Schreib eine Erklärung, in der du verlangst, dass der Verräter, der *Freies Europa* hört, vor das Volksgericht gebracht wird!“

Der Milizmann nahm seine Pistole heraus und begann damit zu spielen. Der Fahrer schrieb was von ihm verlangt wurde. Der Milizmann sah auf das Blatt und sagte:

„Schreib jetzt: Ich schwöre, niemals von der gemachten Aussage zu sprechen. Wenn ich mein Versprechen nicht halte, sollen mich die strengen Gesetze der Volksrepublik Rumäniens bestrafen!“

Der Fahrer schrieb und unterschrieb. Bevor er entlassen wurde, sagte ihm der Milizmann noch:

„Siehst du diese Pistole? Pass auf, was du machst!“

\*

Ende der 1930er Jahre war es Mode, mit der Legionären Bewegung (die damals wichtigste rechtsextremistische Partei in Rumänien) zu sympathisieren. Es war eine Zeit, in der man sich politische Abenteuer erlauben konnte, ohne allzu große Risiken einzugehen. Man zog das grüne Hemd an und fuhr singend mit dem Wagen durch das Dorf. Die Menschen zuckten mit den Achseln und jeder ging seiner Arbeit nach. Budici hatte auch die Offenbarung, ein großer Politiker werden zu können. Er zog auch das grüne Hemd an und begann Radau zu machen. Obwohl er sich sehr anstrenge wurde er nicht Chef des Nestes. 1941 verbot Marschall Antonescu die Legionäre Bewegung. Budici verzichtete eine Weile darauf, Politik zu machen, bis ihm einige Jahre später eine neue Chance geboten wurde. Wenn er es vor einem Jahrzehnt nicht geschafft hatte, Chef eines Nestes zu werden, bemühte er sich nun, Vorsitzender der Kollektivgemeinschaft zu werden. Von Anfang an setzte er die Parteipolitik im Dorf um, war eines der Gründungsmitglieder der Genossenschaft, die danach zur LPG wurde.

Niemand hat jemals daran gedacht, der Kirsche vorzuwerfen, dass sie erst grün und danach – bei Reife – rot ist. Im Gegenteil, die Sache, dass sie rot geworden ist, wird sogar geschätzt. Es beweist, dass sie reif geworden ist. Deswegen hat niemand Budici vorgeworfen, dass er anfangs grün war

und danach rot geworden ist. Die Partei vertraute ihm, weil sie wusste dass er schuldig war. Nachdem er rot geworden war, hat Budici gegen seine ehemaligen Kameraden ausgesagt. Als ein Angeklagter ihm während eines Prozesses zurief, dass er vor einigen Jahren mit ihnen in einem Boot gesessen hatte, taten die Machthaber so, als hätten sie nichts gehört. Weil Budici nun der Mann der Macht ist. Budici will leben. Die Macht weiß dies. Budici seinerseits weiß, was die Macht will und bemüht sich, diese zufrieden zu stellen. Deswegen war er einer der Ersten, die sich in die Genossenschaft einschrieben, deswegen bezieht er Stellung gegen diejenigen, die sich nicht beeilen, der Kollektivgenossenschaft beizutreten. Aber vor der Kollektivierung des Dorfes war die Beseitigung des Klassenfeindes notwendig.

...Eines Abends in 1953... Seit einigen Tagen schwebte die Gefahr förmlich in der Luft. Die Menschen wussten, dass etwas Schlimmes passieren wird, wussten aber nicht genau was. Gerüchte und Unsicherheit. Es sind einige Jahre seit der Einführung der Pflichtbeiträge verstrichen, aber jetzt schwebte eine viel größere Gefahr in der Luft. Es roch nach Tod. Ich glaube, dass über einer Gemeinschaft bloß zwei Ereignisse einen solchen Zustand hervorrufen konnten: ein Krieg, dessen Operationen sich in der Nähe abspielten, oder eine Epidemie. Aber es war weder Krieg noch Epidemie. Es war etwas Neues. Eine unheimliche Kombination zwischen Krieg und Epidemie. Es war eine Art biologischer Krieg, der von der Macht gegen das Dorf ausgetragen wurde. Die Macht, die Partei, beabsichtigte das Dorf zu dressieren. Die Partei beabsichtigte den Menschen zu dressieren, um ihn zu beherrschen und wandte Terror an. Der Terror ist der Virus, der, einmal im Gehirn des Menschen eingenistet, diesen zum Sklaven macht.

Die Angst bemächtigte seit einiger Zeit des Großteils der Dorfbewohner, aber der konkrete, materielle Terror kam erst an jenem Abend. Obwohl es keinen Aufstand gab, drang eine motorisierte Kolonne ins Dorf ein und vor jedes Haus wurde ein Soldat postiert. Niemand durfte sein Haus verlassen. Wer den Befehl nicht einhielt, konnte erschossen werden.

Man weiß nicht genau wann, doch längere Zeit vor jenem Abend hatte Budici den Vertrag mit der Macht unterschrieben. Und Budici war einer von denen, die die Opfer – die die Macht brauchte – aussuchten. Im Namen des „Dorfes“ hat die Macht die Deportation von 20 Familien beschlossen. Budici war derjenige, der die 20 Familien ausgesucht hatte. Die Macht hat bloß die Anzahl angegeben. „Das Dorf“ hat die Namen bestimmt. Die Armee, das Symbol des Terrors, stand mit Gewehr bei Fuß, um seiner Pflicht gegenüber der Partei nachzukommen.

Zwanzig Familien bekamen bei Tagesanbruch den Befehl, unter Bewachung ihre Häuser zu verlassen und sich in zwanzig Güterwaggons einzurichten. Ein Viehwaggon pro Familie. Das Volk ist großzügig mit dem Feind. Es stellt einer Familie von Großbauern einen ganzen Viehwaggon zur Verfügung. Aber in jenen Waggon müssen alle einsteigen. Vom Neugeborenen bis zu den Urgroßeltern. Eingezwängt zwischen den wenigen Sachen, die sie in kurzer Zeit in einen Güterwaggon laden konnten, ein Waggon der sie inmitten des Bärägans absetzen wird. Sie sollen dort arbeiten! Man hat ihnen die Möglichkeit eingeräumt, sich Erdhüttchen zu graben oder draußen vor Kälte zu erfrieren. Wie sie wünschen!

Das Dorf sah zu, wie 20 Familien unter Bewachung an einen Ort gehen, von wo man nicht wusste, ob es ein Wiederkehren geben wird. Die Zurückgebliebenen danken Gott, dass Budici und die Macht großzügig mit ihnen gewesen waren; dass sie nicht mit dem Bajonett im Rücken in die Waggons steigen müssen.

„Die Feinde des Volkes“ gehen zum Bahnhof. Einige resigniert, andere verzweifelt. Einige jedoch, sehr wenige, erhobenen Hauptes, aber die überwiegende Mehrheit weinend. Ein gelähmter alter Mann wurde auf einer Leiter, die als Bahre diente, zum Waggon gebracht. Das Dorf sah zu, wie der Alte wie gekreuzigt auf der Leiter an einen Ort gebracht wird, von wo es kein Wiederkehren mehr gibt.

Das Dorf sah zu, wie 20 Häuser, die gestern noch von Menschen bewohnt waren, auf einmal

verlassen dastanden.

35 Jahre nach jenem Tag erzählt meine Großmutter weinend:

„Es ist so, als sehe ich vor mir, wie Tante Paraskiva die Wände küsste. Sie kniete nieder und küsste die Wände des neu errichteten Hauses. Sie hatten es noch nicht geschafft, es zu verputzen. Ich sagte ihr: „Lass sein Tante, du kommst schon wieder zurück“, doch sie sagte: „Ich küsst diese Wände weil ich weiß, dass ich nicht wiederkomme“. Und sie kam auch nicht wieder. Sie starb nach einem Jahr im Bărăgan.“

Viele Deportierte starben, meist Alte und Kinder. Was wäre gewesen, wenn man auch meine Familie deportiert hätte? Oder deine Familie? Wir wurden nicht deportiert. Wir sollen Budici dafür danken, dass er uns nicht auf die schwarze Liste gesetzt hat. Wir sollen der Partei danken, dass sie beschlossen hat, aus jenem Dorf nur 20 Familien, und nicht 40, zu deportieren.

5 Jahre später, als man den Deportierten erlaubte nach Hause zurückzukehren, hatten diese auch einen Grund, der Macht dankbar zu sein. Es ist wahr, dass ihre Häuser währenddessen beschlagnahmt oder verwüstet wurden, aber sie hatten noch ihr Leben. Die Partei hat sie gerettet.

\*

Bis 1960 gab es Menschen, die öffentlich gegen das Kommunistische Regime kämpften. Obwohl sie schwach bewaffnet waren, ist es ihnen gelungen mehrere Jahre durchzuhalten, weil sie von vielen Ortsbewohnern unterstützt wurden. Ein bedeutender Widerstandskern befand sich in den Bergen zwischen Karansebesch und Herkulesbad.

Jedes Mal wenn ein Widerstandskämpfer gefangen wurde, wurde dieser von einem „Volksgericht“ verurteilt. Danach rief man die Menschen aus der Gegend zusammen, um ihre Zustimmung zum „gerechten Urteil“ des Gerichtes einzuholen und ihnen das Versprechen abzunehmen, bei der Festnahme der noch freien Banditen beizutragen.

Bei solch einer Volksversammlung wollte ein Dorfbewohner eine solche Erklärung nicht unterschreiben. Er rief, dass die wahren Feinde des Volkes diejenigen sind, die solche Versammlungen erzwingen, diejenigen, die die Kollektivierung mit der Pistole durchführen, diejenigen, die jene einsperren oder umbringen, die den Mut haben, von Gerechtigkeit und Gott zu sprechen.

Der „Reaktionär“ wurde sofort verhaftet. Die Familie erfuhr, dass er zu 12 Jahren Haft verurteilt wurde. Einige Jahre später, 1963, kam ein Paket, das von der Familie ins Gefängnis geschickt wurde, wieder zurück. Auf Umwegen erfuhr die Familie, dass er gestorben war, eine amtliche Benachrichtigung bekamen sie jedoch nicht.

An einem Dezembertag des Jahres 1984 fuhr ein sehr geschwächter alter Mann mit dem Nahverkehrszug von Craiova nach Karansebesch. Er erzählte, dass er aus einem Gefängnis, in dem er 25 Jahre gesessen hatte, kam; dass er eingesperrt war, weil er eine Erklärung, durch die er die Widerstandskämpfer anklagen sollte, verweigert hatte, und weil er gesagt hatte, dass die wahren Feinde des Volkes, die Kommunisten sind. Er gab sich als denjenigen aus, von dem die Familie überzeugt war, dass er vor 21 Jahren im Gefängnis gestorben war. Endlich wurde er entlassen. Im Abteil waren auch ein paar Frauen aus jenem Dorf. Sie sagten ihm, dass derjenige, für den er sich ausgibt, schon längst gestorben ist. Der Alte erzählte ihnen, dass er 1963 sehr krank gewesen war; als er bewusstlos wurde, glaubte man, dass er gestorben war. Man hat ihm den Totenschein ausgestellt. Doch er war bloß klinisch tot und erwachte wieder, dennoch stand in den Papieren, dass er tot war. Die Leiter des Gefängnisses verlegten ihn in ein anderes, damit seine Spur verloren geht.

Weil die Frauen ihm nicht glauben wollten, beschrieb er ihnen den Platz wo das Haus im Dorf steht, er bewies ihnen, dass er die Namen der Verwandten und Nachbarn kannte. Als sich der Zug dem Bahnhof näherte, bat er sie, ihm beim Aussteigen zu helfen, damit er nach Hause gehen könne.

Doch diese rannten weg. Sie dachten, es sei eine Provokation der Securitate. Sie rannten weg und hinterließen den alten Mann weinend im Zug.

Alle Leute in der Gegend haben von der Begebenheit erfahren. Sie verständigten seine Familie. Die Familienmitglieder machten sich sofort auf die Suche nach ihm. Sie fragten in Zügen, auf Bahnhöfen, in der Hoffnung ihn zu finden. Bis jemand von der Securitate ihnen riet, ihrer Arbeit nachzugehen und die Sache mit dem Alten in der Öffentlichkeit nicht mehr aufzurühren.

Die Menschen in jenen Dörfern hatten Angst. Sie wollten nichts mit der Miliz und der Securitate zu tun haben. Sie wussten, was sie von diesen Institutionen zu erwarten hatten.

\*

Eines Tages fuhr ich mit dem Bus in Karansebesch zum Bahnhof. Auf einmal stiegen Fahrkartenprüfer in den Bus. Sie überprüften die Fahrkarten und kamen zu einer Gruppe Bäuerinnen, die in der Stadt Brot kaufen waren. Eine hatte einen Sack voll Brot. Die Überprüferin verlangte die Karten. Die Bäuerinnen hatten gültige Fahrkarten, aber die Prüferin wollte die Karte, die, ihrer Meinung nach, für den Sack Brot hätte entwertet werden sollen, sehen.

„Du hättest eine Karte auch für das Gepäck entwerten sollen! Für den Sack mit Brot. Wenn du keine Karte hast, musst du Strafe bezahlen.“

Die Bäuerin versuchte zu protestieren aber die Kartenprüferin sagt:

„Wenn du die Strafe nicht bezahlen willst, gehen wir zur Miliz, wo du erklären musst, weshalb du so viel Brot gekauft hast. Wahrscheinlich willst du es den Schweinen geben. Kennst du die Anordnung gemäß der diejenigen, die Brot an Schweine verfüttern, mit Haft bestraft werden?“

Die Bäuerin, zahlt weinend die Geldbuße. Sie will nicht, dass ihr die Gerechtigkeit Miliz widerfährt.

\*

Kurz nachdem die Volksmacht durchgesetzt war, wurde eine Anordnung erlassen, die alle Besitzer von Gold- und Silbermünzen zur Abgabe dieser an den Staat verpflichtete. Man verbot dem einfachen Bürger, Gold zu besitzen. Danach wurde der Besitz von Auslandswährung verboten. Doch siehe, es wurde auch verboten, Brot zu besitzen. Auch der Besitz von Maisgries wurde verboten.

Die Miliz hütet das Gesetz. Auch wenn dieses nicht gerecht ist.

Ein Mann hatte seine Schafe oben in den Bergen. Er brauchte Maismehl, um für die Hirten und die Hunde Polenta zu kochen. Er ging in ein Dorf und kaufte einen Sack Maismehl. Der Staat behält das Monopol zum Verkauf von Getreide. Doch der Staat verkauft kein Getreide an Privatleute. Er exportiert es. Und von Privatpersonen darf man es nicht kaufen. Was soll aber der Mann, der Weizen- und Maismehl braucht, machen? Wenn er diese Produkte auf dem Schwarzmarkt kauft, verstößt er dann gegen das Gesetz?

Der Mann hatte einen Sack Maismehl gekauft und fuhr mit diesem im Kofferraum seines Autos zurück in sein Dorf, das am Fuße eines Berges, wo kein Mais wächst, lag. Auf dem Weg wird er von der Miliz gestoppt, der Kofferraum wird kontrolliert, man findet das Maismehl und der Mann kommt vor Gericht. Er wurde zu sechs Monaten Haft verurteilt.

\*

Die Kollektivierung wurde mit der Pistole durchgesetzt. Als die Kollektivierung abgeschlossen war, hatten die Bauern ihre Felder verloren, sie blieben nur Herren über ihren Hof. Aber auch das nicht für lange Zeit. Die Partei erfand die Politik der „Verträge“ und setzte sie mit Gewalt in Kraft.

In einem Dorf hatte ein Mann drei Schweine. Die Bürgermeisterin kommt zu ihm und sagt:  
„Ein Schwein darfst du behalten, die anderen zwei werden in den Vertrag aufgenommen.“

Der sozialistische Wettstreit der Bürgermeister: Welche Gemeinde gibt an den Staatsfond mehr ab? Was, wenn der Bürger keinen Vertrag möchte, um für seine Produkte ein lächerliches Entgelt zu bekommen. Er muss überzeugt werden, muss unter Druck gesetzt werden. Er muss so lange bedrängt werden, bis er nachgibt. Er muss bedroht werden, dass er seine Zucker- und Ölration nicht mehr bekommt. Der Mann mit den drei Schweinen wurde oft von der Bürgermeisterin besucht, bis er böse wurde und sie beschimpfte. Er beschimpfte sie und die Partei, im Namen derer sie ihn immer wieder bedrängte. Er wurde ins Gefängnis gesteckt, weil er die Behörden beleidigt hatte.

\*

Alle Bauern wurden gezwungen, Verträge mit dem Staat abzuschließen. Verträge, durch die man ihre Arbeit stahl, weil sie für ihre Produkte einen um ein mehrfaches niedrigeren Preis als auf dem Markt bekamen. Niemand hätte freiwillig Verträge geschlossen, aber die meisten unterschrieben aus Angst oder um in Ruhe gelassen zu werden. Viele hielten die erzwungenen Verträge nicht ein, aber sobald ein solcher Vertrag unterschrieben war, konnte der Bauer von den Behörden zur Verantwortung gezogen werden.

Vor Weihnachten hat ein Bauer in einem Dorf in Siebenbürgen sein Schwein geschlachtet. Das Schwein, das vor einigen Monaten durch einen Vertrag dem Staat versprochen wurde. Der Mann wusste, dass er zur Verantwortung gezogen werden konnte, hoffte aber mit einer Geldbuße davonzukommen und in Ruhe gelassen zu werden.

Das Schweineschlachten ist ein Fest. Es zeigt den Abschluss eines Arbeitsjahres an und bedeutet das Ernten der Früchte dieser Arbeit. Das Schwein, das bisher gefüttert wurde, wird nun geopfert, um den Familienmitgliedern Essen zu spenden. Jedes Mal wenn geschlachtet wird, herrscht Fröhlichkeit.

Auch in jenem Haus herrschte Frohsinn, bis der Bürgermeister und der Milizmann erschienen. Der Bürgermeister kam, um mit dem Wirt zu sprechen:

„Was macht ihr, habt ihr ein Schwein geschlachtet?“

„Ja.“

„Aber das Schwein, das du vertraglich dem Staat zugesichert hast, hast du dieses schon abgegeben?“

„Nein!“

„Wann wirst du es abgeben?“

„Wir werden es nicht mehr abgeben, weil wir keines mehr haben ...“

Der Bürgermeister sieht sich um, findet einen kleinen Plastikkanister mit Benzin, öffnet ihn gelassen und, sehr ruhig, so als würde er einen guten Witz machen, schüttet er den Inhalt dessen auf das noch dampfende Fleisch des soeben zerteilten Schweins.

Als der Wirt das sieht, nimmt er das Messer, mit dem er vor weniger als einer Stunde das Schwein erstochen hatte, und ersticht völlig überraschend den Bürgermeister. Der durch diese Tat erschreckte Milizmann zieht seine Pistole und erschießt den Wirt; dessen Sohn nimmt die Axt und spaltet dem Milizmann den Kopf. Bräuche, die in Siebenbürgen mit dem Schweineschlachten verbunden sind.

\*

Ein Tier, das dir gehört, gehört dir eigentlich nicht. Man braucht eine Genehmigung, um das eigene Tier zu verkaufen. Man braucht eine spezielle Genehmigung, um ein Kalb zu schlachten.

Die Zahl der Rinder muss steigen! So will es die Partei. Die Bauern töten die Kälber im Augenblick ihrer Geburt. Sie ziehen ihnen eine Nylontüte über den Kopf und ersticken sie, um dann melden zu können, dass die Kälber tot geboren wurden. Die Liebe des Bauern zu seinem Acker, zu seinen Tieren, entartete in Mord. Wer trägt die Schuld?

Ich ging auf einem Dorfweg. Ein Bauer erreichte mich mit seinem Wagen. Der Mann lud mich ein, neben ihm Platz zu nehmen. Schon oft bin ich auf meinem Weg Leuten begegnet, einfachen Leuten, die mir von ihrem Ärger und ihren Sorgen berichteten.

„Der Rumäne ist nicht chauvinistisch. Er hat nichts gegen die Partei. Er will arbeiten, um leben zu können. Aber warum lässt man ihn nicht? Dem Bauer wurde das Feld genommen. Die Kollektivgenossenschaften wurden gegründet. Die Menschen würden auch im Kollektiv arbeiten, auch wenn das Feld nicht ihnen gehört, dafür sollten sie aber bezahlt werden. Warum bezahlen sie die Leute mit 12 Lei am Tag, soviel wie ein Arbeiter in einer Stunde verdient? Die Arbeit auf dem Feld ist schwer, mein Herr, wie soll man umsonst arbeiten? Warum treibt die Partei ihren Spott mit uns? Warum will sie unsere Häuser niederreißen? Was haben wir Böses getan?“

\*

Diejenigen, die die Geschicke des Dorfes in ihren Händen hielten, liebten weder das Feld noch die Bauern. Sie versetzten die Menschen in Angst und Schrecken, nicht weil sie von der Parteipolitik überzeugt waren, sondern um sich bereichern zu können. Sie waren zufrieden und schmeichelten ihren Herren, um ihre Vorteile nicht zu verlieren. In den meisten Fällen wurde der Pächter – der LPG-Vorsitzende – nicht aus den Reihen der Dorfbewohner gewählt. Er wurde wer weiß woher gebracht und an die Führung des Dorfes gesetzt. Er bekam ein Haus – in bestmöglichem Zustand – und machte sich dann eifrig an die Arbeit, um seine Herren zufrieden zu stellen. Dieser Mann, der von Liebe zu Grund und Boden sprach, bearbeitete nicht einmal den Garten, der zum Haus gehörte. Er hatte einen Garten von höchstens 10 Ar, der ihm gehörte, in dem er aber nicht selbst arbeitete. Andere Menschen aus dem Dorf wurden gerufen um unbezahlt seinen Garten umzugraben, zu säen und Unkraut zu jäten. Wenn geerntet wurde, kam er auch, ganz von sich selbst eingenommen, denn die Früchte die eingebracht wurden, gehörten ihm allein. Diese wuchsen ja in seinem Garten, wenn auch vom Schweiß anderer. Genauso wurden die Gärten des Farmchefs und des Milizmannes bearbeitet, denn all diese behüteten dieselbe Ordnung.

\*

Einmal geschah es, dass ich mit einem ehemaligen politischen Häftling in demselben Abteil reiste. Wir kamen ins Gespräch. Der Mann hatte keine Angst zu sprechen.

„Es ist interessant, die Entwicklung der Kommunisten, der Parteifunktionäre, zu beobachten. Bis ca. 1960 waren es einfache Leute, Arbeiter mit vier absolvierten Schuljahren. Sie waren brutal, vulgär, intolerant, hatten aber wenigstens den gesunden Menschenverstand, um einzugestehen, dass sie nichts anderes machten, als die Parteipolitik in die Tat umzusetzen. Ihre einzige Qualität bestand in einer gewissen Bescheidenheit. Die jetzigen Parteifunktionäre hingegen, obwohl sie genauso grob, intolerant und beschränkt sind, spielen sich wie Intellektuelle auf. Sie haben, meist mit Hilfe der Partei, eine Hochschule oder wenigstens ein Gymnasium, gefolgt von der Parteischule beendet einige drangen bis zur Akademie vor, sind heute Dozenten an den Universitäten; und was noch schlimmer ist, sie wollen die Lücke – die in der Gesellschaft durch die Ausrottung der wahren Intellektuellen in den 50er Jahren entstanden ist – schließen.“

Man wusste, dass die Akademie eine verruchte Institution war, da ihre Mitglieder akzeptiert hatten, Elena Ceausescu, Wissenschaftlerin mit Grundschulabschluss, als Ehrenvorsitzende zu wählen, aber man erahnte nicht das Ausmaß der Dummheit oder in einigen Fällen bloß der Feigheit,

die in dem höchsten wissenschaftlichen Forum des Landes anwesend war.

Eines Tages, an der Hochschule, benachrichtigte man uns, dass uns nach dem Unterricht ein bedeutender Wirtschaftswissenschaftler – Direktor des Staatsrates für Planung, dem die Akademie vor kurzem einen Sonderpreis überreicht hatte – mit seiner Anwesenheit ehren würde.

Die illustre Persönlichkeit beabsichtigte, uns einen Vortrag über strikt aktuelle und besonders wichtige Wirtschaftsprobleme zu halten. Der Großteil der Studenten beeilte sich, die Fakultät nach Beendigung der Vorlesungen zu verlassen, da sie nicht an einer mutmaßlichen Indoktrinierungssitzung teilnehmen wollten. Es versammelten sich bloß ca. 50 Studenten in dem Vorlesungssaal, in dem die Darlegung stattfinden sollte. Einige waren in Ämtern und somit irgendwie verpflichtet teilzunehmen, die anderen kamen aus Neugier.

Nachdem ein Professor das erniedrigende Protokoll der Vorstellung des Gastes durchführte, begann dieser mit seinem Vortrag:

„... ich will euch versichern, dass das, was ihr von mir erfahren werdet, Neuigkeiten, heikle Angelegenheiten sind, die nicht der breiten Öffentlichkeit unterbreitet werden können.“ – der Kumpel schmeichelt uns! – „Ich möchte mit dem Problem beginnen indem ich ihnen einen Witz erzähle: in der Zwischenkriegszeit rühmte sich ein Bauer, dass er seit fünf Jahren ein Paar Stiefel hatte und dass diese immer noch gut seien ... die Pointe war, dass er sie bloß zweimal jährlich auf dem Markt trug. Bis zum Marktrand lief er barfuss und im Dorf lief er entweder barfuss oder in Bundschuhen...

Ich habe eine sehr interessante Studie gemacht. Ihr habt alle irgendetwas über die bedrohliche Krise an Rohstoffen, mit der sowohl unser Land als auch die Weltwirtschaft zu kämpfen hat, gehört. Ich präsentiere euch eine Statistik der wieder verwertbaren Abfälle, die jährlich pro Einwohner in einigen Europäischen Ländern anfallen: Bundesrepublik Deutschland – 52 kg, Frankreich – 49 kg, Großbritannien – 51 kg, Italien – 50 kg, Holland – 52 kg, Dänemark – 51 kg, wie sie sehen, jährlich ca. 50 kg pro Einwohner. Jetzt möchte ich euch bitten, zu schätzen, welche Menge wieder verwertbarer Abfälle jährlich pro Einwohner in Rumänien anfallen. Ich habe eine wissenschaftliche Abhandlung über dieses Thema angefertigt und bin zu unglaublichen Ergebnissen gekommen. wie viel Kilogramm wieder verwertbare Abfälle pro Jahr und Einwohner, glaubt ihr, dass wir in Rumänien haben?

Man ließ uns einige Augenblicke nachdenken. Ich überlegte, was uns der Wirtschaftswissenschaftler wohl sagen wollte, welche Entdeckung er gemacht hatte? dass die Rumänen zu viele Abfälle produzieren? Soviel ich weiß, werfen die Rumänen fast nichts weg, weil sie nichts zum

wegwerfen haben.

Bloß ein Kollege äußerte seine Meinung:

„200 kg?“

Der Experte lachte herzlich.

„Ha, ha! Es wäre gut, wenn es so wäre, aber leider ist es nicht so. Sieben kg! Wahnsinn, nicht wahr?! Sieben kg!

Ich bin zu dem Schluss gekommen, dass wir mehr Abfälle produzieren müssen!“

Ich glaubte, meinen Ohren nicht trauen zu können. Das große Geheimnis, das von dem Mann – dem ein Sonderpreis von Seiten der Akademie verliehen wurde – gelüftet wurde, DIE ENTDECKUNG, die die Nationale Wirtschaft wieder ankurbeln würde, war, dass die Rumänen mehr Abfälle produzieren müssten.

Ich wusste, dass die Partei die Verminderung der Verschwendung verlangt hatte, dass in Rumänien wiederhergestellte Teile für die Herstellung neuer Produkte verwendet werden. Produkte, deren Qualität stetig sinkt, obwohl immer von der „neuen Qualität“ gesprochen wird.

Nachdem er seinen Vortrag beendet hatte, zeigte sich der Gast geneigt, eventuelle Fragen zu

beantworten, aber wer hat schon den Mut, solch einer Persönlichkeit schwierige Fragen zu stellen?

Ich wusste, dass sich oft die Sohle eines neuen Schuhs nach einem Tag löste und überlegte, dass es schön wäre, den geehrten Gast zu fragen, ob ein neuer Schuh, dessen Sohle sich gelöst hatte und nicht mehr repariert werden kann, für ihn ein wieder verwertbarer Abfall ist, doch ich hatte Angst. Dennoch meldete ich mich zu Wort:

„Entschuldigen Sie, aber meiner Meinung nach besteht eine Beziehung zwischen Lebensstandard und der Menge an Abfällen pro Einwohner. Sind sie nicht derselben Meinung?“

Es sah mich an, wie eine Schlange, die ihr Opfer vor Angst erstarren lassen will und antwortete trocken:

„Ich bleibe bei meiner Überzeugung, dass wir mehr Abfälle produzieren müssen!“

\*

Der Humanismus wurde durch den sozialistischen Humanismus ersetzt, die Philosophie wurde zum dialektischen und historischen marxistisch-leninistischen Materialismus reduziert, die Geschichte wurde neu ausgelegt und ein ganzes System – gebildet nicht aus Analphabeten, sondern aus Absolventen der Sozialwissenschaften – hat die Aufgabe, die Lüge in die Köpfe der Menschen einzupflanzen. Diejenigen, die dies tun, machen es nicht unbedingt aus Überzeugung. „Sie verdienen auch ihr Brot“, aber der Effekt ihrer Arbeit ist der von der Macht gewünschte. Wenn es ihnen nicht gelingt zu überzeugen, gelingt es ihnen wenigstens, in den Menschen Widerwille vor jeder Einmischung in die Politik hervorzurufen; es gelingt ihnen, den Wissensdrang zu unterdrücken und den „Neuen Menschen“ zu formen, der schwach aber leicht zu führen ist. Die Aufgabe des Philosophieunterrichts ist es, dich in dem Glauben zu lassen, dass es eine einzige Philosophie gibt, die marxistische; wenn du nicht an diese glaubst, kommst du unweigerlich zu dem Schluss, dass die Philosophie eine Schweinerei ist und es sich nicht lohnt, sich damit den Kopf zu zerbrechen.

Um die Arbeit derjenigen, die die zukünftigen Intellektuellen erziehen, zu erleichtern und um eine Überraschung von Seiten eines Untertan, der die Lüge Leid geworden ist, zu vermeiden, wurden für das Studium der Sozialwissenschaften für das ganze Land gleiche Lehrbücher aufgelegt.

Ich glaube, dass die Unterrichtenden der Sozialwissenschaften folgendermaßen klassifiziert werden können: Idioten, Klassiker, Resignierte und Inexistente (Nichtvorhandene).

- Die Idioten glauben vorbehaltlos die Lügen, die sie verbreiten. (Es gibt nur wenige davon.) Diese wollen überzeugen.
- Die Klassiker bemerken die Lüge, aber sie tragen sie wie ein Gedicht vor, ohne dabei Gewissensbisse zu haben. Sie wollen nicht unbedingt überzeugen. Sie tragen ihr Gedicht vor und bei der Prüfung musst du es dann vortragen. Ihre Sprache ist dogmatisch – die konventionelle Holzsprache.
- Die Modernen sind sich der Lüge bewusst und wissen, dass die klassische dogmatische Methode nicht mehr greift. Sie haben keine Gewissensbisse und versuchen zu überzeugen, indem sie neue, gestalterische Methoden anwenden. Sie posieren oft als Snobs. Sie bemühen sich, Offenheit und Toleranz darzustellen, aber sie verfolgen hartnäckig ihr Ziel. Sie haben die poetische Holzsprache erfunden. Bei der Prüfung musst du das im Lehrplan vorgesehene Gedicht vortragen. Einige sind sehr streng, andere erweisen sich als Wohltäter denen gegenüber, die weniger gelernt haben, aber nicht, bevor sie diese gedemütigt haben.
- Die Resignierten sind die Lüge leid, haben aber nicht den Mut, ihren Beruf an den Nagel zu hängen. Oftmals ertränken sie ihren Ärger in Alkohol. Die Vorlesungen und Seminaren sind spaßig, aber keinesfalls subversiv. Bei den Prüfungen sind sie sehr nachsichtig, oftmals verraten sie bei schriftlichen Arbeiten einen Tag vor der Prüfung das Thema.
- Die Inexistenten sind diejenigen, die die Lüge leid sind und ihren Beruf aufgegeben haben, indem

sie den Lehrstuhl verlassen haben oder diesen als Rednerpult für die Ausrufung der Wahrheit gebrauchen. Ein solches Verhalten hätte zumindest die Entlassung zur Folge gehabt. Ich glaube nicht, dass es tatsächlich einen solchen Fall im letzten Jahrzehnt gegeben hat. Die Nichtvorhandenen bilden eine theoretische Kategorie. Diejenigen, die ich kennen gelernt habe, ordneten sich in die anderen Kategorien ein. Nach dem Umsturz wurden diese über Nacht umgeschult und anstatt Wissenschaftlichen Sozialismus, Politökonomie, Philosophie und Geschichte zu lehren, unterrichteten sie jetzt Demokratie, Humanismus, Marketing ebenso wie Philosophie und Geschichte. Fächer von denen man nun behauptet, dass sie nicht verfälscht wären, obwohl die Lehrenden dieselben Menschen sind, die auch davor behaupteten die Wahrheit zu sprechen.

\*

Beim ersten Philosophieseminar des ersten Semesters war das Thema: „Was ist die Philosophie? Welche ist ihre Rolle ...?“

Ich fragte, ob es moralisch ist, eine bestimmte Philosophie mit Gewalt durchzusetzen, ob man das Recht hat, in ihrem Namen Verbrechen zu begehen, ob man das Recht hat, die Geschichte zu verfälschen, um diese glaubhaft klingen zu lassen. Und wenn, nachdem man all dies getan hat man das Recht hat, jene Philosophie als Höhepunkt des menschlichen Denkens darzustellen, während man die Realität absichtlich ignoriert, weil sie der Theorie nicht entspricht.

Die Lektorin war so überrascht, dass sie keine Worte fand, um meine Fragen zu beantworten. Es schien, als würde sie jeden Augenblick anfangen zu weinen (im Seminarsaal war die Atmosphäre sehr angespannt), doch ein Kommilitone, Pitzurcă, rettete sie: Er sprang auf und rief:

„Wir dürfen die Fehler, die in der Vergangenheit gemacht wurden, nicht mit der Gegenwart verwechseln! Wir dürfen die Fehler die in der Vergangenheit gemacht wurden, nicht mit der Gegenwart verwechseln!...“

Ich sprach mit ihm im Studentenwohnheim und er hat versucht, mich davon zu überzeugen – wie auch Professor Damian, zwei Jahre später – dass man das, was man denkt, nicht laut aussprechen soll. (Sowohl Pitzurcă als auch Professor Damian haben sich nach dem Umsturz im Westen niedergelassen.) Du denkst was du willst und sprichst, was man muss, weil alle es so machen, auf allen Ebenen!

\*

Das Lügen lernt man bereits im Kindergarten. Die Erzieherinnen, später die Lehrerinnen, erzählen den Kindern Lügen und diese lernen das Lügen. Die Holzsprache lernt man von klein an. Und niemand ist schuldig; im Gegenteil, wenn du dich gewöhnt hast sie anzuwenden, kannst du sogar materielle Vorteile erlangen.

Während der Volksschule las ich *Die Waghalsigen* – eine Zeitschrift, die alle Schüler verpflichtet waren zu abonnieren – und wunderte mich, wie es möglich ist, dass Kinder in meinem Alter, 10-11 Jahre, Gedichte schrieben, die ich überhaupt nicht verstehen konnte. Gedichte, die Erwachsene veröffentlichten. Ich hatte nie den Mut, jemandem meine Verwunderung zu gestehen und dachte, dass jene Kinder, deren Gedichte in der Zeitschrift gedruckt waren, viel gescheiter sind als ich und dass ich überhaupt keine Neigung zur Poesie habe.

Einmal, in der vierten Klasse, bekamen wir als Hausaufgabe ein Gedicht zu schreiben. Die Gedichte sollten dann von der Lehrerin benotet werden.

Das Thema durfte sich jeder selbst aussuchen. Das Gedicht, das ich geschrieben habe, nannte sich „Die Waldtiere“ und meine Mutter hat mir beim schreiben geholfen. Das Gedicht handelte von im

Wald herumtollenden Tieren; es waren einfache Verse, ohne anspruchsvolle Metaphern, meiner Meinung nach deutlich unter dem Niveau der Gedichte, die in der Zeitschrift *Die Waghalsigen* erschienen. Dennoch lobte mich die Lehrerin; sie behauptete, dass mein Gedicht das Beste der Klasse sei und ermutigte mich, weiter zu schreiben. Ich schrieb noch zwei Gedichtchen, bei denen mir auch meine Mutter geholfen hat, danach verließen mich die Musen endgültig. Einige Monate später, völlig überraschend, bat mich die Lehrerin, ein Gedicht zu Ehren des fünfzigsten Jahrestages der Gründung der Partei zu schreiben, ein Jahrestag, der im ganzen Land festlich gefeiert werden sollte. Ohne Gewissensbisse, vielleicht auch ein bisschen stolz über das Vertrauen, das man mir geschenkt hatte, schrieb ich – mit Hilfe meiner Mutter – ein Gedicht mit dem Titel: „Die Arbeit“.

Drei Jahre später, als ich in der siebten – Klasse war, näherte sich der fünfzigste Jahrestag der Gründung des Verbandes der Kommunistischen Jugend. Inzwischen war ich älter geworden, und weil mein Großvater und mein Vater täglich *Freies Europa* hörten, begann ich, das in der Schule gelehrt – über Jugendliche, die ihr Leben aufs Spiel setzten, indem sie Manifeste an die Wände klebten – zu bezweifeln.

Die Rumänischlehrerin, Frau Ispan, kam zu mir:

„Gigi, ich weiß, dass du noch Gedichte geschrieben hast.“

„Ja, das ist aber schon lange her; in der vierten Klasse.“

„Ich möchte dich bitten, ein Gedicht zu Ehren des Jahrestages, der sich nähert, zu schreiben. Du bringst es mir morgen! ...“

Ich wusste, dass diese Geschichten mit Kommunistischen Jugendlichen Lügen sind. Wie soll ich ein Gedicht schreiben, das verlogenen Geschichten gewidmet ist?

Am nächsten Tag suchte mich die Lehrerin. Ich sagte ihr, dass ich vergessen hatte das Gedicht zu schreiben, weil ich nicht den Mut hatte, ihr die Wahrheit zu sagen, dass ich das Gedicht nicht schreiben will. Der Musiklehrer war der gefürchtetste Lehrer der ganzen Schule. In seiner Stunde wagte kein Schüler mit dem Nachbar zu sprechen oder unaufmerksam zu sein. Alle Lehrer wussten dies. Vor der Musikstunde kam Frau Ispan zu mir und sagte:

„Ich habe mit dem Musiklehrer gesprochen und ihn gebeten, dir zu gestatten in seiner Stunde das Gedicht zu schreiben.“

Während der Musikstunde waren meine Kollegen im Unterricht aufmerksam. Ich saß allein in der letzten Bank, mit einem weißen Blatt Papier vor mir und einem Bleistift in der Hand und sah zum Fenster hinaus. Ich starrte ins Leere.

Die Stunde war vorbei und meine Kollegen gingen in die Pause. Ich habe das leere Papier zerknüllt und in den Papierkorb geworfen. Ich ging auch hinaus. Die Literaturlehrerin erscheint:

„Hast du das Gedicht geschrieben?“

„Ja.“

„Wo ist es?“

„Auf der Bank, ich gehe es holen.“

Einige Augenblicke später kam ich zurück:

„Ich weiß nicht was passiert ist, das Papier ist verschwunden, vielleicht haben es die Kollegen vernichtet...“

Die Lehrerin blickt mich misstrauisch an und sagte:

„Ich gebe dir meine Adresse. Morgen früh kommst du zu mir nach Hause und schreibst dort!“

Was konnte ich nun noch tun?

Am nächsten Morgen ging ich zur Lehrerin nach Hause. Sie gab mir einen Bleistift und ein Blatt Papier und setzte mich an einen Tisch. Sie setzte sich hinter mich und las in einem Buch...

Ich schrieb das Gedicht. Es war „Den kommunistischen Jugendlichen“ betitelt. Eine Art Ode. Ich glaube, in jenen Augenblicken schwor ich mir, nie wieder etwas zu schreiben.

Einige Tage später, nachdem das Gedicht wahrscheinlich umgeschrieben war, um an dem

Poesiewettbewerb zu Ehren des Jahrestages teilnehmen zu können, gab mir die Lehrerin das Original wieder. Ich nahm das Blatt und trug es nach Hause. Ich hatte ein Heft, auf dessen Umschlag nur ein einziges Wort stand: „Gedichte“; darin befanden sich die Verse, die ich in der vierten Klasse geschrieben hatte. Ich legte das Blatt mit der letzten dichterischen Schöpfung ins Heft.

Einige Jahre später, ich weiß nicht mehr genau ob es im letzten Schuljahr oder ob es im ersten Studienjahr war, fand ich das Heft mit Gedichten beim Aufräumen meiner Bibliothek wieder.

Ich las es in großer Eile durch und verärgert zerstörte ich das Blatt mit dem Gedicht, das den Jungkommunisten gewidmet war. Nachdem ich einen Augenblick lang nachgedacht hatte, zerstörte ich auch das mit dem Titel „Die Arbeit“.

Ich hasste diese Verse, die ich geschrieben hatte.

Anfang der 80er Jahre machte Frau Ispan einen Ausflug in den Westen, wo sie Asyl beantragte. Sie kehrte nicht mehr zurück.

Eines Tages, während ich *Radio Freies Europa* lauschte, hörte ich zum ersten Mal von Schubladenliteratur. Ich dachte dann, dass ich einmal schreiben könnte, ohne den Sinn dessen, was ich mir vor Jahren geschworen hatte, zu brechen. Dies bedeutete, dass dann, wenn ich schreiben werde, ich nie eine Zensur akzeptieren würde, auch mit dem Risiko, dass das Geschriebene keinen anderen Leser, außer mir, haben wird.

\*

Zum zweiten Philosophieseminar kam die Lektorin, entschlossen, Respekt einzuflößen. In wenige Minuten haben viele Kollegen eine Sechs bekommen, weil sie sich nicht vorbereitet hatten. Das Seminar wurde in einer Terroratmosphäre fortgesetzt.

„Ihr lernt nicht und wartet nur, dass Cionoiu einen Felsen schleudert!“

Beim dritten Seminar lenkte ich sehr vorsichtig, das Gespräch auf ein Buch: *Ein Gespenst wandelt durch Europa*, welches ich vor ein paar Jahren zufällig zu Hause in der Bibliothek gefunden hatte. Die Lehrerin begann zu lachen.

„Ha, ha, wie peinlich du bist. Es gibt kein Buch mit diesem Titel! *Ein Gespenst wandelt durch Europa* ist das Motto des *Manifestes der Kommunistischen Partei*. Du greifst auch etwas irgendwo auf und danach kommst du hierher und erzählst Geschichten, um interessant zu erscheinen und nicht zu lernen!“

„Entschuldigen Sie, dieses Buch habe ich in der Bibliothek.“

„Das kann nicht sein!“

Nach etwa zwei Wochen, nachdem ich zu Hause gewesen bin, habe ich das Buch mitgebracht, und ohne ein Wort zu sagen legte ich es ihr auf das Katheder. Drei Bände, jeder mit einigen hundert Seiten (Autor Theun de Vries). Die Lektorin wurde kreideweiß. Von da an und bis zu Jahresende erlaubte sie mir meine Meinung zu sagen, ohne zu kontern.

Bei der Prüfung jedoch verlangte sie, dass ich das Gedicht *Die Kategorien von Raum und Zeit in der Marxistischen Philosophie* vortrage. Weil ich nichts verstanden habe, oder vielleicht weil ich mit der Darstellung des Problems im Vortrag nicht einverstanden war, redete ich ins Blaue. Zu jenem Zeitpunkt war ich nicht in der Lage, eine eigene Meinung zu diesem Thema zu formulieren. Die Prüfung habe ich erst im Herbst bestanden, aber ich kann nicht behaupten, dass ich benachteiligt wurde. Einige Jahre später hatte ich eine Offenbarung und schrieb einen Text, der meine Antwort zum Thema „Raum und Zeit in der eigenen Philosophie“ – nicht in der Marxistischen – hätte sein können.

\*

Ein Mann ist gestorben. Zurück blieben seine Frau und zwei Halbweise Kinder. Zwei Mädchen. Die Witwe war jung und die Schwiegereltern noch bei Kräften, so dass jemand da war, der den Hof führen konnte. Ihnen fehlte es nicht an Essen, an Kleidung, an Geld. Nur in der Seele war ein Loch, das mit keinem Reichtum hätte gestopft werden können. Mit der Zeit haben sie sich damit abgefunden, aber vergessen hat niemand.

Die Zeit verging und eine neue Generation entstand. Die Mädchen haben geheiratet und Kinder bekommen. wie viel Zeit ist seit dem Tod jenes Mannes vergangen, bis das Kind in dem Alter eines der Mädchen von damals war?

Ich fahre mit meiner Großmutter aufs Land. Ein Grund zur Freude. Ausflug. Wir wohnen bei Verwandten, ich gehe mit den Kühen auf die Weide, mit den Dorfkindern fischen, ich darf auf den Dachboden steigen, in den Keller und in den Stall gehen, darf in das Heu von der Scheune steigen. Es ist ein Paradies für ein Stadtkind.

Aber nach etwa zwei Tagen weckt mich meine Großmutter früh am Morgen, gibt mir zu essen und zieht mir reine Sachen an. Ich muss zum Friedhof gehen.

Wir, in der Stadt, haben keinen Friedhof. Eigentlich gibt es Friedhöfe, aber wir haben niemanden dort. So dass ich in meiner Kindheit noch nie in der Stadt auf dem Friedhof war. Unsere Verwandten, ob tot oder lebendig, sind auf dem Dorf. Von dort sind mein Urgroßvater, meine Großmutter und Mutter weggegangen. Wenn wir aufs Dorf kommen, zeigt meine Großmutter mich den Verwandten mit den Worten: „Das ist der Sohn von Ruja“. Danach sagt sie mir, wer der und der andere ist, und wie wir verwandt sind. Genauso auf dem Friedhof, stellt sie mir die Toten vor. Hier ruht der und der...

Es ist ein gewöhnlicher Arbeitstag. Der Friedhof ist leer. Nur meine Großmutter und ich sind dort. Allein, glaube ich, hätte ich Angst. Ich habe furchtbare Angst vor dem Tod. Einmal habe ich in der Stadt ein totes Pferd gesehen. Es war auf einen freien Platz nahe der Schule geworfen worden. Mir wurde angst, und eine geraume Zeit mied ich diesen Platz. Es reicht, nur an das tote Pferd zu denken und mir wird schon angst. Ich soll allein durch einen Friedhof der Stadt gehen? Niemals! Für nichts auf dieser Welt! Nicht einmal in Begleitung würde ich dorthin gehen. Aber auf diesem Friedhof habe ich keine Angst. Meine Großmutter ist bei mir. Und sie spricht so von den Toten, als wären sie lebendig; Onkel, Vetter, Großeltern von ihr. Sie verbleibt nicht lange an deren Gräber, die gepflegt sind, weil ihre Verwandten im Dorf leben. Bloß so lange, dass sie über jedes Grab ein Kreuz macht.

„Komm zu deinem Großvater!“ – also zu ihrem Mann.

Wir gehen noch ein Stückchen und kommen zu dem Grab. Ich kann mich erinnern, dass sie mich schon einmal hierher gebracht hat, oder vielleicht auch öfter, aber wir sind nie lange geblieben. Ich war noch klein. Zu klein, und ich hätte keine Geduld gehabt, dort zu bleiben.

Diesmal sind wir aber gekommen, um das Grab zu pflegen. Eigentlich sieht es gepflegt aus, bloß ein paar Grashalme sprießen zwischen den Blumen, die auf dem Grab gesät wurden. Ich rupfe auch ein paar Grashalme, danach spaziere ich um das Grab, ohne mich zu entfernen. Großmutter kniet vor dem Grab und weint „...steh auf Paul, dass du deinen Enkel siehst ...“ Die Sonne scheint, und Ruhe herrscht auf dem Friedhof, der auf der Spitze eines Hügels liegt. Bloß das leise Klagen meiner Großmutter ist zu hören. Und es scheint, als wären nur wir zwei und Großvater die einzigen Lebewesen in diesem Friedhof, der sich bis jenseits des Horizontes erstreckt.

Abschweifung in die Unendlichkeit. Wir sind noch einige Male auf jenem Friedhof auf dem Berghügel gewesen. Wir gingen auf leisen Sohlen, um die, die dort ruhten, nicht zu stören. Wir erreichen das Grab meines Großvaters, das ziemlich inmitten des Friedhofes lag und der gleiche Zauber überkam uns; der Zaun des Friedhofes verschmolz für eine Weile mit dem Ende der Welt.

Jahre später waren wir zu einer Hochzeit in dem Dorf eingeladen. Meine Großmutter und meine

Mutter blieben, um den Verwandten bei den Vorbereitungen zu helfen, ich aber ging auf Wald und Wiesen spazieren. Es war ein sonniger Frühlingstag. Ich lief durch den Wald, um nachzusehen, ob Pilze gewachsen waren. Zu Mittag musste ich wieder zurück sein, weil die Hochzeit beginnen sollte. Ich durchwanderte den Wald, danach eilte ich zurück zum Dorf, aber ich ging nicht den Weg, den ich am Morgen gegangen war. Der Weg, auf dem ich zurückkehrte, führte am Friedhof vorbei, und weil der Zaun ein Loch hatte, ging ich hinein. Nach wenigen Schritten erreichte ich das Grab meines Großvaters inmitten des Friedhofes. Ich sah mich um und stellte fest, dass der Friedhof, den ich unendlich groß in Erinnerung hatte, eigentlich sehr klein war; furchtbar klein. Er hatte überhaupt keinen Zauber, wie er mir jetzt erschien. Er sah eher scheußlich aus. Ein paar umgestürzte Kreuze, umgeben von einem kaputten Zaun. Ich setzte mich auf eine kleine Bank, schloss die Augen und dachte traurig an die Vorstellung, die ich von demselben Friedhof vorher hatte. Ich verharrte so einige Augenblicke, oder vielleicht eine Ewigkeit, weil der Friedhof, als ich die Augen wieder öffnete, in seiner Ausdehnung gewachsen war und er wieder so aussah, wie ich ihn aus meiner Kindheit kannte.

Ich blieb noch ein bisschen, dann verließ ich den Friedhof, ohne mich zu beeilen, in aller Ruhe, um die, die ruhen, nicht zu stören. Oder vielleicht um meinen inneren Frieden, den ich in jenen Augenblicken dort gefunden hatte, nicht zu zerschlagen. Ich bin entschlossen, nie mehr eilig durch einen Friedhof zu gehen.

\*

Der Jahrgangssprecher, der sich für einen ehrlichen Menschen hält, gab der Lokalzeitung ein Interview und versprach, dass die Studenten der Forsthochschule eine riesige Fläche bepflanzen werden. Er wusste, dass kein einziges Bäumchen gepflanzt werden wird, aber die Regeln der Holzsprache verlangten von ihm, diese Verpflichtung einzugehen.

Als der Dekan ihn ironisch fragte, mit welchem Recht er diese lügnerische Verpflichtung eingegangen war, antwortete er, dass man das so macht, dass jeder andere das auch getan hätte. Er hatte keinerlei Gewissensbisse, weil er gelogen hatte.

Ende November 1989 beschloss die Partei, allen Kindern von Bauern und Arbeitern Stipendien zu gewähren und gleichzeitig alle Stipendien um 10 % zu erhöhen. Knappe drei Wochen vor der Revolution kam während des Unterrichts ein Rundschreiben, welches die Streichung aller regulären Aktivitäten ab 12 Uhr ankündigte. Stattdessen müssten alle Studenten sich um die besagte Zeit im Festsaal zu einer Sitzung, deren Zweck nicht verraten, aber leicht vermutet werden konnte, einfinden. Im Festsaal wurde eine Versammlung organisiert, bei der die Studenten ihrer Dankbarkeit Ausdruck verleihen sollten.

Am Hochschultor passten zwei Professoren auf, dass keine Studenten das Gebäude verließen. Ich lachte, denn ich nahm an, dass ein Vortragen von Oden, die dem Führer gewidmet sind, folgen wird. Als einer der Professoren, die den Ausgang bewachten, mich so belustigt sah, befürchtete er wahrscheinlich, dass ich ihnen eine Überraschung wie bei dem Volksentscheid bereiten könnte; er fragte mich freundlich:

„Bist auch du gekommen? Oder willst du lieber zum Wohnheim gehen?“

„Wenn es möglich ist, würde ich es vorziehen zum Wohnheim zu gehen...“

Ich verfügte über einen bevorzugten Status, aber wenn ich dabei hätte sein müssen, hätte ich geschwiegen und heimlich gelacht. Ich hätte mich gehütet, die Aufmerksamkeit der Gäste auf mich zu lenken. Ich hatte Angst.

Meine Kollegen jedoch mussten der Sitzung beiwohnen. Die meisten als Zuhörer, einige als Solisten, als Huldiger. Diese dankten „im Namen aller Studenten“ und trugen Loblieder, die dem Führer galten, vor. Warum haben sie akzeptiert Bücklinge zu machen? Wenn du sie ironisierst,

werden sie deine Todfeinde.

Professor Damian, der im Sommer des Jahres 1987 in Pension ging, dessen Tochter eine Kommilitonin von mir war, schlug die Pauke, dass er meinetwegen zu leiden hatte. Weil ich mich der Hirnwäsche im Sozialismusseminar und der Farce mit dem Volksentscheid widersetzt habe, hatte Professor Damian Unannehmlichkeiten. Er meinte, dass ich daran Schuld hätte, dass ich mich eventuell hätte entschuldigen sollen. Er fragte immer nach, ob ich noch zu meinen Meinungen stand. Er verstand nicht. Der Großteil der Menschen jedoch verstand. Die meisten Lehrkräfte waren die Lüge leid. Wenn sie auch nicht den Mut hatten, in der Öffentlichkeit zu diskutieren, warteten sie auf den Augenblick, in dem sie endlich das sagen können, was sie denken. Ein Augenblick, den Professor Damian nicht brauchte. Seine Welt schloss die Möglichkeit des Eintreffens dieses Augenblickes aus.

Es gibt keine gleichgültigen Zuschauer. Jeder Zuschauer wird zum Mitspieler oder zum Gegner. Man liest es in seinen Augen, ob er mit dir, oder gegen dich ist. Und in den Augen vieler las man Sympathie, wenn sie auch von Angst überschattet war.

\*

Ende des ersten Studienjahres verließ Bia das Studentenwohnheim, weil er die Atmosphäre nicht mehr ertragen konnte, um gemeinsam mit Zoran zu Miete zu wohnen. Sie waren gute Freunde schon seit dem Wehrdienst, sie lernten gemeinsam, gingen zusammen ins Gebirge.

Anfang des zweiten Jahres hatte Zoran eine Freundin, Corina, eine Mathematikstudentin. Weil Bia keine Freundin hatte, stellte Zoran Bia den Zimmerkolleginnen Corinas, die auch alleine waren, vor. Bia, Zoran und die Mädchen waren oft zusammen. In den Winterferien fuhr die Gruppe in ein Skilager. Als sie zurückkamen, war Bia mit Corina zusammen.

Eines Tages, sagte Bia mir:

„Weißt du, ich habe Zoran gefragt: „Bist du mir wegen dieses Weibes böse?“ und er hat nicht geantwortet.“

Ich wagte ihm nicht zu sagen, dass er – meiner Meinung nach – etwas Hässliches getan hat, indem er seinem Freund die Freundin weggenommen hatte. Ich fühlte mich nicht berechtigt, ihn zu kritisieren, weil, obwohl ich verheiratet war, ich mich in eine Kollegin, Mirela, die einen Freund hatte, verliebt habe – alle Kollegen wussten, dass wir zusammen waren und dies war oft der Grund für Bemerkungen von ihrer Seite.

Bia und Zoran blieben Zimmerkollegen. Wir wussten alle, dass Corina nun Bias Freundin war, obwohl sie ab und zu noch mit Zoran im Wald laufen ging. In den Sommerferien kehrte Corina zu Zoran zurück. Ein ganzes Jahr lang hoffte Bia, dass sie zu ihm zurückkommen wird. Er war sicher, dass Corina sich zuletzt für ihn entscheiden wird, aber im folgenden Sommer heiratete Corina Zoran. Als Bia dies erfuhr, fiel er in eine depressive Stimmung. Er konnte sich mit der Tatsache nicht abfinden; er war gereizt und stritt mit allen Freunden.

Es war der Herbst des Jahres 1987. Zusammen mit ein paar Freunden hatten wir es geschafft, innerhalb des Naturschutzbundes eine von Würde geprägte Atmosphäre zu schaffen – ohne Sauforgien und sexistische Lieder. Jede Woche organisierten wir einen kulturellen Abend im Festsaal der Universität. Ich war eine Art Sprecher der Gruppe (ich sprach bei fast jeder Versammlung); Seba und Nardi hielten auch Vorträge, während Bia, Rică und Arpi, Landschaftsdias zeigten. Ein paar andere Kollegen: Lang, Luci, Fecioru und ein paar Studenten von anderen Hochschulen beteiligten sich zwar weniger bei der Vorbereitung des Programms, waren aber aktive Mitglieder der Gruppe, indem sie bei keiner Zusammenkunft fehlten. Ein Jahr davor hatten Bia, Arpi und Rica einen hervorragenden Diavortrag mit Musikuntermalung vorbereitet (die verschiedenen Dias wurden so geordnet, dass sie eine Einheit bildeten). Nicht nur ich war erstaunt

darüber, dass sie sich gestritten und den Diavortrag, nur einige Wochen nach der Fertigstellung zerstört haben, indem jeder seine Dias nahm. Ich habe mitbekommen, dass Bia den beiden anderen seinen Standpunkt zur Schaffung eines neuen Diavortrages aufzwingen wollte.

Zu Beginn des Universitätsjahres 1987 – 1988, während des ersten Treffens des Bundes für Naturschutz und Tourismus, als ich zum Vorsitzenden für kulturelle Tätigkeiten gewählt wurde, wurde beschlossen, dass in der nächsten Sitzung die Route des Herbstausfluges gewählt wird. Der Großteil der „Verschworenen“ beschloss eine Route durchzusetzen, deren verstecktes Ziel eine Wallfahrt zu den Klöstern in den Südkarpaten war. Wir verblieben also, unsere Route in der nächsten Woche so überzeugend zu präsentieren, dass die meisten Mitglieder dafür stimmen würden, obwohl das eigentliche Ziel ihnen nicht bekannt gegeben würde. Ein Verein, der vom Verband der Kommunistischen Studentenschaft mitfinanziert wurde, durfte sich eine Wallfahrt zu Klöstern nicht zum Ziel setzen. Als ich Bia, der den ganzen Abend schweigend dagesessen hatte, bat, einen Diavortrag für das nächste Treffen vorzubereiten, ging dieser plötzlich hoch:

„Jetzt, nachdem du die Macht ergriffen hast, zeigst du dein wahres Gesicht! Du bist ein Diktator! Du darfst den anderen nicht eine Route aufzwingen. Ich habe den Eindruck, dass du eine Hure bist!“

Es gab einen heftigen, ergebnislosen Streit zwischen Bia und mir.

In der nächsten Sitzung haben die meisten anwesenden Studenten, für die von uns vorgeschlagene Route gestimmt; doch der Ausflug fand nicht mehr statt...

\*

Am 15. November 1987 brach der Aufstand der Arbeiter von Kronstadt aus. Im Land herrschte Hungersnot, die Grundnahrungsmittel, das warme – manchmal sogar das kalte – Wasser wurden rationalisiert, die Wohnungen waren kalt, man unterbrach regelmäßig die Stromversorgung der Bevölkerung, um Energie zu sparen. Aufgebracht darüber, dass ihre Löhne ohne Begründung gekürzt wurden, setzten sich ein paar Hundert Arbeiter der LKW-Werke in Richtung Stadtzentrum in Bewegung. Es war ein wichtiger Tag – das ganze Volk hätte die von der Partei vorgeschlagenen Kandidaten für die Große Nationalversammlung einstimmig wählen sollen. Es kam aber anders. Als die Arbeiter die Fabrik verließen, wollten sie nur die Auszahlung ihrer vollen Löhne erreichen. Unterwegs gesellten sich zu ihnen immer mehr Menschen. Die so entstandene Menge wurde unterwegs radikaler. Die Menschen fingen an, antikommunistische Parolen auszurufen. Als die Aufständischen die Stadtmitte erreichten, erschienen die Parteibosse, die sie einzuschüchtern versuchten. Anstatt aufzugeben, wurden die Demonstranten aber gewalttätig. Sie hetzten die anwesenden Parteifunktionäre und verwüsteten den Sitz der Kreisparteiführung und das Rathaus. Einige Stunden lang hatten die Aufständischen die Stadtmitte in ihrer Hand, danach erfüllten die repressiven Kräfte ihre Pflicht.

Kein Student war in die Ereignisse verwickelt; nur ein paar, die neugierig geworden sind, hatten sich diskret ins Zentrum begeben, um zu sehen, was dort geschah.

An demselben Tag nahm ich an einem Orientierungslauf Wettkampf in Lipova teil, von wo aus ich nach Temeswar fuhr. Ich wohnte bei Micky und hatte von nichts eine Ahnung. Als ich am Donnerstag früh in den Zug stieg, kam meine Mutter. Sie war ganz aufgelöst und kam, um mir zu sagen, dass ich aufpassen soll, was ich mache, „denn in Kronstadt passieren hässliche Dinge“.

Eine Woche nach dem Aufstand der Arbeiter, ging Bia mit einem Plakat vor die Mensa. Er hatte „Wir wollen nicht, dass die verhafteten Arbeiter sterben!“ darauf geschrieben.

Er hatte niemandem vorher gesagt, was er vorhatte. Ich nahm an einem Orientierungslauf Wettkampf auf einem Plateau, das oberhalb von Kronstadt liegt, teil. Er hat seine Losung auf das Plakat geschrieben und ging damit Gleichgesinnte suchen. Seit Beginn des Schuljahres, wohnte er

auch im Heim der Sportler der Universität (er war Mitglied der Bergsteigerabteilung). Er ging ins Wohnheim der Forstwirtschaftler und begann, seinen Kollegen von den durch die Securitate im Verlauf der Woche verhafteten Arbeitern zu erzählen.

Seit dem letzten Sonntag wurde im Wohnviertel der Studenten angeregt über diese Verhaftungen diskutiert. Die Meinungen waren geteilt, dennoch war offensichtlich, dass die überwiegende Mehrheit der Studenten nicht ihre Haut aufs Spiel setzen wollte. Als ich von zu Hause angekommen war, hatte ich mit den „Verschworenen“ vom Verein für Naturschutz und Tourismus gesprochen und behauptet, dass eine offene Konfrontation mit der Macht nichts nützt. Ich erzählte ihnen, was 1956 in Temeswar passiert war, überzeugt davon, dass eine Handlung unsererseits von einer sofortigen Zwangsexmatrikulierung und Verhaftung gefolgt werden würde. Auch würde der Hoffnungsstrahl, der im Rahmen unseres Vereins allmählich eine greifbare Gestalt annahm, durch den Druck der Securitate ausgelöscht und durch Angst und Terror ersetzt werden. In jenen Tagen erschienen einzelne Flugblätter in den Studentenheimen, doch allgemein herrschte eine Meinung gegen eine Aktion. Seit dem 15. November gab es in der Siedlung dauernd warmes Wasser, die Heizkörper waren heiß, das Essen in der Mensa wurde deutlich besser.

Bilă hatte behauptet:

„Was brauchen wir noch? Wir haben es warm, wir haben warmes Wasser, das Essen ist auch besser geworden, aber unsere Eltern lassen uns sowieso nicht verhungern, Mitică (der Lektor, der auch als Pädagoge für das Heim der Fakultät fungierte) beschützt uns, wir dürfen feiern, wir dürfen Mädchen in unser Heim bringen, was brauchen wir mehr?“

„Der Intellektuelle“ hatte Flugblätter im Waschraum gefunden. Er hat sie schnell eingesammelt und vernichtet. In jener Woche haben die Polizeistreifen niemanden im Studentenviertel gestört, sie haben keine Feier abgebrochen, aber Bia erscheint mit seiner Losung im Studentenheim und will zum Aufstand aufrufen. Er versuchte Popovici zu überzeugen, sich ihm anzuschließen. Gerade dann kam Lulu vollkommen betrunken aus der Stadt zurück. Popovici sagt:

„Wenn du ihn überzeugst zu kommen, komme ich auch.“

„Ich spreche nicht mit Menschen die kein Gewissen haben!“ – antwortet Bia und geht.

Vor dem Eingang zur Mensa setzt er sich auf eine Bank und hält seine Losung so, dass sie ein jeder sehen kann. Es war Mittagszeit.

Mehr als eine halbe Stunde liefen unzählige Studenten, die zum Mittagessen kamen, an ihm vorbei. Einige rieten ihm wegzugehen, die meisten aber eilten vorbei und sahen weg. Nur zwei Freunde Rica und Luci, blieben bei ihm; sie wollten ihn nicht alleine lassen.

Eine Studentin hatte die Milizstreife benachrichtigt. Drei Milizmänner kamen, um sie vom Eingang der Mensa abzuführen. Die drei leisteten keinen Widerstand und folgten den Unteroffizieren ohne zu protestieren, als fühlten sie sich schuldig. Sie wurden vorerst in die Garage der Fahrschule der Universität geführt.

Erst dann kam eine Gruppe Studenten zusammen; anfangs war die Gruppe noch klein, dann kamen immer mehr zusammen, bis ungefähr 50 Mann vor der Garage standen. Es kamen ein Prorektor, danach Frau Rektor, die Professorin, die uns den Aufforstungskurs vortrug; obwohl es Sonntag war, fragte sie völlig verwirrt:

„müssten Sie eigentlich um diese Uhrzeit nicht in der Schule sein?“

Die Studenten zuckten die Achseln und gingen nicht weg. Wenig später fuhr ein Fahrzeug mit Truppen des Innenministeriums mit großer Geschwindigkeit vor. Es stiegen einige Männer in Zivil, ein Offizier und ein paar Dutzend Soldaten, die mit Schutzschildern und Schlagstöcken ausgerüstet waren, aus. Die Studenten wurden aufgefordert in ihre Heime zu gehen. Sie gingen ohne Kommentar.

Die drei mussten in einen Bus steigen und wurden zur Milizwache gebracht.

Als er gefragt wurde, weshalb er mit seiner Losung vor die Mensa gegangen war, antwortete Bia:

„Ich wollte den Arbeitern, die Verhaftet wurden, beistehen.“

Aber ein Arbeiter der LKW-Werke, der uns kannte, sagte ein paar Tage später:

„Die Arbeiter hatten mehr von den Studenten erwartet. Die drei sind einfach vom Schauplatz verschwunden. Sie hätten bleiben und anders kämpfen müssen.“

\*

Ich hörte oft von älteren Leuten folgende Aussage:

„Früher, als die Leute noch ihr eigenes Feld hatten, blieb das klügste Kind zu Hause, um den Hof zu übernehmen und das weniger kluge Kind wurde zur Schule geschickt, um eine Arbeit beim Staat zu erhalten.“

Die Leute dachten nur an ihr Hab und Gut, ohne zu bedenken, dass die Regierenden ihnen dieses wegnehmen könnten.

Auf der Straße, begegnete ich einmal einer Freundin meiner Mutter, die Lehrerin war. Sie hatte erfahren, dass ich in Kronstadt Unannehmlichkeiten hatte, und wollte mir unbedingt einen guten Rat mit auf den Weg geben:

„Es hat keinen Sinn, dich unnötig der Gefahr auszusetzen! Den Arbeitern geht es wahrlich schlecht, aber wir Intellektuellen haben hier und dort noch eine Beziehung und schlagen uns durch...“

Die Studentenlieder sind bezeichnend für das Verhältnis des Intellektuellen zu seinem Land, um sein mangelndes Verantwortungsbewusstsein zu beweisen:

*Die Uni-Assistenten sollen hochleben,  
Denn sie haben uns gelehrt,  
Wie man möglichst unbemerkt  
Durch die Fakultät kommt...*

*Wir sind Forstwirte, der Wälder Beschützer  
Wir klauen das Holz mit dem Fuhrwagen,  
Nur um Geld zu verdienen  
Wir klauen es nicht mehr mit dem LKW,  
Seitdem der Sprit verteuert wurde...*

Man könnte behaupten, dass diese Lieder neu sind, Erfindungen der Kommunistischen Epoche, aber *Das Studentenleben* ist ein Lied, das auch in der Zwischenkriegszeit, als die Meinungsfreiheit gewährleistet war, gesungen wurde:

*Es macht mir nichts aus, dass die Jahre vergehen,  
Und das Geld mir nicht sehr reicht  
Ich möchte dennoch sitzen bleiben! ...*

Paradoxerweise wurde in den 1930er Jahren dieses Lied zusammen mit patriotischen, fast chauvinistischen Liedern gesungen.

Ein anderes Lied, das gerne während meines Studiums gesungen wurde, war die Umdichtung des alten Kriegsliedes *Zwischen Dnjestr und Pruth*. Die betrunkenen Studenten marschierten durch die Studentensiedlung und sangen:

*Zwischen Dnjestr und Pruth  
Hatte ich drei Liebchen:*

*Eine Rumänin, eine Zigeunerin  
Und ein bessarabisches Mädchen.*

.....  
*Schon oft hat Stalin gesagt,  
dass wir den Tee in Berlin trinken werden.  
Gott wird uns helfen  
Und wir werden ihn in Moskau trinken!  
Aus der Haut Stalins  
Schustern wir Stiefel in Berlin,  
Aus Gorbatschows Haut  
Schustern wir Stiefel in Kronstadt!  
Ach, die armen Ungaren  
Wie werden sie  
Auf dem Sathmarer Hügel  
Aus Sehnsucht zu Siebenbürgen  
Ihre Quasten verlieren!  
Pischti stieg auf den Hügel  
Und sah nach Siebenbürgen -  
Geh im Hund sein Arschloch runter,  
Denn Siebenbürgen gehört euch nicht!*

Die Securitate weiß, was in der Studentensiedlung geschieht; sie weiß, dass jenes Lied auf der Straße gesungen wurde und freut sich. In der gleichen Zeit, während die Kronstädter Studenten aus Gorbatschows Haut Stiefel machen wollten, wurde dieser von der Jugend der anderen Ostblockländern als ein Befreier angesehen. In der damaligen DDR wurde ihm liebevoll „Gorbi! Gorbi!“ zugejubelt.

Im Herbst des Jahres 1988 wurde auf eine Mauer der Temeswarer Universität der Slogan: *Nieder mit den Ungaren!* gesprüht. Ich glaube kaum, dass sich die Macht darum gekümmert hat, zu erfahren, wer das geschrieben hatte.

\*

Aber als ein Jahr später, im Dezember 1987, ein Gebäude der Kronstädter Universität über Nacht mit andersartigen Slogans „geschmückt“ wurde, wurde der Unterricht für die Studenten aufgehoben, damit die Studenten nicht erfuhren was geschehen war. Man hatte ihnen gesagt, dass eine Gasleitung einen Riss hätte und Explosionsgefahr bestehe.

Und die Explosionsgefahr musste gebannt werden.

Die Explosionsgefahr hatte mit dem Aufstand vom 15. November begonnen. Eine Woche später hat Bia auf das Vorhandensein dieser Gefahr in der Universität hingewiesen. Man wusste, dass ein Riss in der Einheit der Universität existiert, dass nicht alle Studenten dieselben Lieder singen, und dass nicht alle die gleichen Ideale haben. Aber solange Bia nicht übertrieben hatte, griff man von außen nicht ein.

Nun aber schritten die Staatsorgane ein und waren entschlossen, Ordnung zu schaffen. Bia und die zwei anderen wurden exmatrikuliert. Weil sie sich nach ihrer Festnahme bei den Verhören kooperativ zeigten, und weil sie ihre Tat bereuten, waren die Machthaber gnädig – sie wurden nicht ins Gefängnis geworfen, sondern unter Beaufsichtigung nach Hause geführt, wo sie dann den Eltern übergeben wurden. Man hatte ihnen auferlegt, ein Jahr lang die Stadt nicht zu verlassen und sofort arbeiten zu gehen. Man hatte ihnen versprochen, dass sie ihr Studium später fortführen dürften,

wenn sie sich richtig verhielten.

Wie war es möglich, dass die drei das getan hatten?

Die Ermittlungen begannen. Wer hatte die drei veranlasst, auf diese Art und Weise zu handeln?

In die Krankenstube des Heimes, die sich gegenüber von unserem Zimmer befand (ich wohnte mit Bia und Fecioru in einem Zimmer), zogen ein paar Männer ein, die wesentlich älter als die Studenten waren: die Ärzte – so habe ich sie genannt. Die Ärzte waren gekommen, um einer Epidemie vorzubeugen, um den Erreger, der den Riss hervorgerufen hatte, unschädlich zu machen...

Ich erfuhr von Bias Revolution gegen Abend. Am Vormittag hatte ich mit ein paar Freunden an einem Orientierungslaufwettbewerb teilgenommen und von dort aus sind wir nach Sankt Georg (eine Stadt die 60 km weit von Kronstadt entfernt ist) gefahren, um den Geburtstag einer Vereinskollegin zu feiern. Zwei Kollegen, die noch in die Studentensiedlung gegangen waren, bevor sie zur Feier gekommen sind, brachten die Nachricht. Ich habe mich nicht beeilt nach Kronstadt zu fahren – ich bin erst Montagabend zurückgekehrt. Mein Zimmerkollege Fecioru hat mir dies vorgeworfen:

„Warum bist du nicht sofort gekommen, als du von der Tat erfahren hast?!“

Er war in der Siedlung, als Bia mit seiner Losung vor der Mensa stand, er hatte Bia mit der Losung gesehen, hatte ihn gefragt: „Was machst du hier, Bia?“, danach ging er in die Mensa essen. In der Mensa begegnete er Luci und Rica, die eben zum Ausgang gingen. Nachdem er gegessen hatte, waren die drei bereits verschwunden.

Er war einer der annähernd fünfzig Studenten, die sich vor der Garage versammelt hatten und die ohne Kommentar in die Heime gegangen sind, nachdem die Unterdrückungskräfte erschienen waren.

Am Sonntagabend sprach er mit vielen Studenten, da er hoffte, eine Demonstration organisieren zu können.

Als ich Montagabend ankam, wusste man schon, dass keine Demonstration stattfinden würde. Der Großteil der Studenten wollte kein Risiko eingehen; außerdem hatte die Diplomatie der Securitate gegriffen: die drei sind nicht verhaftet, sie werden nach Hause zu ihren Eltern geschickt, und ein Jahr später werden sie ihr Studium fortsetzen können.

Montag früh, als sie vor dem Senat der Universität – der Unverantwortlichkeit angeklagt – aufgefordert wurden, ihre Tat zu begründen, schwiegen die drei – aus Angst, nach fast 24 Stunden ununterbrochenen Verhörs.

Bei dem Referendum, das ein Jahr vorher stattgefunden hatte, wollte Bia sich seiner Stimme enthalten, danach wurde er überredet zu unterschreiben, und nach weniger als einer halben Stunde behauptete er, dass er richtig gehandelt habe. Einige Tage bevor er mit der Losung vor die Mensa gegangen war, hatte ich ihm dies vorgeworfen. Ich hatte ihm gesagt, dass er feige ist; dass ein feiger Mensch einer ist, der Angst hat, aber der nicht zugibt, dass er Angst hat, weil es ihm bequemer ist, es nicht zuzugeben. Ich hatte ihn zutiefst beleidigt!

Am Sonntag wollte er sich beweisen, dass er mutig ist. Doch er blieb erneut auf der Strecke. Weshalb ist er nicht auf den Treppen der Mensa stehen geblieben, um von den Milizmännern, vor den Augen der Studenten, mit Füßen getreten zu werden? Vor den Augen gleichgültiger Studenten. Weshalb ist er den Milizmännern, ohne Einwand zu erheben, gefolgt? Warum ist er nicht auf den Treppen geblieben, um somit Märtyrer zu werden?

Ich hätte Angst gehabt, das zu tun was er getan hat, zur Mensa mit einer Losung zu gehen. Ich kann aber nicht verstehen, warum er nicht dort geblieben ist, um der Macht die Stirn zu bieten. Wenn man nicht imstande ist, ein Vorhaben zu Ende zu führen, sollte man es erst gar nicht anfangen.

Dienstag früh, zwei Tage nach Bias „Revolution“, verließ ich mit Fecioru das Heim, um zu den Vorlesungen zu gehen. Vor dem Heim wartete ein Assistent auf uns:

„Geht sofort zum Rektorat, zu Prorektor Dogaru. Ihr werdet erwartet!“

Anstatt zu den Vorlesungen zu gehen, gingen wir zum Rektorat und meldeten uns im Büro des Prorektors, den wir allerdings nicht kannten. Die Sekretärin meldete telefonisch, dass wir angekommen waren. Eine Viertelstunde später kam ein Mann und forderte uns auf, ihm zu folgen. Er führte uns in das Gästezimmer des Rektorates, sagte mir, dass ich dort warten soll und ging mit Fecioru in einen anderen Raum. Er kam sehr schnell wieder zurück, gab mir ein Blatt Papier, einen Stift und sagte:

„Schreib!“

*Erklärung. Der Unterzeichnende, Cionoiu Gheorghe, Sohn des ...“*

Nachdem ich meinen Namen und den meiner Eltern, Geburtsort und -datum aufgeschrieben hatte, legte ich den Stift nieder. Ich hätte ihn gerne gefragt: „Sind sie Prorektor Dogaru?“, aber ich hatte Angst. Also sagte ich:

„Entschuldigen Sie, dürfte ich auch erfahren mit wem ich spreche?“

„Hauptmann Borza, vom Innenministerium.“

„Und in welcher Angelegenheit wollen Sie mit mir sprechen?“

„Ich will mit dir über das Vorgehen deiner drei Kollegen sprechen und ich will von dir eine Erklärung haben, in der du deine Stellung diesem Vorgehen gegenüber verdeutlichst.“

„Ich bin mit ihrer Tat nicht einverstanden, bin aber auch nicht einverstanden mit der Tatsache, dass sie exmatrikuliert wurden.“

„Schreibe eine Erklärung, in der du aufführst, dass du mit ihrer Tat nicht einverstanden bist; du musst aber nichts bezüglich der Strafe erwähnen.“

„Nein! Ich schreibe, dass ich weder mit ihrer Tat, noch mit der Strafe die gegen sie verhängt wurde, einverstanden bin ...“

„Gut, wie du meinst. Aber sag mir bitte, wer glaubst du, hat sie veranlasst, diesen Schwachsinn zu tun?“

Der Arzt sprach sehr höflich mit mir. Er trieb mich nicht. Man merkte, dass er mich gerne ausfragen würde ... Ich überlegte und beschloss ihm einen Streich zu spielen.

Als ich aus Sankt Georg zurückgekommen bin, haben mir ein paar Freunde erzählt, was am Sonntagmorgen passiert war: Rică und Luci waren mit ihrer Studiengruppe im Wald, denn sie hatten Jagdpraktikum. Begleitet wurden sie von einem Assistent – Ing. Boghez und einem Jagdtechniker – Voinescu. Sie wollten Füchse jagen, aber obwohl zwei Hetzen organisiert wurden, erschien kein einziges Tier vor den Gewehren der Jäger. Nach der erfolglosen Jagd, während sie zum nächsten Dorf gingen, von wo aus sie mit dem Bus zurück nach Kronstadt fahren sollten, begegneten die Jäger zwei Menschen die von einem kleinen Hund begleitet, wanderten. Ing. Boghez lud sein Gewehr. Einer der beiden Männer bemerkte die Gefahr und nahm den kleinen Hund auf den Arm. Ing. Boghez beschimpfte sie:

„Also eure Hunde vertreiben das Wild! Warum spaziert ihr mit diesem Köter herum; er ist nicht einmal angeleint! Ich erschieße ihn! Hier ist spezielles Jagdrevier!“

Vielleicht hätte der kleine Hund dieses Ereignis überlebt, wenn Voinescu – der Techniker – nicht übereifrig gewesen wäre. Aus Eigeninitiative schlug er dem Mann, der den Hund hielt, über die Hände, so dass das Tier auf den Boden fiel und erschrocken davonlief. Als der Hund sich genug weit von seinen Herren entfernt hatte, zielte Boghez und schoss auf den Hund. Das verletzte Tier begann zu winseln. Zwei Studenten beeilten sich, dem Hund den Gnadenschuss zu geben.

Einige Kollegen haben mir am Montagabend erzählt, dass Rică diese Geschichte sehr beschäftigte. Er war nicht so sehr, über Boghez' und Voinescus Verhalten verärgert, sondern viel mehr über das Verhalten der zwei Kollegen, die sichtlich befriedigt, dass ihnen die Gelegenheit zu töten gegeben wurde, geschossen haben.

Als Rică und Luci in der Siedlung ankamen, begegneten sie Bia, der mit seiner Losung vor der

Kantine stand. Sie gingen essen, danach schlossen sie sich Bia an.

Ich wusste, dass Ing. Boghez ein Bekannter der Ärzte ist, denn diese kontrollierten regelmäßig das Jagdwaffenlager der Fakultät und gingen oft auf dem Jagdrevier der Fakultät jagen.

Der Arzt sah mich scheinbar gleichgültig an. Ich beschloss ein wenig Theater zu spielen:

„Bia, ... ich weiß nicht wer ihn dazu bewegt hat ...“

Der Arzt sah mich weiterhin geduldig, scheinbar unbekümmert, an.

„Aber den Serban (Rică)..., glaube ich zu wissen, wer ihn veranlasst haben könnte ...“

Als er dies hörte, erblühte der Arzt wie eine Rose; er strahlte vor Glück, behielt aber seine abwartende Stellung.

„Boghez! Kennen sie Boghez?“

Die Miene des Arztes verdunkelte sich, aber er sagte nichts. Er hörte sich mit einem langen Gesicht meinen Bericht von der Begebenheit bei der Jagd an.

Ich glaube, dass er begriffen hat, dass ich ihn veralbert hatte, er konnte mir aber nichts vorwerfen. Ich hatte nichts anderes getan, als ihm auf seine Frage zu antworten.

Genauso ehrlich wie vorhin, diskutierten wir über die Ereignisse vom 15. November.

„Wissen sie, ich bin erst am 19. November in Kronstadt angekommen. Ich weiß nicht, was am vorigen Sonntag geschehen ist. Es kursieren verschiedene Gerüchte ...“

„Ungefähr Zweihundert Arbeiter der LKW-Werke gingen zum Sitz des Volksrates, um zu melden, dass ihnen die Löhne nicht in voller Höhe ausgezahlt wurden. Auf dem Weg schlossen sich ihnen zahlreiche Rowdys, Menschen, die das Gesetz verachten, rückfällige Verbrecher, an. Diese vergriffen sich an der öffentlichen Ordnung, zerschlugen Schaufenster, steckten den Sitz des Volksrates in Brand, wofür sie bestraft werden sollen. Kein einziger Arbeiter ist verhaftet.“

„Wenn das so ist, wie Sie es sagen, heißt es, dass die drei unschuldig sind, dass ihre Losung keinen Sinn hatte, wenn kein einziger Arbeiter verhaftet wurde. Falls sie informiert gewesen wären, wären sie wahrscheinlich nicht mit der Losung vor die Mensa gegangen... Warum berichtet die Presse nichts von dem Geschehenen?“

„Die Presse hat nichts davon berichtet weil die Untersuchungen noch nicht abgeschlossen sind. Sobald alle Schuldigen gefunden werden, wird die Presse berichten. Ihr Studenten müsst auch verstehen, dass wir keine Skandalpresse haben... Aber sag mir bitte, was sagen die Studenten über die drei, welche ist ihre Meinung zur Tatsache, dass die drei exmatrikuliert wurden?“

„Anfangs hatte man von einer Protestdemonstration gesprochen, aber ich bin überzeugt davon, dass es eine solche nicht geben wird.“

„Wer wollte diese organisieren?“

„Ich weiß es nicht, ich bin am Sonntag nicht da gewesen, ich bin erst gestern Abend wiedergekommen... ich weiß es wirklich nicht...“

„Gut, dann schreib jetzt deine Erklärung.“

„... ich erkläre folgendes:

*Ich präzisiere, dass ich mit der Tat meiner drei Kollegen ... nicht einverstanden bin, aber auch nicht mit den Maßnahmen, die zu ihrer Bestrafung ergriffen wurden ... Ich habe erfahren, dass einige Studenten versucht haben eine Protestdemonstration zu organisieren, die aber nicht stattfinden wird – dies ist meine Überzeugung ...*

*Diese ist meine Erklärung, die ich abgebe und unterzeichne.*

*Kronstadt, 24. November 1987. Cionoiu“*

Das Treffen mit dem Arzt hatte fast bis Mittag gedauert. Dies war mein erstes direktes Spiel mit der Securitate und ich war mit dem Ergebnis zufrieden. Ich bin anständig davongekommen.

\*

In der Nacht von Montag auf Dienstag, bevor ich ins Rektorat gerufen wurde, schrieb ich folgenden Text:

*Aus dem Buch „Die Vernunft gegen den Terror“ erfahren wir folgendes: kurz nach dem Bauernaufstand von 1907, veröffentlichte ein Student der Bukarester Universität (ein Sozialist) in einer Zeitung einen Artikel, in dem er seine Solidarität zu den Aufständischen bekundete. Die Gendarmerie forderte die Leitung der Universität auf, den Studenten zu exmatrikulieren. Der Senat ist zusammengekommen, hat das Problem besprochen und den Antrag der Gendarmerie abgelehnt.*

*Am 15. November 87 fand in Kronstadt eine große Arbeiterdemonstration statt, die mit Gewalt niedergeschlagen wurde. Viele Arbeiter wurden im Verlauf der folgenden Woche verhaftet. Am 22. November, eine Woche nach der Demonstration, standen drei Studenten im 7. Semester der Forstwirtschaftsfakultät: Bia Cătălin, Silaghi Lucian und Serban Horia mit einem Plakat vor der Kantine, auf dem geschrieben war: „Wir wollen nicht, dass die verhafteten Arbeiter sterben!“ Sie wurden von der Miliz verhaftet und am nächsten Tag exmatrikuliert.*

*Ich, der Unterzeichnende Cionoiu Gheorghe, erkläre mich solidarisch mit den drei Kollegen.*

Diesen Text vertraute ich ein paar Freunden an, um ihn umzuschreiben. Ich hatte mich noch nicht entschieden, was ich damit machen werde, es hing davon ab, was noch in der Universität geschehen würde.

Am Mittag, nach der Diskussion, die ich mit „dem Arzt“ im Gebäude des Rektorats geführt hatte, ging ich zur Uni um mich mit meinen Kollegen, die von den Vorlesungen kamen, zu treffen. Die Studenten des 7. Semesters hatten eine Sitzung anberaumt, bei der auch die Ministerin für Schulwesen anwesend war. Diese hatte auch am Vortag der Sitzung des Senats, in der die Exmatrikulation der drei beschlossen wurde, beigewohnt. Der Zweck der Sitzung der Studenten des 7. Semesters war die Anprangerung der drei, die durch ihre Tat die Stabilität der herrschenden Ordnung gefährdet haben.

Aber zur Überraschung der Frau Minister hatte keiner der Kollegen der drei die Tat dieser kritisiert; im Gegenteil, man stellte unbequeme Fragen:

„Warum berichtet die Presse nichts von den Geschehnissen vom 15. November in Kronstadt?“

Die gleiche Frage hatte ich auch Hauptmann Borza während der Diskussion im Rektorat gestellt, und die gleiche Antwort erhalten, wie die Kollegen von der Frau Minister:

„Ungefähr Zweihundert Arbeiter der LKW Werke gingen zum Sitz des Volksrates, um zu melden, dass ihnen die Löhne nicht in voller Höhe ausgezahlt wurden. Auf dem Weg schlossen sich ihnen zahlreiche Rowdys, Menschen, die das Gesetz verachten, rückfällige Verbrecher, an. Diese vergriffen sich an der öffentlichen Ordnung, zerschlugen Schaufenster, steckten den Sitz der Volksrates in Brand, wofür sie bestraft werden sollen. Kein einziger Arbeiter ist verhaftet. Die Presse hat nichts davon berichtet, weil die Untersuchungen noch nicht abgeschlossen sind. Sobald alle Schuldigen gefunden werden, wird die Presse berichten. Ihr Studenten müsst auch verstehen, dass wir keine Skandalpresse haben.“

„Das bedeutet aber, dass die drei nicht schuldig sind, wenn die Presse kein Kommunique herausgebracht hat ... und sowieso, die Exmatrikulation ist eine viel zu strenge Maßnahme.“

„Man sagt, dass die Demonstranten vom 15. November Essen verlangt haben und sie im Sitz des Volksrates und in der Kantine der Partei ein Festessen vorgefunden haben... dass sie ganze Laibe Käse beim Fenster rausgeworfen haben, dass sie Hunderte Päckchen ausländische Zigaretten und zahlreiche Kisten Whisky gefunden haben...“

„Wir wollen, dass unsere drei Kollegen zurückkehren. Wir wollen, dass sie wieder in die Uni aufgenommen werden...“

Am Ende der Sitzung, war die Ministerin schwarz vor Wut, der Dekan kreideweiß.

Vor der Fakultät habe ich meine Freunde aus dem 7. Semester getroffen. Während sie mir

erzählten, wie die Sitzung gelaufen ist, kam der Dekan, der mich einlud mit ihm unter vier Augen zu sprechen...

„Ich weiß, dass du einen gewissen Einfluss auf deine Kollegen hast. Ich möchte erfahren, was du vorhast. Man hat uns gedroht, die Fakultät abzuschaffen oder sie nach Bukarest zu verlegen. Ist dir diese Schule absolut gleichgültig?“

„Wir haben versucht, eine Idee durchzusetzen. Die Idee der Würde. Wenn Student zu sein ein Verzicht auf Würde bedeutet, ziehe ich es vor, kein Student mehr zu sein. Beim Seminar für wissenschaftlichen Sozialismus habe ich ein paar unbequeme Probleme angesprochen. Deswegen wurde ich ungerecht behandelt. Man hat mir offene Prüfungszeit, auf die alle Sportler Anspruch hatten, nicht gewährt. Die Absenzen, für die ich Entschuldigungsschreiben vom Klub der Universität hatte, wurden mir nicht entschuldigt. Ich wollte auf diese Fakultät verzichten. Im letzten Sommer bin ich bei keiner Prüfung gewesen... Bei den Treffen des Bundes für Naturschutz und Tourismus, haben wir – meine Freunde und ich – über die Würde gesprochen... heute Nacht habe ich etwas, eine Art Manifest, geschrieben. Ich bitte sie, das zu lesen!“

Ich gab ihm das Papier. Er las es und gab es mir zurück.

„Was willst du damit machen? Wir, die Lehrkräfte, haben nicht eine Idee vertreten, die der Idee, von der du sprichst, entgegengesetzt war. Wenn du willst, komme ich auch und spreche bei den Treffen des Bundes für Naturschutz. Außerdem bist du nicht ungerecht behandelt worden. Ich wurde gezwungen, einige Maßnahmen gegen dich zu treffen, weil du Unruhe gestiftet hast. Ich wusste nicht so genau, was ich von dir halten sollte, ich habe nicht verstanden, warum du nicht ordentlich deinem Studium nachgehst. Im Frühjahr habe ich von deiner Mutter einen Brief erhalten. Du weißt es nicht. Sie hat mich gebeten dir gegenüber nichts davon zu erwähnen, aber, wenn du willst, gebe ich ihn dir zum Lesen.“

Komme morgen und ich gebe ihn dir.“

Am nächsten Tag habe ich ihn gesucht...

„Ich habe dir den Brief mitgebracht. Aber vergiss nicht, es ist mein Brief. Er gehört mir. Du liest ihn und gibst ihn mir wieder. Du darfst ihn mitnehmen – du musst ihn nicht hier lesen. Lies ihn in Ruhe und bring ihn mir dann wieder...“

\*

*Genosse Dekan,*

*Die unterzeichnende, Cionoiu Ecaterina, Mutter des Studenten Cionoiu Gheorghe, der im 6. Semester der Forstwirtschaftsfakultät studiert, möchte Sie aus ganzem Herzen um folgendes bitten:*

*Mein Sohn hat in letzter Zeit ein paar Schocks erlitten: Die Trennung von seiner Frau, die ihn im letzten Sommer verlassen hat, das Abenteuer mit seiner Kollegin, die er geliebt hat und die ihn ebenfalls verlassen hat, die starre Haltung seines Vaters ihm gegenüber. Ich glaube, all dieses hat zu seinem psychischen Rückfall geführt, da er bereits 1982 zum ersten Mal, auch infolge einer Enttäuschung, eine Depression erlitten hatte. Damals wurde er in die Klinik für Psychiatrie in Temeswar eingewiesen, wo einige enzephalografische Veränderungen, die anscheinend manche unbedachte Handlungen seinerseits erklären könnten, festgestellt wurden.*

*Es ist mir bekannt und ich bedauere, dass er sich beim Volksentscheid der Stimme enthalten hat, und dass er die Seminarien für Sozialismus gestört hat. Ich bin aber überzeugt davon, dass sich aus den oben genannten Problemen ein Zustand ergab, durch den sein Verhalten, ohne Rücksicht auf Konsequenzen, begründet ist.*

*Zurzeit ist er mit einem Mädchen befreundet, das anscheinend einen guten Einfluss auf ihn hat. Sie hat ihm jedoch einige Bedingungen gestellt, darunter auch den Abschluss der Universität.*

*Der Sport, den er betreibt, hat ihm viel Freude bereitet, und falls ihm dieses Recht genommen*

*würde, bin ich überzeugt, dass er imstande wäre, noch größere Dummheiten zu machen. Er droht mir sowieso mit der Überschreitung der Grenze, was Selbstmord bedeutet. Ich bin überzeugt, dass Sie, als Elternteil, verstehen werden, in welcher einer verzweifelt Lage ich mich befinde, um so mehr da er mein einziges Kind ist.*

*Wenn Sie seinetwegen Unannehmlichkeiten hatten, bitte ich Sie höflichst um Entschuldigung. Ebenfalls bitte ich Sie, ihm hilfreich beizustehen, damit er sowohl sein Studium beenden, als auch den Sport weitertreiben kann.*

*Ich bitte Sie nun noch einmal ihm die Absenzen, die er während seines Trainingslagers und der Wettkämpfe gesammelt hat, zu entschuldigen und ihm wie den anderen Sportlern eine offene Prüfungszeit zu gewähren.*

*Ich bin überzeugt davon, dass er, wenn er sich von Ihnen verstanden fühlt, sich zum Guten verändern und keine Dummheiten mehr machen wird.*

*Ich bitte Sie, mir nicht böse zu sein, dass ich mir erlaubt habe Ihnen zu schreiben, aber er hat mir strikt verboten, nach Kronstadt zu kommen, um mit Ihnen zu sprechen.*

*Zum Schluss möchte ich Sie nochmals bitten, ihm die Dummheiten, die er gemacht hat, zu verzeihen und ihm die notwendige Unterstützung, die er jetzt dringend für das Weiterführen des Studiums und des Sportes benötigt, zu gewähren. Ebenso bitte ich Sie, ihm gegenüber nichts von diesem verzweifelt Brief und auch nichts von der Psychiatrischen Klinik zu erwähnen.*

*In der Hoffnung, dass Sie ihm so helfen werden, wie ich Sie gebeten habe, danke ich Ihnen aus ganzem Herzen.*

20. März, 1987 Cionoiu Ecaterina

\*

Nach Beendigung der Hauptschule schaffte ich die Aufnahmeprüfung ans Real-Humanistische Gymnasium Nummer 1 in Temeswar. Ich machte die Prüfung für die reale Abteilung – mit Schwerpunkt Naturwissenschaften, denn man sagte, dass diese Abteilung besser sei. Bis Ende der achten Klasse gefielen mir sowohl die Naturwissenschaften, als auch die Literatur und die Geschichte. Ich dachte noch nicht darüber nach, welchen Beruf ich später in meinem Leben ergreifen möchte, was ich – nach Beendigung des Gymnasiums – studieren will. Doch meine Eltern bemühten sich, mir verständlich zu machen, dass es keinen Sinn hatte, an einen humanistischen Beruf zu denken. Erst später begriff ich den Grund dieser Haltung und habe verstanden, weshalb die humanistische Abteilung gering geschätzt wurde: Jeder humanistische Beruf setzte ein politisches Engagement voraus. Die Historiker, die Soziologen, die Literaturlehrer wurden bezahlt, um zur Erziehung des Neuen Menschen beizutragen, um diesem die von der Partei gewünschte Denkweise einzutrichtern. Die gesamte Gesellschaft musste mit der Lüge leben, aber die Humanisten wurden bezahlt, um diese zu verbreiten.

...Tatsächlich war die Note des letzten Aufgenommenen bei der realen Abteilung wesentlich besser als die Note des letzten Aufgenommenen der humanistischen Abteilung. 1977, einige Wochen nach der Reformierung des Schulwesens, beendete ich die zehnte Klasse des oben genannten Gymnasiums.

Nach der Reformierung des Schulwesens wurden die Real-Humanistischen Gymnasien abgeschafft; das Gymnasium, in dem ich lernte, wurde zum Gymnasium für Philologie-Geschichte, mit einer Abteilung für Chemie-Biologie, das andere Real-Humanistische Gymnasium der Stadt, wurde in ein Gymnasium für Mathematik-Physik umgewandelt. Man sagte: wer eine humanistisches Fach studieren will, wählt die Philologie-Abteilung, wer Medizin studieren möchte, geht zu Chemie-Biologie und wer zur Technischen Universität gehen will, sollte in der Mathematik-Physik Abteilung weiterlernen.

Meine Eltern rieten mir, die Aufnahmeprüfung am neu geschaffenen Mathematik-Physik-Gymnasium abzulegen.

Gleich nach der Reformierung des Schulwesens konnte ein radikaler Wandel im Benehmen der Schüler und der Lehrer festgestellt werden. Die Schüler legten sich sehr früh fest, an welche Hochschule sie später gehen wollen und bereiteten sich nur noch für die dort bei der Aufnahmeprüfung benötigten Fächer vor. Die anderen Fächer wurden nur ganz oberflächlich gelernt mit stillschweigendem Einverständnis der Lehrer. Die Macht, die Partei, hatte beschlossen, dass der Neue Mensch keine Allgemeinbildung mehr braucht, und die Schüler, die davon keine Ahnung hatten, freuten sich, da sie nicht mehr „jeden Blödsinn“ aus dem Lehrplan lernen mussten.

Nach dem Abitur legte ich die Aufnahmeprüfung an der Fakultät für Maschinenbau ab. Obwohl ich keine Berufung zu Technik verspürte (ich reparierte nie mein Fahrrad selbst), hörte ich auf meine Eltern und ging an die Technische Universität. Ich ging sehr gerne durch die Wälder und ins Gebirge. Ich wäre an die Fakultät für Forstwirtschaft gegangen, doch meine Eltern überredeten mich, dass es keinen Sinn hätte, so weit weg von Temeswar zur Hochschule zu gehen (die einzige Forstwirtschaftsfakultät war in Kronstadt, 500 km weit weg von zu Hause), wenn es doch so viele Hochschulen in Temeswar gab. Die Eltern besprachen mit vielen Leuten das Problem und entschieden, dass die Abteilung für Technologie des Maschinenbaus der Mechanikfakultät gute Aussichten bietet, man kann nach dem Studium eine Stelle in der Stadt erhalten.

Bei der Aufnahmeprüfung erzielte ich eine sehr gute Note, die mir die Aufnahme an jeder Fakultät in der Stadt ermöglicht hätte. Ich sage dies, weil bekannt war, dass die Mechanikfakultät, insbesondere die Abteilung für Technologie des Maschinenbaus besonders schwer war. Es war leicht, aufgenommen zu werden, aber sehr schwer das Studium erfolgreich zu beenden.

Bereits in den ersten Tagen meines Studiums überzeugte ich mich davon, dass es an dieser Hochschule sehr schwer ist. Im Gymnasium hatte ich das Gedicht „Gymnasium“ von G. Bacovia gelernt, aber nie empfunden, was dieses Gedicht aussagte:

*Gymnasium, Friedhof meiner Jugend,  
Pedantische Lehrer und schwere Prüfungen,  
Auch heute schaudert es mir, wenn ich an dich denke.*

Doch an dieser Fakultät verspürte ich haargenau, was der Dichter damit meinte. Die Fakultät schien mir um so schwerer, um so unerträglicher, als ich von Tag zu Tag überzeugter war, einen Beruf zu erlernen, der mir nicht zusagte, im Gegenteil, in mir das Gefühl der Abneigung hervorbrachte. Technisches Zeichnen, Schrauben, Stahl, Gusseisen, binäre Diagramme, mathematische Analysis im n-dimensionalen Raum – „versucht euch nicht einen n-dimensionalen Raum vorzustellen, denn ihr werdet es nicht schaffen!“ – sagte uns der Professor für mathematische Analysis lachend und die Studenten waren entsetzt, denn sie wussten, dass sie die zahlreichen Theoreme, die sie nicht verstanden, auswendig lernen mussten.

„Das Studium an der Fakultät ist nicht Pflicht, wer den Abschluss nicht erzielen will, darf aufhören; keiner hindert ihn!“

In der Prüfungszeit am Ende des zweiten Semesters bin ich mit dem Zelt an die Temesch gegangen. Meine Mutter begann in der Nachbarschaft zu weinen und sich zu beklagen, dass ich meinen Verstand verloren habe, weil ich anstatt für die Prüfungen zu lernen, fischen gegangen bin. Als ich nach Hause kam, drohte sie mir, mich in der Psychiatrischen Klinik einzuweisen. Meine Mutter hatte 20 Jahre bei der Blutbank gearbeitet und hatte viele Bekannte, die in den Krankenhäusern arbeiteten. Um weiteren Streit zu vermeiden, lernte ich oberflächlich und ging zu einigen Prüfungen. Es blieben mir drei Nachprüfungen, die ich im Herbst abzulegen hatte.

Ich war entschlossen, das Studium aufzugeben, aber im Sommer habe ich Mari kennen gelernt.

Sie hatte bereits das Abitur geschafft und war begeistert, die Aufnahmeprüfung an die Chemiefakultät erfolgreich bestanden zu haben. Wir verbrachten herrliche Sommerferien. Wir waren mit den Freunden, erst am Schwarzen Meer, danach im Gebirge. Wasser, Berge und Sonne; sorgenlos.

Als wir nach Temeswar zurückkehrten, sagte Mari, dass sie mit dem Rauchen aufhören wird, wenn ich meine Nachprüfungen bestehe. Ich rauche nicht und habe kein Verständnis für die Raucher. Das Versprechen, das Mari mir überraschenderweise gemacht hatte, beeindruckte mich. Wir waren den ganzen Sommer zusammen, und ich wollte mich nicht von ihr trennen. Ich habe gelernt und die Prüfungen geschafft.

Das dritte Semester begann aber mit Gitterträgern, mit Spannkraftdiagrammen, mit Differentialgleichungen, mit der Rotation eines starren Körpers um einen raumfesten Punkt... ich bleibe nicht mehr an dieser Schule! Ich begann den Unterricht zu schwänzen. Im Winter habe ich keine der zwei Prüfungen bestanden. Anstatt zu den Vorlesungen zu gehen, wanderte ich durch den Wald. Ich ging in die Berge und blieb manchmal sogar eine Woche dem Unterricht fern. Ich war manchmal tagelang alleine in einer Schutzhütte, die 15 km vom nächsten Dorf entfernt war. Tagsüber wanderte ich planlos durch Wald und über Alpenweiden. Abends saß ich neben dem Ofen, in dem das brennende Holz nur so knisterte. Dort herrschte Ruhe und ich war glücklich. Ich kam Heim und ging zu Mari.

Nach der Prüfungszeit im Winter war ich mit meinen Eltern bei ihr zu Hause und hielt bei ihren Eltern um ihre Hand an. Meine Eltern nutzten die Gelegenheit um mich festzunageln.

„Eine Familie setzt Verantwortung voraus, du kannst nicht von der Luft, die du im Gebirge einatmest, leben! Was hast du vor?“

Ich ließ meine Eltern bei Maris Eltern und rannte weg. Ich knallte die Tür hinter mir zu.

Einige Tage später sprach ich mit meiner Mutter über den Vorfall. Sie sagte: „Siehst du, diese Leute wollen ihr Mädchen nicht hergeben, wenn du dich nicht verpflichtest anständig zu werden. Wenn du nicht die Fakultät für Dipl. Ingenieure machen willst, kannst du dich zu den Unteringenieuren versetzen lassen. Aber besser beendest du die Fakultät für Ingenieure. Wenn du willst, arrangiere ich dir, das Schuljahr aus medizinischen Gründen zu wiederholen, um im Herbst nicht zum landwirtschaftlichen Praktikum gehen zu müssen, dann kannst du jetzt einige Prüfungen ablegen, die dir nächstes Jahr anerkannt werden.“

Viele Studenten erhielten mit Hilfe von Beziehungen Krankenscheine, die ihnen ermöglichten, das Schuljahr aus medizinischen Gründen (wegen einer längeren Krankheit) zu wiederholen. Ich wusste dies. Ich bin mit meiner Mutter zur Klinik für Psychiatrie gegangen, um mit den Ärzten zu sprechen, darüber dass es mir in der Schule nicht gefällt und ich aufhören möchte.

Ich sprach mit den Ärzten und diese stellten fest, dass ich normal bin, und nicht krank.

Meine Mutter hatte erreicht, dass ich eine Woche lang im Krankenhaus bleiben kann, ohne jedoch Medikamente einnehmen zu müssen, um die Bestätigung zu erhalten, die für das Wiederholen aus medizinischen Gründen notwendig war. Ich war eine Woche lang in der Klinik, Klinik für Psychiatrie im Jahre 1982!

Eine Woche später wurde ich entlassen, ohne die Bestätigung, die ich benötigte, zu erhalten. Die Verbindungen meiner Mutter waren nicht gut genug und ich wurde als perfekt gesund erklärt.

Ich wiederholte das Jahr; ich ging erneut zum landwirtschaftlichen Praktikum. Die Lust zu lernen fehlte mir vollkommen. Diese Hochschule war nicht für mich, ich hasste sie. Im Winter habe ich eine der zwei Prüfungen bestanden. Eine Woche später habe ich unwiderruflich beschlossen, mit dem Studium aufzuhören. Um diesem Entschluss die gebührende Wichtigkeit zu verleihen, machte ich am nächsten Tag einen 80 km langen Marsch. Mit großer Mühe schleppte ich mich nach Hause, dennoch fühlte ich mich befreit.

Im Verlauf eines Jahres arbeitete ich an verschiedenen Stellen, und 1984 legte ich die

Aufnahmeprüfung an der Forstwirtschaftsfakultät ab.

An dieser Fakultät gefiel es mir, doch ich fühlte mich sehr einsam. Mari war in Temeswar...

Meine Kollegin, Mirela, war hübsch, und sie schien mir besonders klug zu sein. Sie hatte einen Freund, der auch in Kronstadt studierte, mit dem sie seit den ersten Jahren des Gymnasiums befreundet war.

Zwischen mir und Mirela entstand eine Beziehung die auf Sympathie basierte, die von Tag zu Tag stärker wurde. Obwohl ich verheiratet war und ihr Freund in Kronstadt studierte, kamen wir uns im 4. Semester sehr nahe.

An einem Freitag, Anfang April, wurden die Vorlesungen für diesen Tag in der ganzen Universität ausgesetzt; die Studenten und Lehrkräfte sollten an einer Kundgebung für Frieden teilnehmen. Anstatt zur Kundgebung zu gehen, gingen wir ins Gebirge. Wir blieben drei Tage in einer Sennhütte in den Bergen.

Als wir zurückkamen, begannen die Kollegen über uns zu spötteln. Ihr Freund hatte sie bei der Kundgebung gesucht, und, obwohl sie genau wussten wo sie war, haben unsere Kollegen es ihm nicht verraten. Mehr als zwei Monate spielten wir, Mirela und ich, ein doppeltes Spiel, was für sie noch stressiger war, weil ihr Freund in Kronstadt studierte. Sie sagte mir immer wieder, dass die Lage nicht so bleiben könnte.

Da Prüfungszeit war, fuhr ich im Juni nach Hause. Ich stritt mit Mari. Der Streit hatte aus heiterem Himmel begonnen, fast ohne Grund. Ich habe ihr nichts von Mirela gesagt, aber ich glaube, dass sie aus meinem Benehmen schließen konnte, dass eine Veränderung stattgefunden hatte. Wir beschlossen uns zu trennen. Irgendwie tat es mir leid, weil wir uns in den fünf Jahren, in denen wir zusammen waren, gut verstanden hatten, aber Mirela zog mich an wie ein Magnet.

Als ich nach Kronstadt zurückkehrte, erzählte ich ihr, dass ich mit Mari gestritten hatte und wir uns endgültig getrennt haben. Ich erwartete, dass sie sich auch von ihrem Freund trennt, deshalb war ich sehr erstaunt als sie mir folgendes sagte:

„Was zum Teufel musstest du dich von Mari trennen, wir hätten unsere Beziehung so weiterführen können wie bisher!“

Ich begriff, dass sie keinesfalls entschlossen war, sich von ihrem Freund zu trennen, dennoch hoffte ich, sie umstimmen zu können.

Nachdem sie ihre Prüfung in Dendrologie abgelegt hatte, gingen wir gemeinsam ins Gebirge. Es war Prüfungszeit und wir beide hatten nur noch eine leichte Prüfung abzulegen, so dass wir beschlossen, uns ein paar Tage Ferien zu gönnen. In der ersten Nacht schliefen wir in einer Berghütte, am zweiten Tag wanderten wir zu einer abgelegenen Schutzhütte. Es war ein wunderschöner Junitag und die Route, auf der wir wanderten, war besonders malerisch. Wir begegneten niemandem. Wir waren allein in der Stille der Berge. Als wir die Biwakhütte erreichten, kamen Gewitterwolken auf und kurze Zeit später begann es zu regnen. Es wurde kalt, aber ich bemerkte, dass der Rauchfang einen Riss hatte und so hatte ich keinen Mut, ein Feuer im Ofen anzuzünden. Auf einmal kam ein Mann, in Stadtkleidung, nass bis auf die Haut und ohne Rucksack. Er erzählte uns, dass er in Arad (eine Stadt inmitten der Ebene) wohnt und bis zu dem Zeitpunkt noch nie im Gebirge gewesen ist. Er machte Urlaub in einem Kurort, am Fuße des Berges, und obwohl die Wanderpfade gut gekennzeichnet waren, hat er sich verlaufen. Der Regen ließ nicht nach und kurz nach der Ankunft des Urlaubers, suchte ein Hirte, der seine Schafe in der Gegend weiden ließ, Zuflucht in der gleichen Hütte. Der Hirte war erstaunt, dass wir kein Feuer im Ofen machten. Ich sagte ihm, dass der Rauchfang des Ofens einen Riss hat und dass ich befürchte, ich könnte die Hütte in Brand stecken. Doch er versicherte mir, dass keine Gefahr besteht.

Ich machte Feuer. Nach geraumer Zeit hörte der Regen auf. Der Hirte ging mit der Schafherde zu seiner Sennhütte, aber der Mann der sich verlaufen hatte, war sehr verängstigt und wollte sich nicht allein auf den Heimweg machen. Mirela blieb bei der Hütte und ich begleitete ihn ins Tal, bis an

den Rand der ersten Ortschaft. Zwei Stunden später, als ich zurückkam, war im Ofen noch Glut und im Zimmer der Hütte viel Rauch. Neben dem Ofen lag noch ein Bündel dürre Äste. Ich steckte das ganze Bündel in den Ofen, im Gedanken, dass während diese brennen werden, wir lüften können und dass der Ofen nachher heiß bleiben wird. Dann ging ich zur Quelle um Wasser zu holen.

Während ich von der Quelle, die ziemlich weit von der Hütte entfernt war, zurückkehrte, hörte ich wie Mirela mich rief. Es waren verzweifelte Rufe. Ich rannte in Richtung Hütte, nicht wissend was vorgefallen war. Sie stand vor dem Gebäude und gestikuliert. Das Dach aus Schindeln hatte Feuer gefangen. Der eine Liter Wasser, den ich von der Quelle gebracht hatte, hatte keinen Effekt auf das Flammenmeer, das in einigen Minuten das ganze Gebäude erfasst hatte. Wir hatten kaum Zeit unsere Rucksäcke herauszuholen. Jenes zerstörerische Feuer hatte etwas Überwältigendes in sich. So ohnmächtig wie wir dastanden schweiften mein Gedanke zu Nero, der das Feuer, das Rom in Schutt und Asche legte, bewunderte. Ich dachte, dass Nero Rom deswegen in Brand gesetzt hatte, um an dessen Stelle ein prachtvolleres Rom wieder aufbauen zu können...

„Was sagst du nun, heiratest du mich?“

„Ich sollte...“

Ich köpfte die Champagnerflasche, die ich im Rucksack hatte. Wir tranken Champagner und betrachteten das Feuer während wir Zukunftspläne schmiedeten. Wir dachten nicht, vor der Verantwortung zu flüchten. Wir beschlossen die Schutzhütte auf demselben Platz wieder zu erbauen.

Wir warteten bis das Feuer das ganze Gebäude zerstört hatte, weil wir befürchteten, dass die Flammen auf den Wald übergreifen könnten. In weniger als drei Stunden hatte sich die Hütte in einen Haufen Glut verwandelt. Wir wanderten in Richtung Bran; auf dem Weg begegneten wir den Männern von der Bergwacht, die das Feuer vom Tal aus bemerkt hatten. Sie waren sehr verärgert, da sie die Hütte errichtet hatten, doch als wir ihnen versprochen, die Hütte erneut aufzubauen, ließen sie uns in Ruhe.

Die Geschichte unseres Abenteuers kannte nun ein jeder in der Universität. Mirela war nun entschlossen mit ihrem Freund Schluss zu machen...

Wir haben bei den Leitern des Forstamtes Risnov, die das Gebiet, in dem die Hütte gestanden hatte, verwalteten, nachgefragt, ob wir Holz für den Bau einer neuen Hütte kaufen könnten. Diese haben zugesagt. Ein paar Freunde haben uns angeboten, in den Sommerferien, beim Bau der neuen Hütte zu helfen. Alles schien perfekt.

Als Mirelas Vater erfuhr was passiert war, nahm er sie mit nach Hause, dann sprach er beim Forstamt vor. Letzten Endes wurde beschlossen die Hütte, im Tal, von Handwerkern bauen zu lassen; die Kosten sollten wir beide zu gleichen Teilen tragen – genauer gesagt, unsere Eltern.

Als ich Mirela anrief, bat sie mich, sie in Ruhe zu lassen. Ich stieg in den ersten Zug und fuhr zu ihr, nach Vaslul. Wir stritten uns. Sie sagte, dass sie sich mit ihrem langjährigen Freund versöhnt hatte und dass zwischen uns beiden Schluss ist.

In den zwei Monaten Sommerferien, hatte ich genug Zeit um über das Geschehene nachzudenken. Ich fühlte mich allein, doch ich wusste dass ich selbst schuld war. Erst im Herbst, fand ich den Mut, Mari zu besuchen. Sie sagte, dass sie mir nicht böse sei, aber zwischen uns nichts mehr läuft. Sie sagte, dass wir Freunde bleiben könnten, obwohl ich verdient hätte, dass sie mir die Türe vor der Nase zuschlägt.

In der Schule, begegnete ich Mirela wieder. Es war nicht zu vermeiden. Doch sie wollte nicht mehr mit mir sprechen. Sie war nun sehr verschlossen. In den Pausen neckte ich sie. Manchmal lächelte sie traurig, anderes Mal weinte sie. Ich wusste nicht, dass sie schwanger war. Eines Tages, sagte sie, dass sie sich beim Dekan beschweren wird, wenn ich sie nicht in Ruhe lasse. Ich nahm sie nicht ernst, aber am nächsten Tag wurde ich aufgefordert zum Dekan zu gehen.

„Cionoiu, deine politischen Anschauungen interessieren mich nicht, aber ich will dir sagen, dass

man Liebe nicht erzwingen kann!“

Ab dem Augenblick, bin ich Mirela aus dem Weg gegangen.

Im Januar heiratete sie und im März brachte sie einen Jungen zur Welt, der aber einige Wochen nach seiner Geburt starb. Ich glaube nicht, dass Mirela wusste, wer der Vater des Kindes gewesen ist. Als ich erfuhr, dass sie entbunden hatte, wollte ich sie besuchen, doch ich hatte nicht den Mut. Ich war feige.

Im Februar hatte ich mich mit einem Mädchen aus Temeswar befreundet, doch ich hatte keine Lust zur Schule zu gehen, einerseits weil ich immer an Mirela erinnert wurde, andererseits weil Professor Damian mir seit dem Volksentscheid immer etwas anhängen wollte und der Dekan mir die Rechte eines Sportlers nicht gewährte (die Entschuldigung der Absenzen und offene Prüfungszeit). „Ein junger Mann, der mit der Politik der Partei nicht einverstanden ist, verdient es nicht, Sport zu treiben“ behauptete der Dekan, in meiner Hinsicht. Im Sommersemester ging ich nicht zur Schule und im Sommer nicht zu den Prüfungen.

Die Tatsache, dass ich nun das Jahr wiederholen musste, hatte einen Vorteil: Ich war nicht mehr Kollege mit Mirela...

Obwohl meine Mutter die Wahrheit kannte, schrieb sie dem Dekan, ohne mein Wissen, einen Brief. Einen verlogenen Brief.

\*

Ich las den Brief, den der Dekan mir gegeben hatte, noch einmal. Ich hätte vor Wut schreien können. Ich wusste, dass die Securitate keine Hemmungen hat, gesunde Menschen in psychiatrische Kliniken einzuweisen. Menschen, die nachher als Verrückte das Hospital verlassen. Der Dekan hatte einen Brief, in dem stand, dass ich Probleme mit den Nerven gehabt hatte. Einen Brief von meiner Mutter.

Am Vortag hatte mich die Hausmeisterin des Heimes, in dem ich wohnte, zu sich gerufen, um mich vor den Securitate – Männern, die im Raum gegenüber meinem Zimmer eingezogen sind, zu warnen.

„Pass auf, wenn sie dich verhaften und sie dir Spritzen geben wollen, Lass sie nicht! Von einer einzigen Spritze kannst du ein Leben lang geistig behindert bleiben!“

In Temeswar, konnte man in einem Biergarten einen Mann – in Fetzen gekleidet – ein Wrack, begegnen, der durch die Reihen der Besucher ging um Geld für ein Bier zu verlangen. Die Menschen erzählten, dass er vor Jahren von der Securitate in eine Psychiatrische Klinik eingeliefert wurde, weil er zu viel gesprochen hatte. Obwohl er bei der Einlieferung perfekt normal war, kam er geisteskrank heraus.

Ich vermutete, dass die Securitate von der Existenz des Briefes wusste und der Dekan mir ihn als Warnung gezeigt hatte...

Ich brachte dem Dekan den Brief zurück. Ich sagte ihm die Wahrheit über „die Nervenkrankheit“.

„Siehst du, deine Mutter hat gelogen, um dich zu beschützen. Mutterinstinkt. Alle Eltern würden gleich handeln, sie würden lügen, sie würden vielleicht sogar morden, um ihr Kind zu retten...“

Der Dekan war verwitwet und hatte eine Tochter, die Studentin im ersten Semester an unserer Fakultät war. Seine Antwort enthielt eine ganz deutliche Warnung. Er muss für das Wohl seiner Tochter sorgen und ist nicht bereit, seinen Kopf und seine Stelle für mich aufs Spiel zu setzen. Falls ich mich nicht beruhige und die Securitate meinen Rausschmiss aus der Uni verlangt, wird er sich nicht widersetzen.

Ich zeigte auch noch einem anderen Professor das von mir geschriebene Manifest, aber ich hatte Angst, es zu veröffentlichen. Ich brachte eine einfache Erklärung ins Dekanat, die ich den Kollegen davor gezeigt hatte:

*Genosse Dekan*

*Der Unterzeichnende Cionoiu Gheorghe, Student der Fakultät für Forstwirtschaft und Forstnutzung, Gruppe 3503, möchte Ihnen bekanntmachen, dass seiner Meinung nach die Strafe, die vom Senat der Universität gegen meine Kollegen: Bia Cătălin, Serban Horia und Silaghi Lucian, Studenten im vierten Jahr, Gruppe 3401, verhängt wurde, zu hart ist.*

*Hochachtungsvoll Kronstadt*

*Cionoiu 26.XI 1987*

\*

Ein paar Tage später, als ich von der Schule kam, fand ich Fecioru sehr erregt. Er hatte erneut eine Extemporale bei der Securitate schreiben müssen. „Die Ärzte“ hatten auch mich gesucht, als sie ihn mitgenommen haben. Eine Stunde später kamen sie wieder, um zu sehen, ob ich nun zu Hause sei. Ich wurde zu einer Diskussion im Polizeibüro, das sich im Studentenheim Nr. 5 befand, eingeladen.

„...und etwas anderes hast du nicht mehr zu sagen?“

„Nein.“

„Aber was meinst du über Radio Freies Europa?“

„Was soll ich denn meinen?“

„Warum hörst du Freies Europa? Es ist ein subversiver Radiosender, der unser Land diffamiert!“

„Wissen Sie, es gibt ein paar Sendungen, die ich für sehr gut halte – kulturelle Sendungen. Dort wird keine Politik gemacht. Zum Beispiel *Thesen und Gegenthesen aus Paris*. „1984“ ist ein in unserem Land verbotenes Buch. Ich habe das erste Mal im Freien Europa über dieses Buch gehört. Später habe ich es gelesen. Ich habe es mir von einem Kollegen ausgeliehen – eine englische Ausgabe. Meiner Meinung nach sollte dieses Buch nicht verboten sein.“

Die zwei anwesenden Securitateoffiziere sahen sich verwirrt an. Nur einer von ihnen kannte dieses Buch. Der andere sagte mir in einem sehr freundlichen Ton:

„Ich will dieses Buch auch lesen. Von wem hast du es dir ausgeliehen?“

„Ich weiß es nicht mehr. Es ist schon länger her, seitdem ich es gelesen habe...“

„Besorge es mir auch. Ich gebe dir mein Offizierswort, dass ich es dir zurückgebe.“

Sie ließen mich gehen, ohne mich zu bedrängen eine Erklärung abzugeben, durch die ich mich verpflichte, Freies Europa nicht mehr zu hören.

Einige Tage später, am Nachmittag des Tages, an dem kein Unterricht, in dem Gebäude „wo die Gasleitung geplatzt war“, gehalten wurde, ging ich mit Mircea in den Wald wandern. Als wir zurückkehrten, gingen wir am Fakultätsgebäude vorbei. Es war schon neun Uhr abends und ein PKW mit kleiner Nummer, (Während die Autos der Normalbürger auf dem Nummernschild vierstellige Nummern hatten, hatten die Autos der Parteibosse, der Miliz- und Securitateoffiziere dreistellige Nummern, wahrscheinlich damit diese von der Verkehrspolizei nicht angehalten werden.) war vor dem Eingang geparkt.

Wir lachten: „Die Jungs kontrollieren die Diskothek! Sie haben Dienst...“

Als wir vor dem Heim ankamen, trafen wir Iorgu, den Chef der kommunistischen Studentenschaft der Fakultät, der Kollege von mir war.

Bei einer Sitzung unseres Studienjahrgangs, die vor einer Woche stattgefunden hatte, hat er verlangt, dass die Studenten nicht mehr an den Ecken diskutieren, sondern dass sie Mut haben in der Sitzung zu reden, denn dieser ist ja der Sinn der Sitzung. Ich habe ihm Recht gegeben. In jener Sitzung habe ich auch gesprochen – offen, wie gewöhnlich.

Nach dieser Sitzung, hat sich Bălăcescu, der Chef unseres Studienjahrgangs, in der Sitzung der Parteiorganisation der Fakultät zu Wort gemeldet:

„Die Kommunisten aus dem vierten Studienjahrgang hatten keine passende Haltung eingenommen, sie haben den antikommunistischen Elementen erlaubt, ein ungesundes Klima im Jahrgang zu schaffen und die Folgen haben wir gesehen. Wir haben auch einen Herren, denn ich kann ihn nicht Genosse nennen, aus diesem Kollektiv geerbt und dieser Herr macht uns immer wieder Schwierigkeiten, er trotzt uns in den Sitzungen. Ich schlage vor, Maßnahmen gegen diesen Herren zu ergreifen!“

Ich hatte von mehreren Teilnehmern an der Parteiorganisationssitzung von Bălăcescu Einschreiten erfahren. Mircea und ich waren gut gelaunt; also sprach ich Iorgu, als wir ihn vor dem Eingang des Heimes trafen, an:

„Mein Bruder, du hast gesagt, dass wir nicht mehr an den Ecken diskutieren, sondern den Mut haben sollen, die Probleme öffentlich in den Sitzungen anzusprechen. Ich habe dir Recht gegeben – hast du aber gehört was Bălăcescu über mich gesagt hat? Warum hast du mich nicht verteidigt?“

„Ich verstehe nicht, was du meinst!“

„Doch, du verstehst. Weißt du nicht, dass er mich in der Parteisitzung als Faschisten abgestempelt hat? Warum hast du mich nicht verteidigt?“

„Hör zu! Du sollst wissen, dass 80, wenn nicht sogar 90 Prozent unseres Jahrgangs Bălăcescus Meinung teilen.“

„Kann das überhaupt wahr sein, mein Bruder, ich gebe dir recht, ich spreche offen in der Sitzung und ihr erklärt mich zum Faschisten?“

Er ging sehr verärgert davon. Zusammen mit Mircea betrat ich fröhlich das Heim. Fecioru war nicht allein im Zimmer. Es waren noch ein Kollege und zwei Mädchen da. Sie wollten am nächsten Tag in die Berge wandern gehen.

Ich schaltete das Radio ein. Ich sprach mit den anderen, als nach einem kurzen Anklopfen, ohne eine Antwort abzuwarten, „die Ärzte“ ins Zimmer stürmten. Es waren der Hauptmann Borta und derjenige, der mich gebeten hatte ihm „1984“ auszuleihen.

Fecioru, der kreidebleich wurde, schaltete das Radio aus. Es war aber zu spät.

„Welchen Radiosender hört ihr hier?“

„Freies Europa“ – antwortete ich seelenruhig.

„Was ihr hier tut, ist Bildung einer Gruppe, die gegen den Staat konspiriert.“

„Aber sie hören nicht Radio, nur ich höre.“

„Komm mit raus!“

Als wir auf dem Flur waren, wollte mich Hauptmann Borta schlagen, er hielt sich jedoch zurück. Er versetzte mir bloß einen Rippenstoß.

„Wer hat das Radio eingeschaltet?“

„Ich!“

„Wer sind die anderen?“

„Fragen Sie doch sie, denn ich kenne nicht die Namen von allen!“

Wir betraten erneut das Zimmer. Die Offiziere schrieben sich die Personalien der im Zimmer Anwesenden auf. Fecioru und meine Personalien brauchten sie nicht, denn wir waren bereits bekannt.

„Herr Florea (Fecioru) hat sich verpflichtet, keine subversiven Radiosender mehr zu hören, und siehe was er macht! Morgen früh um 10 Uhr meldest du dich beim Dekanat! Du auch!“ – damit war ich gemeint.

„Wissen Sie, morgen ist Sonntag, und ich habe mit ein paar Freunden ausgemacht, in den Bergen wandern zu gehen...“

„In Ordnung, du kommst am Montag! Aber Florea muss morgen kommen, weil er sein Versprechen nicht gehalten hat.“

Nachdem „die Ärzte“ gegangen waren, beschwor ich die anderen, im Falle eines Verhörs, steif

und fest zu behaupten, nicht Radio gehört zu haben. Ich war der Meinung, es ist sowohl für sie als auch für mich besser so.

Montag früh um 10 meldete ich mich beim Dekanat.

Im Arbeitszimmer des Dekans befanden sich Hauptmann Borta, der Dekan und der Parteivorsitzende der Fakultät.

Kaum habe ich das Zimmer betreten, begann der Securitatemann mich anzuschreiben:

„Herr Cionoiu kann sein Kulturniveau nur durch Radio Freies Europa erhöhen. Und er hört auffällig und herausfordern, in der Gruppe, das Radio so laut gestellt, dass man es von der Straße hören konnte! Willst du dieses Studium absolvieren?! Glaubst du, die Staatsorgane erlauben dir alles? Ich habe den Genossen Dekan und den Parteivorsitzenden hierher eingeladen, um anwesend zu sein, wenn wir diskutieren. Weil dies die letzte Diskussion sein wird. Letzte Woche wolltest du ein subversives Gedicht während des Bauwirtschaftunterrichts vortragen. Wie erklärst du das?“

Einige Tage vorher hatte der Bauwirtschaftsprofessor, ein Mensch mit einem ziemlich losen Mundwerk, während des Unterrichts eine Diskussion begonnen, in der er die Aktion der Drei, die von der Schule gewiesen wurden, ansprach. Er lobte auch deren Kollegen, die sich während der Sitzung mit der Ministerin fair verhalten hatten. In diesem Zusammenhang bat ich den Professor, mir zu erlauben ein Gedicht von Goga vorzutragen:

*„Den Kindern“*

*„Kinder, mit großen, hellen Augen  
wie der Strahl der blauen Nächte  
warum tragt auch ihr die Strafe  
die das Schicksal unseres Wesens bestimmte?  
Ein Jammer entzweit meine Seele  
und zerbricht meine Träume,  
die Stimme meines Verstandes entsetzt mich: ...  
Ihr werdet auch so sein wie wir!...  
Denn ich begreife, dass dieselben Suchten  
und dieselben inhaltlosen Bestrebungen  
euch auch in den blinden Abgrund  
der uns nun trennt, treiben werden.  
Dass eure Augen, in denen heute  
der Zauber der Märchen mit Drachen brennt,  
verirrt, auf dem Wege des Lebens  
das scheinheilige Lügen lernen werden ...“*

Der Professor verweigerte es mir und ich entgegnete, ohne zu bedenken, dass die Wände Ohren haben, dass ich unschuldig bin, dass Goga von der kommunistischen Propaganda als Faschist angesehen wird.

Ein Kollege (oder vielleicht mehrere?!), ein informeller Mitarbeiter mit weniger Grips, hat der Securitate gemeldet, dass ich versucht habe „ein Gedicht gegen die Partei“ vorzutragen.

Zum Glück hatte ich das Buch, in dem das Gedicht gedruckt war, dabei. Ich nahm das Buch aus der Tasche; weinend öffnete ich es und zeigte das Gedicht den Anwesenden.

„Ich bitte Sie, dieses Gedicht zu lesen. Was ist subversiv an diesem Gedicht? (es hätte bloß im Zusammenhang mit der Diskussion während des Unterrichts als subversiv eingestuft werden können).

Der Dekan sagte:

„Es ist ein sehr schönes Gedicht!“

Der Securitatemann musste auch zugeben, dass das Gedicht nicht subversiv ist, fragte mich aber schroff:

„Gut, aber was hätte dieses Gedicht im Bauwirtschaftsunterricht verloren? Welche Gemeinsamkeit gibt es zwischen dem Gedicht und Beton? Du wolltest den Unterricht stören!“

Ich merkte, dass der Securitatemann von meiner Haltung während der Parteisitzung des Studienjahrgangs – als ich Bălăcescu ärgerte – wusste; er konnte mir aber in diesem Zusammenhang kein politisches Vergehen anhängen.

Der Dekan und der Parteivorsitzende gaben sich Mühe, den Securitatemann zu beruhigen, indem sie ihm sagten, sie wären der Überzeugung, dass ich von nun an meiner Arbeit nachkommen werde. Dann baten sie ihn, ihnen zu erlauben zu gehen. Im Arbeitszimmer des Dekans herrschte eine Terroratmosphäre. Der Securitatemann brüllte erneut:

„Jetzt schreib die Erklärung!“

Ich schrieb die Erklärung, zur Hälfte diktiert von Hauptmann Borta, die andere Hälfte schrieb ich selbst:

*Der Unterzeichnende, Cionoiu Gheorghe, Sohn des Gheorghe und der Ecaterina Cionoiu, geboren ..... erkläre folgendes: Ich gebe zu, keine passende Haltung eingenommen zu haben; Es ist möglich, dass meine Haltung einige Kollegen, zu Handlungen – die den Staat schädigen – verleitet haben könnte, obwohl dies nicht meine Absicht war.*

*Ich verpflichte mich, in Zukunft eine passende Haltung einzunehmen und einen positiven Einfluss auf die anderen Kollegen auszuüben.*

*Ich verpflichte mich, keine Radiosender – die unser Land verleumden – mehr zu hören.*

*Dies ist die Erklärung die ich abgebe, aufrecht erhalte und unterzeichne.*

Ich hatte Angst. Aber ich schrieb die Erklärung so, dass ich mein Wort auch halten konnte. Ich wusste, dass es keinen Sinn hatte im Wohnheim ausländische Radiosender zu hören, aber ich war feige, denn ich hatte akzeptiert, den Zusatz „die unser Land verleumden“ zu verwenden. Ansonsten werfe ich mir nichts vor. Die Erklärung, trotz einer doppeldeutigen Ausdrucksweise, entsprach der Wahrheit. Es tat mir leid, meinen Kollegen Bia indirekt beeinflusst zu haben, mit der Losung vor die Kantine gegangen zu sein. Bias Losung und die Tatsache, dass Rică und Luci ihm beistanden, hatten die Abschaffung der kulturellen Zusammenkünfte, die wir unter der Deckung des Bundes für Naturschutz und Tourismus organisiert hatten, zur Folge.

\*

Nach ihrer Exmatrikulation sprach ich noch einige Male beim Bund für Naturschutz und Tourismus, danach verbot man es mir, noch dorthin zu gehen. Ich wurde ohne Sitzung aus dem Bund ausgeschlossen. Der Vorsitzende des Bundes und sein Stellvertreter wurden mit einer Liste der Mitglieder zu den Parteibossen der Uni gerufen. Man warf ihnen vor, dass sie mir erlaubt hatten religiöse Propaganda zu machen. Der Chef des Verbandes der Kommunistischen Studentenschaft der Universität strich einfach meinen Namen von der Liste und beauftragte den Vorsitzenden des Bundes mir zu sagen, dass ich aus dem Bund ausgeschlossen wurde und dass meine Anwesenheit bei den zukünftigen Treffen des Bundes unerwünscht ist. Der Chef des Verbandes der Kommunistischen Studentenschaft studierte an einer anderen Fakultät, wir kannten uns nicht, aber wie er wusste, womit ich mich beschäftige, so wusste ich auch einiges über ihn: er war der Sohn von Stoianovici, ein großer Chef des Kreispartei Komitees. Der Vater war Chef, der Sohn ebenfalls Chef. Beide führten die Parteipolitik aus.

Nachdem man mir den Zutritt zum Bund für Naturschutz und Tourismus verwehrte, veränderte sich die Atmosphäre innerhalb des Bundes. Gleichzeitig zogen sich auch meine Freunde, die sich

für die gleiche Sache eingesetzt hatten, zurück. Die kulturellen Abende, die wir wöchentlich abhielten, wurden Erinnerung. Sie wurden durch fade Sitzungen ersetzt, bei denen viel weniger Studenten teilnahmen. Ab und zu zeigte jemand noch Dias...

Unser Platz wurde von Agis Truppe eingenommen, mit Cici und Costică an der Spitze – richtige Forstwirte. Sie saufen und singen vulgäre Lieder. Sie waren nie von den von uns organisierten kulturellen Abenden begeistert.

Auch in diesem Sommer hatte der Bund für Naturschutz und Tourismus ein Sommerlager zur Erneuerung der touristischen Markierungen in der Nähe von Kronstadt organisiert. Agis Freunde sind die Seele des Sommerlagers gewesen. Sie gaben den Ton beim Saufen an. Immer noch erzählen sie von den Feiern und den Sauforgien die sie im Sommer veranstaltet haben.

Im Herbst des Jahres 1988, ging ich auch zur ersten Sitzung des Bundes für Naturschutz und Tourismus. Seit dem Winter, als man mir verbot bei den Sitzungen zu sprechen, war einige Zeit vergangen. Es hatte ein neues Schuljahr begonnen und ich wollte erneut mein Glück versuchen. Ich wollte eine Passage aus „Die Zitadelle“ von Saint Exupery vorlesen. Aber ich wusste nicht, ob ich vorlesen werde oder nicht, denn im Saal befand sich Trifu, ein Vertreter des Rektorats, Professor an einer anderen Fakultät, von dem ich nicht wusste, welches politische Amt er bekleidete. Agi (der Vorsitzende des Bundes) sagte, dass dieser, neben Stoianovici jun., einer derjenigen gewesen ist, die meine Ausschließung aus dem Bund verlangt hatten.

Es waren auch einige Freunde gekommen, um mich moralisch zu unterstützen. Es herrschte eine sehr gespannte Atmosphäre.

Sichtlich verlegen stellte Agi den Jahresarbeitsbericht des Bundes vor. Er verwendete dabei eine Sprache, die eher an eine Parteisitzung erinnerte.

Danach sprach Doru Stancu:

„Ich möchte jetzt sprechen, weil ich letztes Jahr nicht so sehr die Möglichkeit dazu hatte. Im letzten Jahr waren einige an der Spitze des Vereins, die nicht jedem Studenten erlaubten zu sprechen. Ich möchte euch ein paar Dinge sagen: in erster Linie glaube ich, dass die Forstwirtschaftsstudenten diesen Verein führen sollten, dann glaube ich, dass wir eine konkrete Beschäftigung haben sollten, wir könnten irgendwo hingehen und Bäume pflanzen. In der Dobrogea wurden 30.000 Hektar bepflanzt. Letztes Jahr wurden uns jede Menge Dias aus dem Ausland gezeigt. Was interessieren mich der Grand Canyon oder die Kirchen aus Italien?!“

Komme was wolle, ich werde sprechen!

„Doru, sag mir bitte, wer hat dich letztes Jahr gehindert zu sprechen. Wann hast du gesagt, dass du sprechen möchtest und jemand hat dich gehindert? Willst du meine Meinung wissen? Manchmal schweigen Menschen, nicht weil ihnen jemand das Sprechen verbietet, sondern weil sie sich fürchten, in eine peinliche Situation zu geraten. Sie haben Angst, sich lächerlich zu machen, weil sie Dummheiten sagen... Du willst, dass wir Bäume pflanzen gehen. Du bist Student an der Forstwirtschaftshochschule und weißt, was es bedeutet Bäume zu pflanzen – das denke ich zumindest. Du weißt, dass man nicht zu jeder Zeit und in erster Linie nicht an jede beliebige Stelle Bäume pflanzen kann. Wo möchtest du Bäume pflanzen? Du sagst, dass in der Dobrogea 30.000 Hektar bepflanzt wurden, aber das Donaudelta, welches ein international anerkanntes Reservat ist, wird systematisch zerstört. Die Naturschutzgebiete hier im Landkreis, um Kronstadt, werden zerstört, um Ackerland zu gewinnen. Die Kommission zum Schutz der Naturdenkmäler konnte sich nicht widersetzen. Ich kann nicht verstehen, wieso dich die Dias aus dem Ausland stören konnten, aber auf jeden Fall wurden vorwiegend Dias aus dem Inland gezeigt. Auf einem der Dias war ein Mitglied der Kommission zum Schutz der Naturdenkmäler – vor einem Bulldozer kniend – im Reservat von Prejmer zu sehen. Das Reservat wurde dennoch zerstört und eine seltene Pflanze – *Armeria barcensis* – (die nur hier wuchs) konnte nicht gerettet werden! Wo willst du dann Bäume pflanzen?“

Ich habe auch letztes Jahr gesagt und ich wiederhole es nun: meine Meinung ist, dass wir die Öffentlichkeit für die vom Naturschutz aufgeworfenen Probleme sensibilisieren sollen. Welchen Sinn macht es, einen Baum zu pflanzen, wenn dieser dann vom Pflug zerschnitten wird? Wir müssen die Menschen von der Notwendigkeit des Schutzes der Natur überzeugen. Wir müssen den Menschen klar machen, dass sie die Natur brauchen, dann werden sie diese auch achten. Wir müssen eine kulturelle Tätigkeit entfalten, durch die wir die Menschen anziehen. Letztes Jahr haben wir versucht, in diesem Sinne kulturelle Abende zu veranstalten. Wir führten Dias, Musik, Gedichte vor. Ich dachte es war gut so. Keiner, der zu uns kam und sagte, dass er etwas vorstellen möchte, wurde abgelehnt. Im Gegenteil! Immer wieder haben wir den Anwesenden nahe gelegt, sich nicht mit der Zuschauerfunktion zufrieden zu geben, sondern jeder sollte versuchen, etwas beizutragen. Und du behauptest, dass dir nicht erlaubt wurde zu sprechen! Wir haben alle dazu aufgerufen, ihren Beitrag zu leisten, mit einem Gedicht, mit einem Zitat, mit Dias... Ich habe auch gesagt, was ich für Recht empfunden habe. An diesem Abend wollte ich eine Passage aus „Die Zitadelle“ von Saint Exupery vorlesen, aber wenn ihr es nicht wollt, lass ich es bleiben!“

Man bat mich, den Text vorzulesen.

Nachdem ich mit dem Vorlesen fertig war, sprach Herr Trifu (der Vertreter des Rektorats) und gab mir Recht. Ich atmete erleichtert auf, aber Agi umso mehr.

Als wir gingen, kam Doru zu mir und warf mir vor:

„Sag mal Gigi, kann es sein, dass du behauptest, ich wäre gegen die Kultur?“

Ich sah ihn einen Augenblick lang an, war aber der Meinung, dass eine Antwort überflüssig ist.

Einige Zeit nach dieser Begebenheit ging ich mit einigen Kollegen – darunter auch Doru – von der Uni zu den Studentenheimen. Von Doru behaupteten manche, er sei Informeller Mitarbeiter der Securitate.

Der Aufstand der Arbeiter von Kronstadt jährte sich bald zum ersten Mal. Die Menschen munkelten. Einige erwarteten einen erneuten Ausbruch des Aufruhrs. Ich sprach auch mit einigen Kollegen darüber... Man erzählte sich, dass in der Stadt Flugblätter erschienen sind.

Bevor wir das Studentenheim erreichten, fragte mich Doru, der den ganzen Weg über geschwiegen hatte, in einem Ton, der natürlich scheinen sollte, aus dem aber die Angst herauszuhören war.

„Gigi, unternehmen wir nichts zu diesem Anlass?“

„Was sollen wir denn unternehmen? Wir sprechen und lachen!“ – antwortete ich gelassen.

Ich sprach im Studentenheim mit allen, besonders über kulturelle Themen. Vor über 80 Jahren hatte Alexandru Vlahuță einige machtkritische Gedichte veröffentlicht:

*„Die Lüge sitzt mit dem König am Tisch,  
Aber das ist schon eine altbekannte Geschichte,  
Seitdem es Könige, seitdem es Lüge gibt,  
Leben beide sehr gut zusammen...“*

Wenn jemand heute solche Gedichte in Umlauf brächte, würde er sofort verhaftet werden. Ich zeigte meinen Kollegen dieses Gedicht mit der Frage, ob sie nicht der Meinung sind, dass dieses zur aktuellen Situation passte. Ich hatte vor, beim Bund für Naturschutz und Tourismus einen kulturellen Abend zu organisieren und machte dies bekannt.

Nach der Revolution wurde viel gesprochen über die Erlangung des Rechtes jemanden auszupfeifen.

Während der Diktatur sprach ich im Studentenheim über die Erringung des Mutes, die eigene Meinung offen kundzutun. Ich behauptete, dass diejenigen, die diesen Mut nicht finden konnten, zumindest das Recht hatten, zu schweigen. Recht, welches als Pflicht angesehen werden sollte.

„In unseren Tagen spricht man sehr viel von Meinungsfreiheit, Pressefreiheit, Versammlungsfreiheit, aber man spricht fast überhaupt nicht über die Freiheit zu Denken“ – Kirkegaard.

Einmal, während des Seminars für Bauwirtschaft, sprachen wir über die Presse. Ich behauptete, unsere Zeitung – „Kronstädter Kommunistische Studentenschaft“ – sei schlecht; und dass es besser wäre, wenn sie überhaupt nicht erscheinen würde. Mir wurde jedoch widersprochen: lieber schlecht, als überhaupt nicht!

Diese Meinung wird auch in Bezug auf andere Bereiche vertreten.

„Lieber eine kulturelle Veranstaltung, die peinlich ist, als gar nichts!“

Es findet sich immer wieder jemand, der etwas zu sagen hat, auch wenn dieses Etwas, diese Idee, kleiner als die Maschenweite des Siebes der härtesten Zensur ist. Es stellt sich aber die Frage, ob dieses Etwas nützlich oder schädlich ist.

Man könnte sagen, dass in jeder üblen Sache auch etwas Gutes ist. Ja, aber auch wenn du etwas Schlechtes hast, so hast du immerhin etwas; während du wenn nichts hast, dir Gedanken machst; und es könnte sein, dass du die Dimension des Vakuums, der Lüge die dich umgibt, begreifst. Ein schlechtes Ding richtet mehr Übel an als sein Fehlen. Weil ein schlechtes Ding täuscht.

Das Interesse der Machthaber war es, die Welt dieser kleinen Ideen, in den Augen der Menschen als das Universum selbst erscheinen zu lassen.

Aus den Interviews, in denen die Reporter des Nationalfernsehens die Werktätigen befragten, war – für jeden Menschen mit gesundem Menschenverstand – ersichtlich, dass die Machthaber die Faszination, welche die Kamera und der Gedanke im Fernsehen zu erscheinen, auslösten, bei den Befragten schamlos ausnützten. Viele von denen, die im Fernsehen erschienen, wurden nicht bezahlt um zu lügen, sie waren keine Parteifunktionäre, sondern einfache Menschen, Arbeiter und Bauern, die die Partei und ihren Führer verherrlichten. Sie strahlten vor Freude, nur weil sie wussten, dass die Verwandten, die Bekannten, sie auf dem Bildschirm sehen werden. Die Faszination, die von dem Gedanken auf dem Podium, auf der Bühne zu stehen, ausging, erklärt die Existenz der zahllosen Laienkünstler, die ohne materiellen Nutzen daraus zu schlagen, von einem grenzenlos schlechten Geschmack geprägte Vorstellungen organisierten, oder der Partei Lob-Oden widmeten. Es war ihnen wichtig, auf der Bühne stehen zu dürfen, viel unwichtiger als das, was sie dann dort sagten.

Die Leitung des Verbandes der Kommunistischen Studentenschaft bestand aus parteitreuen Studenten, darunter Iorgu und Bălăcescu, die mich als Faschisten abgestempelt hatten. Am Abend des 9. Novembers organisierten sie im Festsaal der Universität einen kulturellen Abend der Forstwirtschaftsfakultät. Die „Ärzte“ waren auch anwesend. Sie wirbelten nervös durch den Saal, denn der erste Jahrestag des Arbeiteraufstandes rückte näher. Die Vorstellung war peinlich. Gemeinsam mit Seba und einigen anderen Freunden, die unbeteiligt waren, bildeten wir einen Sprechchor und verspotteten die Protagonisten auf der Bühne. Die Atmosphäre war dementsprechend belustigt. Gegen Ende der Veranstaltung wurde es im Saal einen Augenblick lang ernst, als Dias – die die Organisatoren vorher nicht zensiert hatten – gezeigt wurden. Auf einem der Dias war Bia zu sehen. Viele der im Saal anwesenden reagierten augenblicklich indem sie seinen Namen skandierten.

Am Ende der Veranstaltung waren wir (meine Freunde und ich) mit der von uns gespielten Rolle der aktiven Zuschauer sehr zufrieden. Die Ärzte dagegen platzten vor Wut.

Am nächsten Morgen, in der neun Uhr Pause, kommt Frau Băcu, die Sekretärin der Fakultät, und sagt lächelnd zu mir:

„Cionoiu, du wirst im Dekanat erwartet!“

Etwas erstaunt und neugierig, worüber der Dekan mit mir sprechen will, folgte ich ihr. Danach musste ich in dessen Arbeitszimmer eine Zeitlang warten.

\*

Es hatte seit geraumer Zeit zum Unterricht geklingelt, als sich die Tür öffnete, jedoch betrat, anstatt des Dekans, ein unbekanntes Männchen, mit Mantel und aufgesetzter Mütze, den Raum.

„Komm Gigi, lass uns gehen!“

„Entschuldigen Sie bitte, wer sind Sie?“

„Oberstleutnant Burcin von den Staatsorganen.“

„Und wohin gehen wir?“

„Bist du neugierig? Du wirst schon sehen...“

Während wir das Sekretariat passierten, sagte er der Sekretärin, meinen Kollegen Bescheid zu sagen, dass diese meine Sachen mitnähmen.

Vor der Fakultät erwartete uns das Fahrzeug der Fahrschule der Universität.

„Zum Kreiskrankenhaus“ – sagte das Männchen dem Fahrer und wir fuhren los; unterwegs sagte keiner ein Wort.

Der Wagen hält vor dem Krankenhaus und das Männchen steigt aus dem Wagen. Er kehrt nach circa einer halben Stunde zurück, Zeit in der ich mit dem Fahrer alleine – ohne ein Wort zu wechseln – im Wagen gegessen hatte.

„Zum Studentenheim Nr. 5!“ – sagt das Männchen.

„Haben Sie Bekannte im Krankenhaus?“ – frage ich ihn.

„Nein!“

In einer der Räumlichkeiten, im Parterre des Studentenheims Nr. 5, befindet sich seit einigen Jahren die Polizeidienststelle, die für die Studentensiedlung zuständig ist. In der Dienststelle erwartete uns der Hauptmann Bucsă (der Leiter der Dienststelle), und ein „Arzt“ – ein Brocken mit der Figur eines Rugbyspielers und vielen Pickeln im Gesicht. Ich kannte ihn vom Sehen, denn er hatte meinen Zimmerkollegen vor einem Jahr befragt. Auch hatte er einige Wochen Dienst im Krankenzimmer des Studentenheims Nr. 1, nachdem die drei Kollegen der Fakultät verwiesen wurden.

Hauptmann Bucsă verlässt den Raum und das Ungetüm brüllt mich an:

„Ich würde den Mund deiner Mutter ficken! Cionoiu, Cionoiu, nur noch diesen Namen höre ich! Wenn es nach mir ginge, würde ich dich in die Psychiatrie einliefern!“ – dann verlässt auch er den Raum.

Ich bleibe mit dem Männchen.

„Komm Gigi, lass uns ein wenig erzählen, ärgere dich nicht, dass er dich beschimpft hat. Jetzt bin ich verantwortlich für die Forstwirtschaftsfakultät an Stelle von Hauptmann Borta und wahrscheinlich werden wir uns in Zukunft öfter sehen... Sag mal, warum hast du wieder Radio Freies Europa gehört?“

„Wissen Sie, das Radio gehört nicht mir und ich hatte es nicht eingeschaltet, doch ich hörte zu, weil die Rede vom Wahlkampf in den Vereinigten Staaten war.“

„Schreibe eine Erklärung, aus der dies hervorgeht!“

### *Erklärung*

*Der Unterzeichnende, Cionoiu Gheorghe, Sohn des .... erkläre Folgendes: Am Abend des 7 Novembers 88 kam ich in mein Zimmer, in dem das Radio meines Kollegen Stoica auf den Sender Radio Freies Europa eingestellt war. Ich hörte auch zu um mich über den Stand der Dinge im Wahlkampf in den USA zu informieren. Ich habe mit meinen Kollegen nicht über das Gehörte diskutiert.*

*Dies ist die Erklärung, die ich abgebe, aufrecht erhalte und unterzeichne.*

Das Männchen legt die Erklärung auf Seite und sagt: „Gut! Nimm ein neues Blatt Papier und schreibe was ich dir diktiere!“

*Der Unterzeichnende Cionoiu Gheorghe, mit dem vorübergehenden Wohnsitz in Kronstadt, Memorandului Straße, Studentenheim Nr. 9, Zimmer Nr. 204, bin einverstanden, dass die Staatsorgane das oben genannte Zimmer durchsuchen.*

„Unterschreib jetzt!“

Er nimmt das Blatt Papier, liest es durch und legt es über die vorher geschriebene Erklärung.

Wir verlassen die Polizeidienststelle, draußen erwartet uns das Ungetüm und wir machen uns auf den Weg in mein Zimmer. Beim Eingang zum Studentenheim begegnen wir der Verwalterin, die große Augen macht, aber keine Frage stellt.

In meinem Zimmer angekommen, beginnen beide, das Zimmer zu durchwühlen. Ich habe große Angst, denn ich weiß nicht, was sie suchen. Ich habe ein Heft, in das ich ein paar kompromittierende Seiten geschrieben hatte und ich weiß nicht genau, wo sich das Heft befindet. Über die Existenz dieses Heftes wissen nur einige Freunde, gewöhnlich bewahren sie es in ihrem Zimmer auf, dennoch bin ich nicht sicher, ob das Heft in meinem Zimmer ist.

Doch die „Ärzte“ blättern keine Bücher und Hefte durch. Sie suchen etwas anderes, wahrscheinlich etwas größeres. Das Ungetüm nimmt das Jagdmesser meines Zimmerkollegen Stoica vom Tisch und legt es in Ciucăs Schrank. Ich nehme es und lege es erneut auf den Tisch, mit der Begründung, dass jener Schrank nicht der des Eigentümers des Messers ist.

„Was, willst du es mir in den Rücken rammen? Lass es dort, wo ich es hinlege“, brüllt mich der Gorilla an und legt es erneut in den Schrank.

Die Gegenstände des Verbrechens, die gefunden wurden, waren ein Heizlüfter und eine elektrische Heizmatte Stoicas, denn Stromfresser dieser Art waren verboten, sowie eine Tüte Bohnenkaffee.

„Wie teuer verkauft ihr die, Gigi?“ – fragt mich das Männchen.

Ich zucke mit den Achseln, denn ich weiß nichts von der Existenz des Kaffees.

„Ich glaube, Stoica verbraucht diese; er trinkt ab und zu mal einen Kaffee...“

Sehr besorgt zeigten sie sich über das Loch in der Wand zum Nachbarzimmer, wodurch ein geheimnisvolles Kabel kam. Ich sagte ihnen welche Bedeutung das Loch in der Wand und das Kabel hatten, doch sie beharrten darauf, auch das Nebenzimmer zu sehen. Sie schickten mich zur Pforte um den Zweitschlüssel zu bringen. Ich hatte Glück, einen Freund im Treppenhaus zu treffen und bat ihn, Stoica zu sagen, was ich bezüglich Radio Freies Europa erklärt hatte, denn ich war mir sicher, dass auch er gerufen wird und ich wollte nicht, dass er überrumpelt wird. Stoica hatte eigentlich nicht viel zu befürchten, denn er mied jede politische Diskussion und bestimmt wussten „die Ärzte“ das.

Nachdem sie sich überzeugt hatten, dass aus dem angrenzenden Zimmer nichts anderes als ein Kabel aus der Steckdose in unser Zimmer führt (denn unsere Steckdose war kaputt), befahlen mir die beiden, den Heizlüfter und die Heizmatte zu nehmen und sie zur Polizeiwache zu begleiten. Bevor wir das Zimmer verlassen, stürzt sich der Gorilla auf mein Bett und hebt die Matratze. Darunter hatte ich eine Sperrholzplatte gelegt, weil die Federn des Bettes bereits durchgingen. Er nimmt die Platte und betrachtet sie aufmerksam von allen Seiten. Er erwartete wahrscheinlich eine Losung darauf zu finden.

„Was ist damit?“

„Ich habe sie dahin gelegt, damit das Bett gerade wird.“

„Ach so, du hast Rückenschmerzen...“

Wir machen uns auf den Weg, Richtung Studentenheim Nr. 5.

Mit dem Heizlüfter im Arm und der Heizmatte auf der Schulter marschiere ich zwischen den

Beiden durch die Studentensiedlung. Die Leute sehen uns verwundert an. Die große Uhr vor der Mensa zeigt 13:00.

Vor dem Studentenheim Nr. 5 spricht Hauptmann Bucsä mit einem Mann, mittlerer Statur, den ich noch nie zuvor gesehen hatte.

„Habt ihr das Problem erledigt?“ – fragt der Unbekannte meine Begleiter.

„Jawohl, leben Sie wohl!“

Von beiden begleitet, betrete ich das Büro der Polizeidienststelle, ich werde aufgefordert, Platz zu nehmen und einige Augenblicke später, erscheint der Unbekannte. Oberstleutnant Burcin zeigt ihm die Erklärung, die ich vorhin geschrieben habe. Er liest sie und legt sie zur Seite mit den Worten:

„Diese Erklärung ist wertlos.“

Dann wendet er sich mir zu:

„Cionoiu, du kennst mich nicht, aber ich kenne dich. Ich habe sehr viel von dir gehört. Meine Leute konnten sich mit dir nicht verständigen, so dass ich beschlossen habe, selbst zu kommen um zu sehen, was du vorhast. Sag mir welche Unzufriedenheiten du hast.“

„Ich habe keine Unzufriedenheiten!“

„Wieso hast du keine Unzufriedenheiten, wenn du dauernd deine Kollegen mit deinen Diskussionen störst. Alle sind dumm, nur du bist gescheit, du machst dich sogar über meine Leute lustig, behauptest sie sind dumm. Schau mal, was du letztes Jahr erklärt hast. Er zeigt mir die Erklärung, die ich 1987 gegeben hatte.

*...Ich gebe zu, keine passende Haltung eingenommen zu haben; Es ist möglich, dass meine Haltung einige Kollegen, zu Handlungen – die den Staat schädigen – verleitet haben könnte, obwohl dies nicht meine Absicht war.*

*Ich verpflichte mich, in Zukunft eine passende Haltung einzunehmen und einen positiven Einfluss auf die anderen Kollegen auszuüben...*

„Entschuldigen Sie bitte, aber ich bin der Meinung, mein Wort gehalten zu haben. Ich denke, dass ich nichts Außergewöhnliches getan habe. Höchstens, ich habe mit meinen Kollegen diskutiert... doch wenn Sie der Meinung sind, dass ich die Schule verlassen sollte, gehe ich zur LPG Schag und werde dort Hirte. Ich denke, zu den Kühen darf ich doch sprechen.“

„Ja, aber vielleicht verstehen sogar die Kühe.“

„Wissen Sie, wir haben im Philosophieunterricht gelernt, dass die Wahrheit Klassencharakter hat...“

„Erzähl nicht mir so etwas, ich habe ein Rechtstudium absolviert! Nicht die Wahrheit hat Klassencharakter, sondern die Interpretation der Wahrheit! Ich verspreche dir, wenn du noch sprichst, verschwindest du! ... Nimm ein Blatt Papier und schreib.“

„Was soll ich schreiben?“

„Was du willst!“ Danach wandte er sich dem Gorilla zu: Du bleibst mit ihm und passt auf, dass er schreibt! Wir gehen essen („die Ärzte“ waren Ehrengäste der Kantine des Studentenviertels).

Allein geblieben mit dem Monster, das wütend um den Tisch kreist, sehe ich auf das weiße Blatt Papier vor mir, doch eigentlich starre ich vor mich hin. Ich habe Angst. Am liebsten würde ich plötzlich aufstehen und davonlaufen...

„Mein Bruder, verstehst du wirklich nicht, was dieser Mensch von dir will? Schreib die Erklärung, dann bist du frei!“...

Er knipst das Licht der Tischlampe an.

„Vielleicht hast du zu wenig Licht!“

Wenige Sekunden später knipst er das Licht wieder aus.

„Vielleicht hast du auch zu viel Licht!“

Ich habe Hunger. Ich überlege immerzu was ich schreiben soll... Auf einmal kommt mir die rettende Idee!

### *Erklärung*

*Der Unterzeichnende... erkläre folgendes: Ich habe nichts zu erklären. Doch weil ich die Staatsorgane nicht verärgern möchte, verpflichte ich mich in Zukunft mit meinen Kollegen nur noch über berufliche Themen zu diskutieren.*

*Dies ist die Erklärung, die ich gebe, aufrechterhalte und unterzeichne.*

Ich lege den Stift auf den Tisch und atme erleichtert auf.

Der Gorilla kommt, nimmt das Blatt und liest es durch. Sichtlich unzufrieden fragt er mich:

„Ist das alles?“

„Ja!“

„Weißt du, was ich mit dir machen würde, wenn ich zu bestimmen hätte? Ich würde dich in die Psychiatrie einliefern!“

Er legt das Blatt wieder auf den Tisch und setzt seinen Rundgang fort. So gegen 15:00 Uhr erscheinen die anderen.

„Hat er geschrieben?“ Fragt der Chef.

Mit einem Gesicht wie sieben Tage Regenwetter zeigt der Gorilla ihm die Erklärung.

Keine Regung der Mimik konnte ich im Gesicht des Chefs feststellen, als dieser die Erklärung durchlas. Weder Überraschung noch Genugtuung. Absolut nichts. Kein einziger Gesichtsmuskel hatte gezuckt. Dann fragte er in einem gleichgültigen Tonfall:

„Und woher soll ich wissen, ob du dein Wort hältst?“

„Wenn sie wissen, was ich bisher im Wohnheim diskutiert habe, heißt das, dass Sie dies auch von nun an wissen werden.“

„Gut, wir werden uns noch sprechen. Jetzt bist du frei.“

Es war 15:15 Uhr als ich an die Luft kam. Die Partie hatte etwas mehr als sechs Stunden angehalten. Im Spiegel des Waschraumes sah ich mich. Ich war kreidebleich. Mein Glück war, dass Micky um 17:00 Uhr von Temeswar ankam. Auf dem Bahnsteig wurde sie von Seba und Nardi erwartet. Sie hatten erfahren, dass ich von der Uni geholt wurde, wussten aber nicht, ob ich rechtzeitig freigelassen werde, um zum Bahnhof zu kommen.

Nachdem man mich freigelassen hatte, wurden meine Zimmerkollegen und zwei andere Freunde der Reihe nach zum Polizeirevier gerufen. Alle berichteten mir, dass sie aufgefordert wurden zu erklären, ich sei verrückt, doch sie lehnten dies ab.

\*

Ich weiß aber nicht, was die Anderen – die gemeldet haben, dass ich erneut Radio Freies Europa gehört hatte, die behauptet haben, dass ich störe, die berichtet haben, dass ich über die Dummheit der Securitatemänner gelacht habe – erklärt haben... Wer sind denn wohl die Informellen Mitarbeiter, die Spitzel der Securitate? Du kannst es vermuten, aber du kannst dir nicht sicher sein.

Als Doru Stancu mich fragte: „Gigi, unternehmen wir nichts zu diesem Anlass?“ war er sehr verängstigt und außerdem war er nicht der Typ von dem man eine solche Frage erwartet hätte. Wer weiß?

Es könnten dann die geduldeten Schwarzhändler sein. Sică hatte eines Tages eine Annonce an der Mensa ausgehängt, dass er Zigaretten verkauft. In weniger als einer Stunde kam die Polizei, die sein Zimmer durchsuchte. Es hatte nicht viel gefehlt und er wäre wegen fünf Päckchen Zigaretten von der Uni gewiesen worden. Andere Studenten verkaufen jedoch täglich, bereits seit Jahren, Bier, Zigaretten, Jeans, ohne dass die Polizei eingreift.

Oder Bălăcescu, der im Vorjahr, gleich nachdem die Drei exmatrikuliert wurden, in der Parteiorganisationssitzung der Fakultät verlangt hatte, Maßnahmen gegen die rechtsextremen

Elemente zu ergreifen. Bălăcescu ist ein gemeiner Demagoge! Er spickt unverschämt bei den Prüfungen, in den Sitzungen predigt er aber Moral, indem er die schwächeren Studenten durch einen aggressiven Sprachgebrauch angreift: „wir müssen den Dreck entfernen“. Er wurde beim Abschreiben vom Geschichteprofessor während der Arbeit erwischt. Obwohl der Professor, der ein „Resignierter“ war, am Vortag die Themen verraten hatte, hatte es Bălăcescu vorgezogen zu spicken, anstatt ein paar Seiten zu lesen.

Bei einer der Sitzungen, während Bălăcescu seine pathetische Rede von der Höhe des Lehrerpults entfesselte, stand ich auf, zeigte mit dem Finger auf ihn und sagte klar und deutlich während ich ihm in die Augen sah:

„Du bist ein Demagoge und ein Lügner!“

Er wurde kreidebleich und nach einem Augenblick der Überlegung flüchtete er eilig auf seinen Platz in der Bank. Beim Absteigen vom Podium stolperte er und konnte nur noch mit Mühe einen Sturz vermeiden. Er ähnelte einem mit Steinen vertriebenen Hund, der mit eingezogenem Schweif davonläuft. Im Gehen, während er den Sturz mied, sagte er unentschlossen:

„Ich... schlage vor, die Sitzung zu beenden.“

Der Professor für Bauwesen, der als Gast anwesend war, rettete die Situation, indem er ein anderes Thema anschnitt.

Einer meiner Kollegen fragte mich, weshalb ich nicht versuche, mit Bălăcescu privat zu sprechen. Ich wusste, dass es keinen Sinn hatte, doch, mehr zum Spaß, nahm ich mir vor, es zu probieren.

Während Bălăcescu, der als erster den Klassenraum nach der Sitzung verlassen hatte, zum Studentenviertel eilte, holte ich ihn ein und sprach ihn sehr freundlich an:

„Sag mal, mein Bruder, möchtest du nicht mit mir unter vier Augen sprechen?“

Die Antwort sollte vernichtend klingen:

„Was denn, mit dir soll ich sprechen, du, der Radio Freies Europa hört?“

Bălăcescu sah in mir bestimmt seinen größten Feind, weil ich – nachdem ich ihm mehr als ein Jahr das Leben versauerte, indem ich ihn in den Sitzungen lächerlich gemacht hatte – Anfang des fünften Studienjahres seine Absetzung aus dem Amt des Jahrgangssprechers organisiert hatte. Ich habe mehrmals auch die Kronstädter Kommunistische Studentenschaft, die Zeitung, deren Chefredakteur er war, kritisiert.

Er hatte sich im Lehrerrat beklagt, kein Amt mehr zu bekleiden, doch der Dekan entgegnete prompt:

„Bălăcescu, ich habe verstanden, dass du dort bei der Zeitung glücklich bist. Warum willst du dich überfordern?“

Der Dekan mochte ihn nicht besonders. Er hatte es abgelehnt, ihm ein Interview für die Zeitung Kronstädter Kommunistische Studentenschaft zu gewähren.

Bălăcescu hatte die Zeit verfehlt. In den 50er Jahren hätte er Karriere gemacht. In jener Zeit war „die Parteikader bestimmen alles“ mehr als nur eine Losung, es war die Gegebenheit. Nun aber wird er ausgeschlossen. Außer dem Assistenten für Sozialismus, mit dem er die Zeitung herausbringt, und einigen Kollegen, manche mit Ämtern in der Kommunistischen Studentenschaft, die anderen Laienkünstler, hat er kaum Freunde. Die meisten Kollegen lachen ihm ins Gesicht.

Ich frage mich oft, was wohl in den Securitate Menschen vorgeht? Haben sie wohl auch Alpträume? Noch lange vor der „Revolution“ bin ich einem, der mich 1987 verhört hatte, auf der Straße begegnet. Er kam aus der entgegengesetzten Richtung, war in Zivil – wie immer. Man hätte denken können, er ist ein gewöhnlicher Mensch, etwas besser gekleidet als der Durchschnittsbürger. Er sah kein wenig Furcht einflößend aus. Er kam nachdenklich und als er auf meiner Höhe war, begrüßte ich ihn. Er erkannte mich nicht, oder hatte mich nicht bemerkt bis zu dem Augenblick, als ich ihn grüßte. Dann war mir klar, dass er erschrak. Ich glaube, es gefiel ihm nicht, auf der Straße erkannt zu werden.

Die meisten Securitate Männer schafften eine drückende Atmosphäre in ihrer Umgebung. Es war etwas Unheimliches, wie die Anwesenheit einer Schlange. Sie wussten, dass sie machtvoll waren, hielten sich für wichtig und um dies zu unterstreichen, setzten sie eine überlegene Miene auf.

Ein etwas besonderer Fall war das Männchen. Nach dem Marathonverhör im November 1988 begegnete ich ihm sehr oft im Studentenheim. So klein wie er war und mit seiner unschuldigen Miene, schien er überhaupt nicht grausam. Ich wusste, dass er mein Securitate Mann ist, der Securitate Mann der Fakultät. Ich wusste, dass er Informelle Mitarbeiter im Studentenheim hatte und wusste nicht, wer diese waren. Aber weil ich beschlossen hatte, in der Öffentlichkeit nicht mehr zu sprechen, hatte ich keine Angst vor ihm. Fast alle Studenten wussten, wer er ist und versuchten, schnellstmöglich an ihm vorbeizukommen. Nicht einmal die Informellen Mitarbeiter hatten Interesse in seiner Gesellschaft gesehen zu werden. Mich aber belustigte dies. Es machte mir Spaß, zu ihm hinzugehen um ihn zu begrüßen, ihm die Hand zu schütteln und zu fragen wie es ihm noch geht; einmal habe ich ihn sogar als Zuschauer zu einem Fußballspiel, das ich im Stadion des Studentenwohnviertels spielen wollte, eingeladen. Er lehnte höflich ab. In mein Zimmer kam er jeden Monat einmal, doch die Art und Weise wie er an die Diskussion heranging war so, als würde er einen Freund besuchen. Ich stufte meine Beziehung zu ihm als eine zwischen einem spaßigen Burschen und seinem Pädagogen, der ins Heim kommt, um nachzusehen ob die Kinder brav sind, ein.

Bei jedem Besuch, den er mir abstattete, fragte ich:

„Nicht wahr, ich bin aber brav?“ und die Antwort war jedes Mal positiv.

Als ich ihn im Frühjahr 1990, einige Monate nach der „Revolution“, in der Stadt traf, war er nicht wieder zu erkennen. Er trug jetzt längeres Haar, ich glaube, er hatte es seit der „Revolution“ nicht mehr schneiden lassen, war unrasiert und als ich ihn grüßte, schien er nicht sonderlich erfreut über die Begegnung. Er erwiderte meinen Gruß und setzte eiligen Schrittes seinen Weg in entgegengesetzter Richtung fort. Falls ich mich nicht zum Bahnhof beeilt hätte, wäre ich ihm gerne hinterhergelaufen, um ihn einzuholen, damit wir einige Minuten „wie in den guten alten Zeiten“ plaudern. Oberleutnant Burcin gehörte wahrscheinlich zu denjenigen Securitate Männern, die ihren Job verloren hatten.

Im Januar 1990 hatte ich erfahren, dass derjenige, der mir angedroht hatte, dass ich verschwinden werde, falls ich meinen Mund nicht halte, Popescu hieß und der Securitate Obmann der Universität gewesen war. Er war bis zur „Revolution“ Major und wurde danach „für besondere Leistungen während der Revolution“ zum Oberstleutnant befördert. Hauptmann Bucșă, der Chef der Polizeiwache mit Sitz im Studentenheim Nr. 5 (Polizeibüro, das nach der „Revolution“ aufgelöst wurde), wurde ebenfalls Anfang 1990 im Rang befördert. Im Frühling, als ich ihm im Rektorat begegnete, trug er Majorssterne auf den Schulterklappen. Er kannte mich nicht mehr. Ich erinnerte ihn, dass er in einer Nacht, die länger als ein Jahr zurückliegt, während eines Kontrollrundgangs durch das Studentenheim, zu einigen meiner Kollegen, die inmitten einer Feier waren, gesagt hatte: „ihr dürft feiern, ihr könnt trinken und tanzen, ihr könnt singen, aber folgt nicht dem Beispiel von Bia und Cionoiu!“

Er bestritt dies entschlossen:

„Bia habe ich gesagt, Cionoiu nicht! Deinen Namen höre ich zum ersten Mal.“

Einige Monate nach der „Revolution“, nachdem er aus der Redaktion der Zeitung „Die Replik“ (ehemalige Kronstädter Kommunistische Studentenschaftszeitung) beseitigt wurde, weil er die nun machtkritische Haltung der anderen Redakteure nicht akzeptierte, landete Bălăcescu als Chefredakteur der Kronstädter Polizeizeitung. Nach Beendigung des Studiums wurde er von der Polizei eingestellt und er bekam den Rang eines Leutnants.

\*

Am ersten Schultag nach der „Revolution“ wurde spontan beschlossen, den Unterricht ausfallen zu lassen und eine Generalversammlung der Studenten einzuberufen. Ich habe mich als Moderator der Debatte durchgesetzt. Am Anfang las ich ein paar Zeilen vor, die ich in den letzten Tagen geschrieben hatte.

### *Die Freiheit der Entscheidung*

*Im Bezug auf Literatur und Philosophie bedeutet Freiheit, das Recht zu haben zu wählen, aber um wählen zu können musst du kennen, es muss dir erlaubt werden zu kennen. Es gibt einen festen Zusammenhang zwischen Freiheit und der Gewährleistung des Zugangs zur Information.*

*Die Machthaber können unterschiedliche Stellungen gegenüber einem wissensdurstigen Bürger einnehmen, indem sie ihm mehr oder weniger Zugang zur Information gestatten.*

*Meiner Meinung nach gibt es drei Möglichkeiten:*

*- die Macht garantiert den uneingeschränkten Zugang zur gesamten Informationsmenge, ohne denjenigen, der sich eine Meinung bilden will, zu beeinflussen.*

*- die Macht garantiert den uneingeschränkten Zugang zur gesamten Informationsmenge, aber mit Hilfe gewisser Mechanismen, soll dem Suchenden eine bestimmte Richtung vorgegeben werden.*

*- die Macht unterschlägt einen größeren oder kleineren Teil der Informationsmenge, dem Suchenden wird aber der Rest als das Ganze präsentiert.*

*Im ersten Fall ist der Mensch wahrhaftig frei, die Entscheidung zu treffen. Im zweiten Fall wird ihm eine bestimmte Entscheidung eingeredet, aber er hat die Möglichkeit zu kennen und kann somit die Suggestion ablehnen. Der dritte Fall ist der gravierendste, weil die Information verstümmelt dargestellt wird. Der Mensch wird nicht beeinflusst, sondern gelenkt. Um die vorgegebene Richtung ablehnen zu können, muss er selbst die zensierte Information wiederentdecken. Wenn die Zensur perfekt funktioniert, ist dies nur durch Offenbarung, durch Schöpfung möglich.*

*Der erste Fall stellt ein Ideal der Demokratie dar, doch das Erreichen dieses Zieles würde den Fall in Anarchie, den Zerfall jedes Systems von moralischen Normen, bedeuten.*

*Der zweite Fall ist kennzeichnend für eine autoritäre Gesellschaft. Für diesen Gesellschaftstyp ist die Stigmatisierung charakteristisch.*

*Der dritte Fall ist kennzeichnend für totalitäre Gesellschaften. Der totalitäre Staat nimmt sich das Recht, die Information zu verstümmeln und den Rest als Ganzes darzustellen. Es ist offensichtlich, dass eine solche Politik verheerende Auswirkungen auf die Kultur hat. Die Menschen wurden betrogen, aber sie wissen es nicht. Von außen betrachtet, von jemandem der auch Zugang zu der Information hatte, die ihnen verheimlicht wurde, benehmen sich diese Personen merkwürdig. Aber aus ihrer Sicht, benehmen sie sich normal.*

Ich wusste, dass viele Studenten keinen Zugang zu anderen Informationsquellen – als denen, die durch die kommunistische Propaganda zensiert waren – gehabt hatten. Sie wurden somit im Sinne dieser Propaganda erzogen. Bis zur „Revolution“ wären sie im Stande gewesen, sich für die ihnen eingetrichterten Ideen – die sie für ihre eigenen hielten – zu schlagen.

Ich bin überzeugt, dass viele die Botschaft des Textes, den ich vorgelesen hatte, verstanden haben. Es waren aber auch manche, die mich fragten, mit welchem Recht ich ihnen Vorlesungen halte, und beschuldigten mich, dass ich mich in der Führung durchsetzen möchte, was ich aber auch nicht bestritt. Einer hat mich mit George Orwells Napoleon – dem Schwein – aus der „Farm der Tiere“ verglichen, weil nur ein paar Tage zuvor der gleichnamige Zeichentrickfilm über die Fernsehbildschirme geflimmert war.

Es stellte sich eine Stimmung wie auf dem Markt ein, einige wollten reden, andere wollten gehen. Die Studenten, die bis dahin gezwungen wurden an den Sitzungen teilzunehmen, hatten die Geduld verloren. Es wurde beschlossen, dass jeder Studienjahrgang drei Repräsentanten bestimmt, welche die Gewerkschaftsführung, die sich in Zukunft um die Belange der Studenten kümmern soll, bilden

werden. Nachdem die Repräsentanten bezeichnet wurden, gingen die anderen Studenten gelangweilt zu den Studentenheimen...

Als ich als George Orwells Schwein beschimpft wurde, dachte ich mir, dass derjenige, der das gesagt hat, aus Neid gehandelt hatte und habe deswegen nichts gesagt. Erst Jahre später habe ich erfahren, dass sein Vater nach der „Revolution“ ein hochrangiges Mitglied der Partei der Altkommunisten war (und auch Abgeordneter im rumänischen Parlament). Der Sohn, Cioacă heißt er, war nach dem Studium Eigentümer einer Firma, die mit Kosmetika handelte, bis er merkwürdigerweise eine gut bezahlte Stelle im Ministerium für Umwelt, Wasser- und Forstwirtschaft erhielt.

\*

Nachdem Bia, Rică und Luci von der Uni verwiesen wurden, hatte man sie nach Hause geschickt und gezwungen, eine Stelle anzutreten. Ein paar Monate durften sie ihre Heimatstädte ohne Zustimmung der Securitate nicht verlassen – Zwangswohnsitz.

Im Herbst des Jahres 1989, einige Wochen nach Beginn des neuen Schuljahres, wurde ihnen erlaubt, zur Uni zurückzukehren.

Mit Rică und Luci hatte ich bis zur Revolution einige Male gesprochen. Sie waren brav, so wie ich auch.

Mit Bia habe ich ein einziges Mal gesprochen und ich hatte den Eindruck, dass mit ihm etwas nicht in Ordnung ist. Er hatte viel in den fast zwei Jahren abgenommen und sein Benehmen schien irgendwie eigenartig – dies hatten auch andere Freunde festgestellt. Unsere Gespräche waren sehr konventionell und ich hatte den Eindruck, dass wir uns gegenseitig verdächtigten, unehrlich zu sein, dass jeder den anderen als möglichen Spitzel ansah. Geschockt war ich von seiner Aussage, dass die Securitatemänner keine bösen Menschen sind, dass sie bloß ihre Pflicht tun. Ich habe ihm nicht widersprochen...

Bia, Luci und Rică wurden als Repräsentanten des vierten Studienjahrgangs für die Gewerkschaftsführung bestimmt. Ich war einer der Repräsentanten des fünften Jahrgangs.

Für das Amt des Präsidenten der Gewerkschaft gab es zwei Vorschläge: Bia und ich.

Obwohl Rica und Luci für mich gestimmt hatten, war der Großteil der Repräsentanten für Bia, der, mehr vom Hörensagen, als Held der Studenten bekannt war, weil er 1987 mit dem Transparent zu Mensa gegangen war.

Am Abend desselben Tages wurde in einem Seminarraum eine Sitzung der Gewerkschaftsführung abgehalten, bei der konkrete Probleme der Studenten besprochen werden sollten.

Bia saß am Lehrerpult, die anderen in den Bänken. Bia, der die Sitzung führen sollte, begann zu sprechen:

„Zuerst möchte ich, dass wir die Tagesordnung festlegen... ich glaube, wir müssen zuerst einen Schriftführer benennen, der ein Protokoll anfertigt. Ich habe gedacht, dass wir zuerst andere Bezeichnungen für „Tagesordnung“, für „Protokoll“ und „Schriftführer“ finden müssen. Wir müssen andere Ausdrücke finden. Ich bitte euch, über Vorschläge nachzudenken. Aber nein, ich sehe, dass sich im Saal Personen befinden, die nicht der Gewerkschaftsführung angehören. (Es waren einige Studenten aus Neugierde gekommen; auch Seba – der im Vorjahr das Studium absolviert hatte). Diese Personen müssen ihren Status definieren! Hallo Seba! Ich bitte dich, deinen Status zu definieren!“

Die im Saal Anwesenden begannen zu lachen.

„Ich bitte um Ruhe! Wenn nicht, werde ich einen Ordnungshüter bestimmen, der diejenigen herausbringt, die ihren Status nicht einhalten. Aber nein! Ich schlage vor, einen Ordnungshüter zu wählen, der diejenigen abführen soll, die die Sitzung stören! ...“

Die Show hatte fast eine Stunde angedauert. Bias Auftreten war anfangs lächerlich, danach zusammenhanglos. Er begann zu weinen. Seine Nerven hatten nachgegeben. Er war krank, doch bis zu jenem Augenblick ist es ihm gelungen, seine Krankheit irgendwie zu beherrschen.

Luci brachte ihn aus dem Saal und noch am selben Abend begleitete er ihn nach Hause zu seinen Eltern in Cluj. Er musste ins Krankenhaus und erst ein paar Monate später kam er zur Uni zurück.

In der bedrückten Atmosphäre, die nach Bias Abgang den Saal beherrschte, wurde die Wahl eines neuen Vorsitzenden beschlossen. Ich wurde gewählt. Es gab keine anderen Vorschläge.

Ich hatte mir dieses Amt gewünscht, nicht aus Überheblichkeit, sondern in der Hoffnung, dass ich von dieser Position aus ein paar Dinge, die ich mir sehr wünschte, erreichen werde: ich wollte eine Zeitung, die die Idee der Notwendigkeit einer moralischen Reform propagierte herausbringen und wollte herausfinden, wie der Mechanismus des repressiven Systems funktioniert hatte, die Art und Weise wie die Securitate erfuhr, was während der Vorlesungen und im Studentenheim gesprochen wurde. Obwohl ich mir Mühe gab, ist es mir nicht gelungen, etwas zu erreichen...

\*

Noch am selben Abend, spät – während wir in der Sitzung waren – geschah etwas Außergewöhnliches. Ein junger Mann, der sich als Student in Bukarest legitimiert hatte, hatte es geschafft die Studenten aus den Studentenheimen auf die Straße zu bringen. Er hatte im Radiosender der Studentensiedlung von der Securitate gesprochen und eine Menge Studenten bewegte sich durch das Zentrum der Stadt bis zum Gebäude der Miliz (die nach der „Revolution“ wieder zur Polizei umbenannt wurde). Sie hatten „Nieder mit der Securitate“ gerufen. Gegen Mitternacht kehrten sie in die Studentenheime zurück. Meiner Meinung nach war die Uhrzeit, zu der der Protestmarsch stattgefunden hatte, nicht gerade die beste.

Am nächsten Tag, in der Frühe, wurde spontan beschlossen, die Aktion zu wiederholen. Es wurde ein Meeting vor der Mensa organisiert. Das Problem war, dass die Securitate verschwunden war, die neuen Herrscher hatten sie per Dekret abgeschafft.

Gleich nach der „Revolution“ wurde ein Gerücht in die Welt gesetzt, das die Gemüter erregte:

„Die Securitate – Männer flüchten in den Westen! Viele sind bereits in Schweden. Dort werden sie als eine Art politisch Verfolgte anerkannt!“

In Rumänien sprachen die hochkarätigen Intellektuellen über „nationale Versöhnung“, über „die Sinnlosigkeit der Hexenjagd“. Die neuen Machthaber hatten die Securitate per Dekret abgeschafft und es herrschte die Überzeugung, dass das repressive System, das bis vor einigen Tagen die gesamte Gesellschaft kontrolliert hatte, endgültig verschwunden war, ohne dass es jemals wiederbelebt werden könnte. Man dachte, dass aus dem gesamten Gebilde bloß eine Handvoll mehr oder weniger verzweifelter Menschen, die danach trachteten ihre Haut zu retten, geblieben war.

Dem Bukarester war es gelungen, viele zu überzeugen, dass das Dekret mit der Abschaffung der Securitate ein Streich der Machthaber gewesen war, aber wie kann man gegen etwas scheinbar Inexistentes vorgehen?

Leider war der Bukarester verschwunden, so dass wir selbst zurechtkommen mussten. Bei der Versammlung vor der Mensa erschien der Chef der Kreispolizeidirektion, ein Oberst, der sich beschwerte, dass die Studenten die Nachtruhe in der Stadt gestört hatten. Er versicherte uns, dass er auch unter dem Druck der Securitate gelitten hatte, dass vor der Revolution seine Telefongespräche abgehört wurden. Er war einverstanden, dass die Securitate zerschlagen werden muss, bat uns aber, in der Stadt keine Unruhe zu stiften. Von offizieller Seite wurde behauptet, dass die Securitate unter der Kontrolle der Armee abgeschafft worden sei, also riet uns der Polizeioberst, uns an das Verteidigungsministerium zu wenden, falls wir noch Unklarheiten hätten.

„Was wollen Sie eigentlich? Die Listen mit den Namen der Informellen Mitarbeiter? Vielleicht

wurden diese schon verfälscht oder vernichtet. Sie müssen Geduld haben. Es wird schon Licht ins Dunkel gebracht werden! Jetzt herrscht Demokratie...“

Ich habe ihm geglaubt. Aus Dummheit oder Angst. Ich weiß es nicht. Damals hätte ich von der anwesenden Studentenmenge verlangen können, den Sitz der Securitate, der sich zu dem Zeitpunkt unter der Kontrolle der Armee befand, zu besetzen, und ich bin überzeugt, dass viele Studenten meiner Aufforderung nachgekommen wären. Wie die Armee reagiert hätte, weiß ich jedoch nicht. Wir hätten auch die Securitateakten ultimativ verlangen und mit einem Streik drohen können, ich weiß aber nicht ob wir damit Erfolg gehabt hätten. Aber in erster Linie wusste ich nicht, ob ich das Recht habe, die Akten zu verlangen, ob es moralisch ist, die Namen der Informellen Mitarbeiter und den Inhalt ihrer Erklärungen erfahren zu wollen, weil alle Intellektuellen von der Unangebrachtheit der Hexenjagd sprachen. Warum sollen wir unsere Henker kennen? Wir sollen ihnen vergeben ohne sie zu kennen!

Durch die Medien – besonders durch das Fernsehen und durch Gerüchte – deuteten die Machthaber uns an, dass die Wölfe sich über Nacht in Lämmer verwandelt hätten.

Es wurde uns suggeriert, dass diejenigen, die Jahre oder sogar Jahrzehnte gehorsame Werkzeuge des Verfolgungsapparates gewesen waren, nun ihre Taten bereuten. Es wurde von uns verlangt, Geduld zu haben, indem man uns versprach, dass das Problem der Securitate gelöst werden würde. Wir hatten das Recht zu verlangen, dass dieses Problem gelöst werden würde, wir durften es verlangen, aber wir mussten Geduld haben.

In jener Zeit war ich so dumm zu glauben, dass man unserem Gesuch nachkommen werde. Wir haben also von jemand anderem verlangt, das Geheimnis der Securitate aufzudecken. Von wem denn?

„Wir wollen wissen, wie dieses teuflische System – Securitate genannt – funktioniert hat! Wir kennen nicht die Namen der Informellen Mitarbeiter, aber wir kennen den Namen und den Rang vieler Securitateoffiziere. Ich kenne einige, die mich verhört haben: Hauptmann Borta, Oberleutnant Burcin, Major Popescu. Andere kenne ich nur vom Sehen. Ich habe erfahren, dass Major Popescu nach der Revolution befördert wurde, dass er nun Oberstleutnant ist. Für welche Verdienste?!

Wir müssen nicht durch die Stadt marschieren. Wir sollen die Bildung eines Untersuchungsausschusses beantragen, der diese Leute vernehmen soll um herauszufinden wie die Securitate funktioniert hat!“

Meine Rede beendete die Versammlung und alle gingen zufrieden davon, in der Überzeugung, dass wir das Problem gelöst hatten.

Ich bin sicher, dass einige Leute – die Informellen Mitarbeiter – sich während der Versammlung nicht sehr wohl gefühlt haben. Aber jetzt können sie beruhigt sein. Einige Monate später hat das Parlament ein Gesetz verabschiedet, das den Zugang zu den Securitateakten erst in 40 Jahren erlaubt.

Ungefähr 10 Jahre später wurde trotzdem ein anderes Gesetz erlassen, durch welches eine Behörde – die sich mit der Untersuchung der Securitateakten auseinandersetzen soll – geschaffen wurde. Diese Behörde hat aber keinen freien Zugang zu allen Akten, die von der Nachfolgeinstitution der Securitate – der Rumänische Nachrichtendienst – aufbewahrt werden. Außerdem stellt sich jetzt wirklich die Frage, ob in 10 Jahren viele Akten nicht verfälscht oder vernichtet wurden.

\*

Am 17.01.1990 sollte das Führungsgremium des Kreises – der Provisorische Kreisrat für Nationale Einheit – gebildet werden. Es wurde beschlossen, dass dieses aus 55 Mitgliedern, darunter auch einem Vertreter der Studenten, bestehen soll. Ich habe von der Vorstandschaft der

Studentengewerkschaft verlangt, mich in dieses Komitee zu entsenden. Meinem Antrag wurde angenommen und am Morgen des 17.01.1990 betrat ich den Saal des Nationaltheaters, wo die 55 Mitglieder gewählt werden sollten. Die Mitglieder des Kreisrates sollten nach dem Repräsentationskriterium gewählt werden. Die großen Betriebe und die Universität hatten von Anfang an gesicherte Plätze, weil ihre Gesandten eine große Anzahl Angestellter bzw. Studenten vertraten, so dass für einige Sitze, etwa 15, nicht gewählt werden musste. Als Vertreter der Studenten der Universität hatte ich einen gesicherten Sitz und so verfolgte ich, mehr als Zuschauer, den Disput für die ungefähr 40 verbliebenen Sitze.

Für die Belegung dieser kandidierten die Vertreter der Betriebe und Institutionen mit einer geringeren Anzahl Angestellter. Der Großteil dieser Vertreter wurde aufgrund ihrer direkten Beteiligung an der Revolution, am 22. Dezember, gewählt, insbesondere aber, wenn sie nach dem 22. gegen die Terroristen gekämpft hatten. Es waren Männer, die mit der Waffe in der Hand eine Nacht und einen Tag gekämpft hatten. Um sie herum sind Menschen gestorben. In Kronstadt hatte es einige Dutzend Tote in der Nacht vom 22. zum 23. Dezember gegeben und die Mauern des Rathauses und der benachbarten Gebäude trugen noch lange Zeit die Spuren von Hunderten von Kugeln.

In Kronstadt haben die Demonstrationen gegen das Regime erst am 22. Dezember begonnen, als mehrere Kolonnen Arbeiter ihre Betriebe verlassen hatten und in die Innenstadt strömten. Als die Demonstranten das Rathaus und das Gebäude des Kreispartei Komitees gestürmt hatten, waren sie auf keinen Widerstand gestoßen. Gegen Mittag meldete das Nationale Fernsehen und das Nationale Radio, dass die Ehegatten Ceausescu aus Bukarest in unbekannter Richtung geflohen waren und, dass die Demonstranten das Zentrum der Hauptstadt besetzt haben. Kurz danach, weil die Geschehnisse vom 15. November 1987 und die darauf folgenden Repressalien in der Erinnerung vieler Kronstädter Demonstranten lebendig waren, machte sich eine große Gruppe auf den Weg zum Kreissitz der Securitate. Sie waren bereit, ihr Leben zu riskieren, aber als sie das Gebäude stürmten, leisteten die Securitateleute keinen Widerstand. Im Gegenteil. Die gefürchteten Diener des Geheimdienstes erlaubten den Demonstranten in das Gebäude einzudringen, alle Räume zu kontrollieren und verteilten sogar Waffen an sie. Es kursierten Gerüchte, wonach Terroristen die Stadt angreifen werden. Major Popescu, der mir vor einem Jahr gedroht hatte, dass ich verschwinden werde, wenn ich noch spräche, war einer derjenigen, die Waffen an Begierige austeilten. Nachdem sie bewaffnet wurden, verließen die Revolutionäre das Gebäude der Securitate, in der Hoffnung, dass jeder wenigstens einen Terroristen töten werde. Sie waren vom Verhalten der Securitatemänner, die ihnen gegenüber wohlgesonnenen waren, überwältigt worden. Anfangs dachten die Revolutionäre an eine Auseinandersetzung mit der Securitate und erwarteten diese auch.

Obwohl Ceausescu am Mittag des 22. Dezember geflohen war und obwohl die Armee, die Miliz und die Securitate bis zum Abend bekannt gegeben hatten, dass sie die Revolution unterstützen, gingen die Demonstranten, die die Stadt bereits am Vormittag besetzt hatten, nicht nach Hause. Sie hatten eine Versammlung vor dem Rathaus organisiert. Um 2.00 Uhr hörte man ein paar Schüsse. Die Terroristen! Die Demonstranten, die von der Securitate Waffen bekommen hatten, eröffneten auch das Feuer, ohne genau zu wissen, auf wen sie schossen. Einige Dutzend Menschen starben, aber obwohl seit der Revolution schon viele Jahre vergangen sind, weiß man angeblich nicht, wer die Terroristen waren.

Einige Demonstranten, die in jener Nacht mit der Waffe in der Hand gekämpft hatten, fuhren Anfang Januar nach Bukarest und verlangten, dass der Kommandant der Garnison Kronstadt, der während der Revolution als provisorischer Chefverwalter des Kreises ernannt wurde, seines Amtes enthoben wird, weil dieser angeblich die von den Revolutionären verhafteten Terroristen befreit hatte. Nachdem sie aus Bukarest zurückgekehrt sind, haben sie zahlreiche Drohbriefe und Anrufe

erhalten, wie sie am 17. Januar während der Sitzung berichteten.

Diese Männer waren Kronstadts Helden und sie wurden unter die 55 gewählt. Nach dem Ende der Wahl, zog sich der Kreisrat in einen Saal des Rathauses zurück... Man fing an, die Probleme des Kreises aufzunehmen: die Versorgung der Bevölkerung mit Lebensmitteln, Trinkwasser und Energie, die Versorgung der Betriebe mit Rohstoffen, das Bauen neuer Wohnungen, die Versorgung der Landwirtschaftlichen Betriebe mit Futter, denn das Vieh lief Gefahr, zu verhungern...

Ich schnitt auch ein Problem an:

„Ich schlage vor, dass wir einen Untersuchungsausschuss bilden, der erforschen soll, was mit der Securitate geschehen ist! Bis vor weniger als einem Monat riskierte derjenige, der zu viel redete, zu verschwinden. Jede Institution hatte ihre zuständigen Securitateoffiziere und Informellen Mitarbeiter. Die Informellen Mitarbeiter sind anonym unter uns geblieben und die Securitateoffiziere sind verschwunden. Sie könnten aber zurückkehren! Die Aktivität der Securitate muss untersucht werden!“

Die Blicke der anderen waren gleichgültig, sogar verwundert, als ob ich etwas Lächerliches, Unsinniges vorgeschlagen hätte. Nur einer der neu Gewählten, ein bekannter Kronstädter Held, der Mann, der gegen die Terroristen gekämpft hatte, der nach Bukarest gereist war, um die Öffentlichkeit aufmerksam zu machen, dass die Terroristen befreit wurden und der seines Mutes wegen angeblich viele Todesdrohungen erhalten hatte, sagte in einem ernsten Ton: „Gegen die Securitate können und müssen wir zurzeit nichts unternehmen. Das versichere ich Ihnen. Wir riskieren, auf der Straße ermordet zu werden.“

Im Nachhinein wurden die für wichtig befundenen Probleme besprochen, es wurden der Präsident und der Vizepräsident des Kreisrates gewählt und es wurden Aktivitätsausschüsse gebildet. Am Ende der Sitzung ging ich zutiefst enttäuscht zum Studentenheim. Ich nahm an keiner anderen Sitzung mehr teil, da ich mich überflüssig fühlte und ich wurde auch durch keinen anderen Studenten ersetzt. Aus den 55 Einberufenen, um den Kreis zu regieren, blieben nur 54.

\*

Erst ein paar Monate später hatte ich die Offenbarung, dass vielleicht der kronstädter Held derjenige war, der das Feuer in jener Nacht erwidert hatte, als die Terroristen das Signal zum Gemetzel gaben. Die Rolle der Terroristen war es Panik und dadurch Ablenkung zu schaffen, damit die Vertrauensmänner der Securitate, die bis dann „geschlafen“ hatten, der unorganisierten Menge als Helden vorgestellt werden konnten. Die Terroristen mussten auch die „Hindernisse“, die möglichen unangenehmen Personen, die sich dem Szenario widersetzt hätten, beseitigen. In Temeswar, wo die Revolution einige Tage eher angefangen hatte, wurden die von den Organisatoren des Staatsstreichs gewünschten Leute als Anführer der Revolution schon am 20. Dezember, dem Tag als die Armee, die Miliz und die Securitateinheiten die Stadt verlassen haben, eingesetzt. Deswegen war am Abend des 22. in Temeswar kein großes Gemetzel notwendig gewesen. Trotzdem hatten die Diversanten ihre Pflicht erfüllt und ein paar Menschen wahllos erschossen, um die erwünschte Terroratmosphäre zu erhalten. Falls die jungen Männer, die versucht hatten, die erste freie Zeitung der Stadt herauszubringen, auf ihr Vorhaben nicht verzichtet und die Druckerei nicht verlassen hätten, wären wir sehr wahrscheinlich angegriffen und getötet worden. Das Gerücht, dass die Terroristen die Druckerei angreifen werden, wurde mit aller Kraft verbreitet. So wurden unsere Leben verschont und die ehemaligen Redakteure der lokalen Zeitung konnten ihre Pflicht ungestört erfüllen. Die erste Ausgabe des „Banater Kämpfers“, die erste Zeitung, die nach der Revolution gedruckt wurde und die den Namen der ersten kommunistischen Temeswarer Zeitung aus der stalinistischen Periode trug, brachte auf der ersten Seite das Bild des ehemaligen

Kreispartei sekretärs Bălan heraus und widmete ihm einen huldigenden Artikel mit dem Titel: „Der Mann, der sich Ceausescu widersetzt hat!“. Dass dieser für die Repression vom 17. und 18. Dezember, als über 100 Menschen getötet und zahlreiche andere verletzt wurden, verantwortlich war, wurde mit keinem Wort erwähnt. In Temeswar konnte die erste Zeitung, die sich als antikommunistisch bezeichnete, erst einen Monat später erscheinen. Allerdings war George Serban, der erste Chefredakteur dieser Zeitung, ein ehemaliger Sozialismusassistent, der bis zur Revolution auch die Zeitung der Temeswarer Kommunistischen Studentenschaft zensiert hatte. Wie sich im Lauf der Zeit herausstellte, konnte oder wollte diese Zeitung (wie viele andere, die sich konstant der ehemaligen Altkommunistenpartei gegenüber kritisch äußerten) die politische Lage in Rumänien jedoch nur ganz oberflächlich analysieren, so dass sie letztendlich dem erklärten Feind überhaupt nicht schadete. Ich halte es nicht für ausgeschlossen, dass diese Zeitungen herausgebracht werden, um das Erscheinen einer echten kritischen politischen Bewegung, die im Stande wäre, sich mit den gravierenden Problemen der rumänischen Gesellschaft auseinanderzusetzen, zu verhindern.

In Bukarest, während „die Helden der Revolution“ am Abend des 22. von einem beleuchteten Balkon aus ungehindert sprachen, brachen einfache Menschen – bedeutungslose Zuschauer, die sich auf dem Platz befanden, von den Kugeln der Terroristen getötet, zusammen. Keine einzige Kugel war auf den beleuchteten Balkon, auf dem sich die Anführer befanden, gezielt...

Obwohl die Armee, die Miliz und die Securitate erklärt hatten, dass sie auf der Seite der Revolution sind, riefen die Fernsehansager systematisch, in verzweifelten Aufrufen, die unbewaffneten Bewohner der Hauptstadt zu Hilfe, um das Gebäude der Fernsehanstalt gegen die Terroristen zu verteidigen. Gegen die unsichtbaren Terroristen. Dies, obwohl das benannte Gebäude von zahlreichen Panzern und bis auf die Zähne bewaffneten Fallschirmjägern verteidigt wurde.

Die Rumänen haben gegen Geister gekämpft. Obwohl es hunderte Tote gegeben hatte, musste man Jahre nach der Revolution zugeben, dass kein einziger echter Terrorist ausfindig gemacht werden konnte. Damals, „während der heißen Tage der Revolution“, konnte das ganze Land auf den Bildschirmen der Fernseher das Gesicht eines ausländischen Terroristen, der von den tapferen Verteidigern der Revolution außer Gefecht gesetzt wurde, sehen.

Ein brünetter junger Mann, der schwer verwundet war, lag im Sterben in einem Krankenhaus. Der Fernsehreporter unterstrich die Menschlichkeit des Pflegepersonals, die diesen bezahlten Mörder mit derselben Hingabe die sie einem rumänischen Soldaten entgegenbrachten, pflegte. Dann spricht er den Sterbenden, dem aus den weit geöffneten Augen die Tränen fließen, an: „Nun weinst du, du schämst dich! Sag mir, was hast du gegen das rumänische Volk gehabt? Warum bist du gekommen, um uns zu morden? Du bist in unser Land gekommen, wir haben dich bewirtet, wir waren gastfreundlich, was hast du gegen uns gehabt? Nun tut es dir leid?!...“

Die Öffentlichkeit erfuhr erst Monate später, dass der fremde Söldner ein armer dunkelhäutiger Bukarester gewesen war, der die Hilferufe der Fernsehansager ernst genommen und sein Haus verlassen hatte, um die Revolution zu verteidigen. Wie viele Kronstädter Demonstranten, hatte er auch eine Waffe bekommen, mit der er möglicherweise gar nicht richtig schießen konnte und wurde nachher vielleicht von denselben, die ihm die Waffe gegeben hatten, tödlich verwundet. Was hatte wohl dieser junge Sterbende gefühlt, als der Reporter des Freien Rumänischen Fernsehens ihn angesprochen hatte? Hat er ihn noch hören können? Hatten jene Tränen, die der Reporter selbstsicher als Schuldeingeständnis dargestellt hatte, nur Schmerz oder von Entsetzen begleitete Schwäche zu bedeuten? Wir werden es nie erfahren!

\*

Die wahren Machthaber befanden sich vor der Revolution und befinden sich wahrscheinlich jetzt auch nicht unter denen, die scheinbar an der Spitze der sozialen Pyramide thronen. Die großen

Gewählten erweisen sich manchmal als einfache Marionetten. Diese Tatsache, die viele nicht wahrhaben wollen, wurde deutlich, als die Ehegatten Ceausescu, von denen man sagte, dass sie die Herren der Securitate – der als einer der wirksamsten Geheimdienste der Welt bezeichnet wurde – seien, mit dem Hubschrauber aus dem, von Demonstranten umzingelten Palast, abgeholt wurden, um dann alleine, 100 Km weiter, inmitten eines Feldes ausgesetzt zu werden. Ihr Schicksal war wahrscheinlich schon längst besiegelt. Aus absoluten Herrschern Rumäniens, waren sie plötzlich zu einsamen Flüchtlingen geworden. Aber ihre Rolle war noch nicht beendet. Sie, die bis vor kurzem, von den wahren Machthabern als Sichtschutz benutzt wurden, mussten ihre Rolle in der Farce – die den Staatsstreich als Revolution darstellen sollte – zu Ende spielen.

Die beiden Halbanalphabeten, die sich gedacht hatten, dass sie sich dem Lauf der Geschichte widersetzen könnten, obwohl sie in Wirklichkeit immer an der Nase herumgeführt wurden, wussten nicht, dass sie dem Tod immer näher kamen, während sie vor diesem flüchteten. Es wurde ihnen ein Tod bereitet, der die neuen Machthaber in den Augen der Bevölkerung glaubwürdig machen sollte.

Nachdem sie inmitten des Feldes ausgesetzt worden waren, wurden sie verhaftet und zwei Tage lang in einer Kaserne festgehalten, während die so genannten Terroristen das Land in Panik versetzten. Der Öffentlichkeit wurde aber angedeutet, dass die Diktatoren aus einem geheimen Versteck den Einsatz, der zum größten Teil aus ausländischen Söldnern gebildeten Terroreinheiten, die mit der Zerschlagung der Revolution beauftragt worden waren, koordinierten. Die durch Diversionsakte erzeugte Panik wurde durch das FREIE RUMÄNISCHE FERNSEHEN exponentiell verstärkt. Als die Psychose der Terroristen sich in den Köpfen der Bevölkerung eingenistet hatte, wurde gegen die Diktatoren ein Scheinprozess eingeleitet und sie wurden zum Tode verurteilt. Das Urteil wurde sofort, am ersten Weihnachtstag vollstreckt, gemäß dem Befehl der Atheisten, die gerade dabei waren die Werte der Orthodoxie zu entdecken. „Um dem Blutbad, das das Land in Entsetzen versetzt hatte, ein Ende zu setzen“. Am selben Tag, damit die Farce ihre Vollendung findet, haben die Organisatoren der Revolution die Todesstrafe abgeschafft, „damit auch wir uns an den Werten der europäischen Zivilisation ausrichten“.

\*

In Cugir fing der Aufruhr am 20. Dezember an. Die Milizunteroffiziere aus Cugir handelten wie jeder Milizangestellter der Republik gehandelt hätte und verhafteten diejenigen, die in der Fabrik die Partei beschimpft hatten. Aber kurze Zeit danach besiegten zahlreiche Arbeiter ihre Angst und eine entschlossene Menge verließ die Arbeit und machte sich auf den Weg zum Milizrevier. Unterwegs schlossen sich ihnen auch andere Einwohner der Kleinstadt an. Sie riefen Losungen gegen die Staatsführung und verlangten die Befreiung der Verhafteten. Die Unteroffiziere verbarrikadierten sich im Gebäude und gaben Warnschüsse in die Luft ab. Sie hatten den Befehl, sich mit der Revolution zu verbrüdern, noch nicht erhalten.

Die Warnschüsse reizten die Menge, die das Gebäude umzingelte. Anstatt zu fliehen, bastelten sich die Demonstranten Molotowcocktails und bewarfen das Revier damit. Die Unteroffiziere wurden mit einer äußerst kritischen Lage konfrontiert. Die meisten von ihnen ergaben sich und kamen mit dem Leben davon, obwohl sie grausam geschlagen wurden. Der Kommandant und sein Stellvertreter wollten sich nicht ergeben. Sie hatten Angst, dass man sie erschlagen würde. Sie hatten bis zum letzten Augenblick die Ankunft von Verstärkung erwartet, aber weil niemand kam, mussten sie letztlich das brennende Gebäude verlassen. Sie versuchten zu fliehen. Sie schossen, dieses Mal auf die Demonstranten, die auf sie losgegangen waren, denn sie versuchten mit dem Leben davonzukommen, aber sie wurden eingefangen, mit den Füßen getreten und nachher mit Benzin begossen. Man zündete sie an. Während sie brannten versuchten noch einige Demonstranten sie zu schlagen, aber andere riefen: „Tötet sie nicht! Lasst sie lebendig verbrennen!“

Nachdem die Unteroffiziere gestorben waren, schnitt ein Demonstrant, der als rückfälliger Verbrecher bekannt war, einer Leiche das Glied ab und steckte es ihr in den Mund. Dann schnitt er der Leiche ein Ohr ab und bis in dieses. Danach sagte er: „Ihre Haut ist wie die des versengten Schweins geplatzt, aber dieses Ohr ist noch roh! Es schmeckt nicht wie Schwarte!“

Nachdem die Angelegenheit mit der Miliz erledigt war, suchte eine große Anzahl von Demonstranten den Konflikt mit anderen „Feinden des Volkes“. Darunter befanden sich einige bekannte Mitarbeiter der Securitate, aber auch ehrliche Menschen aus der Führung der Betriebe und Institutionen. Diese sind auf die schwarze Liste gekommen, weil sie Disziplin am Arbeitsplatz verlangt und sich dem Diebstahl widersetzt hatten. Allerdings ist es zu keinen Gräueltaten mehr gekommen, weil es den Gejagten zu fliehen gelang, oder sie die Verfolger letztendlich besänftigen konnten.

\*

Am 22. Dezember gingen auch die Metallarbeiter des „Der Hammer“ – Werkes aus Nădrag auf die Straße, entschlossen, sich an der Revolution zu beteiligen. Sie verwüsteten die Buchhandlung und übergaben alle Bücher mit politischem Inhalt dem Feuer. Ein Mann, der das Verbrennen der Bücher verhindern wollte, indem er die anderen überzeugen wollte, dass diese eingestampft werden können, entkam knapp einer Prügelei. Danach wandte sich die Menge dem Sitz der Miliz zu. Alle Milizmänner erwarteten sie freundlich auf der Straße und sagten ihnen, dass sie auf Seiten der Revolution stehen. Die Milizunteroffiziere begleiteten die Demonstranten zum Rathaus. Der Bürgermeister versicherte ihnen, dass auch er auf Seiten der Revolution steht. Weder dem Bürgermeister noch den Milizmännern wurde etwas angetan, aber sie mussten tatenlos zusehen, wie das Rathaus in Brand gesetzt wurde. Die Arbeiter waren der Meinung, dass, wenn sie niemanden geschlagen hatten, wenigstens das Rathaus in Brand gesetzt werden muss. Damit man nicht behaupten kann, dass die Bewohner von Nădrag feige sind, dass sie sich nicht an der Revolution beteiligt haben. Einigen fiel es noch ein, dass sie mit dem strengen Generaldirektor des Werkes eine Auseinandersetzung haben müssen. Dieser verschanzte sich mit seiner geladenen Jagdwaffe im Haus und bot ihnen als „Wiedergutmachung“ ein Fass Schnaps an. Damit war in Nădrag die Revolution beendet.

\*

Durch die Auswahl des optimalen Zeitpunktes und durch die aufmerksame Kontrolle über den Verlauf der Ereignisse, gelang es den Organisatoren des Staatsstreiches mit geringen materiellen und humanen Opfern sich als Anführer der Revolution zu behaupten. Die Farce basierte auf gründliche Kenntnisse der Massenpsychologie, die ihnen erlaubte, mit mathematischer Genauigkeit zehntausende Menschen, die an den Geschehnissen teilgenommen haben, zu manipulieren und Millionen Fernsehzuschauer in die Irre zu führen.

Fast gleichzeitig und scheinbar spontan, verließen am 22. Dezember, in vielen Städten und kleineren Ortschaften des Landes, tausende Werktätige ihre Fabriken, um die Diktatur zu stürzen.

Nach der Revolution gab es für dieses Phänomen zwei Erklärungen:

1. Die Menschen haben spontan reagiert. Die Tatsache, dass die Geschehnisse in vielen Ortschaften fast identisch und gleichzeitig ihren Lauf nahmen, war eher ein Zufall (diese Variante wurde von der Opposition in Umlauf gebracht).

2. Die Aktion der Protestierenden wurde koordiniert, um die Unterdrückungsmaschinerie zu lähmen (die Variante der Machthaber).

Die Wahrheit war jedoch eine andere. Die Menschen wurden angespornt, auf die Straße zu gehen,

aber nicht um die Unterdrückungskräfte zu lähmen, sondern um den Staatsstreich zu tarnen. Jene Menschenmassen, die auf die Straße gegangen waren, schienen eine kolossale Kraft zu sein. Zehn tausende vergaßen, dass sie ein Leben lang feige und ängstlich gewesen waren und fühlten sich nun stark. Sie fühlten sich geschmeichelt bei dem Gedanken, dass die Unterdrücker sich nun vor ihnen fürchteten. Weil sie sich stark fühlten, waren sie bereit, großzügig denen gegenüber zu sein, vor denen sie noch bis gestern vor Angst gezittert hatten. Sie glaubten die Parolen, die ihnen von der kommunistischen Propaganda eingegeben wurden, Parolen, die sie bis gestern noch anzweifelten: Die Armee gehört dem Volke! Die Miliz gehört dem Volke! Die Securitate gehört dem Volke! Die Armee, die Miliz und die Securitate verteidigen die Revolution! „Es gibt nur einen einzigen Schuldigen für die Misere im Lande! Ceausescu und seine Bande ausländischer Terroristen! Er hat die Armee, die Miliz, die Securitate, die Partei verhöhnt. Aber nun haben sich die Armee, die Miliz, die Securitate, die Partei von der Tyrannei befreit und auf Seiten des Volkes geschlagen. Die Armee des Volkes kann nicht auf das Volk schießen! Das aufgebrachte Volk hat die Kommandanten der Armee, der Miliz und der Securitate veranlasst, sich von Ceausescu loszulösen. Weil sie nicht auf das Volk schießen wollten!“

\*

Folgende Tatsachen sind jetzt bekannt:

- bevor die Ehegatten Ceausescu am 22. Dezember geflohen waren, wurden im gesamten Rumänien 162 Menschen umgebracht – die meisten von ihnen von der Armee
- nachdem sie vom Palast verschwunden waren, wurden 942 Menschen wegen der heimlichen Terroristen ermordet
- es wurde kein einziger echter Terrorist gefasst
- zwei Generäle, welche die Verantwortung für die blutige Niederschlagung des Aufstandes am 17. und 18. in Temeswar tragen, waren Mitglieder der ersten Regierung, die nach der Revolution gebildet wurde, Stănculescu als Verteidigungsminister, Chitac als Innenminister.

Um die Glaubwürdigkeit der Revolution zu stärken, wurden Anfang 1990 Scheinprozesse gegen diejenigen, die angeblich mitverantwortlich waren für die Repression, die von Ceausescu angeordnet wurde, geführt. Die Medien bezeichneten die Angelegenheit als rumänischen „Nürnberger Prozess“. Es wurden einige Mitglieder der Ceausescu-Regierung, Bălan (der ehemalige Sekretär des Kreispartei Komitees Temesch) und einige Securitate und Miliz-Offiziere und Unteroffiziere verurteilt, obwohl – zumindest in Temeswar – sehr bekannt war, dass die meisten Opfer der Armee zu verdanken waren. Nach einer kurzen Zeit waren allerdings fast alle wieder frei, entweder weil sie in der Berufung freigesprochen wurden, oder weil sie angeblich krank waren und aus humanitären Gründen aus dem Gefängnis entlassen wurden. Zumindest einer der Securitateoffiziere, der ehemalige Major Radu Tinu, kam aus dem Gefängnis mit der Aura eines Helden, denn die Justiz bescheinigte ihm zuletzt, dass er weder selbst jemand umgebracht hatte, noch jemandem anderen befohlen hatte, es zu tun. Sein Freispruch, den die Medien als Triumph der Gerechtigkeit darstellten, wurde in der Gesellschaft auch als Beweis der Unschuld der gesamten Securitate – sowohl während der Revolution, als auch davor – empfunden. Der Fall Radu Tinu ist ein glänzendes Beispiel der Wirksamkeit des Bauernopfers im schmutzigen Schach der Politik.

Ein anderer teuflischer Schachzug der neuen Machthaber war der Erlass des Gesetzes zur Belohnung der Teilnehmer an der Revolution. Durch dieses Gesetz, das einmalig in der Weltgeschichte ist, wurden den Revolutionären beträchtliche Sonderrechte zugesprochen. *(Sie wurden von Steuern befreit, erhielten das Recht kostenlos mit den öffentlichen Verkehrsmitteln zu fahren, konnten für eine symbolische Miete staatliche Wohnungen und Gewerberäume ergattern.*

*Als das Gesetz des Grundbesitzes in Kraft trat, wurde ihnen je ein Hektar Feld zugeteilt. Dieses Feld, das ihnen angeblich zur landwirtschaftlichen Nutzung verteilt wurde, wurde aber in unmittelbarer Nähe der Großstädte, an wichtigen Straßen liegend, platziert. Kurz danach wurden diese Gebiete in der Planung des Städtebaus als zukünftige Wohn- und Gewerbegebiete aufgenommen und somit konnten die neuen Besitzer es für gutes Geld verkaufen.)* Die meisten ehrlichen Bürger, die aktiv an dem Aufruhr, der Ceausescus Flucht zur Folge hatte, teilgenommen hatten, schämten sich, von diesem Gesetz zu profitieren. Es fanden sich aber genug „Revolutionäre“, die zahlreiche Organisationen bildeten. Mitglieder dieser Organisationen wurden nicht nur ehemalige Demonstranten, sondern auch Vertreter des Unterdrückungsapparates, die sich nach Ceausescus Flucht in Revolutionäre verwandelt hatten. Die überwiegende Mehrheit sind Opportunisten die kein Interesse daran haben, dass die Wahrheit über die Revolution ans Licht kommt, denn dann würden sie ihre Privilegien verlieren. Ein großes Problem der rumänischen Gesellschaft besteht darin, dass die Mitglieder dieser Organisationen sich als einzige Kenner der Wahrheit ausgeben und ich halte es sogar für sehr wahrscheinlich, dass in führenden Positionen Mitarbeiter der Securitate eingeschleust wurden, um unbequeme Stimmen aus der Gesellschaft, die die Glaubwürdigkeit der Revolution in Frage stellen, zum Schweigen zu bringen.

Die Behauptung, dass die Terroristen im Dienste der neuen Machthaber waren, und dass sie von diesen eingesetzt wurden, um einen Vorwand für die Tötung der alten Herrscher zu haben, um die Schuld der Generäle, die bis Ceausescus Flucht die Unterdrückung des Aufstandes angeordnet hatten, in Vergessenheit geraten zu lassen und gleichzeitig um die neuen Machthaber als Anführer der angeblichen Revolution zu bestätigen, wurde in Rumänien schon ein paar Monate nach dem Sturz laut, doch die neuen Machthaber hinderten jahrelang die Justiz daran die Ereignisse zu klären. Erst 10 Jahre später wurden die zwei Generäle, die nach der Revolution als Verteidigungs- und Innenminister ins Amt gerufen wurden, zu 15 Jahren Haft verurteilt, weil diese die Repression vor der Flucht Ceausescus angeordnet hatten. Allerdings setzte sich Stănculescu, der nach der Revolution einer der reichsten Menschen im Lande wurde, vor der Verkündung des Urteils ins Ausland ab und Chitac wurde nach wenigen Monaten aus der Haft entlassen, weil er angeblich krank war. Im Dezember 1999 gab der militärische Oberstaatsanwalt Rumäniens bekannt, dass die Ermittlungen gegen die Clique von Ion Iliescu, der seit der so genannten Revolution bis Ende 1996 Präsident Rumäniens war, wegen des Szenarios der Terroristen bald beendet sein werden. Im Herbst 2000 gewannen aber Iliescu und seine Partei die Wahlen. Eine der ersten Maßnahmen der neuen/alten Machthaber bestand darin, dem Obersten Militär Staatsanwalt zu entlassen und das Urteil gegen die beiden Generäle aufzuheben...

\*

Eine der unsinnigsten Behauptungen, die bezüglich der Geschehnisse vom 22. Dezember 1989 gemacht wurden, war, dass am 22. Dezember alle Rumänen antikommunistische Revolutionäre waren. Diese Behauptung wurde sowohl von den neuen Machhabern als auch von der Opposition verteidigt.

Es ist richtig, dass für alle rumänischen Bürger die Geschehnisse vom 22. Dezember und den folgenden Tagen ein besonderes Ereignis darstellten. Manche beteiligten sich direkt und ließen sich in eine Art kollektive Psychose hineinziehen, indem sie bereit waren, sich sogar töten zu lassen, die überwiegende Mehrheit dagegen, verfolgte die Durchführung der Revolution live auf dem Fernsehbildschirm.

Jeder hat seine Art an der Revolution teilzunehmen. Manche sterben auf den Barrikaden, um anderen, die sie nicht kennen, den Weg zur Ergreifung der Macht zu ebnen. Manche lassen sich in die Ereignisse mehr, andere weniger hineinziehen.

Die Revolution dauert für manche ein paar Tage, für andere einige Augenblicke, für die meisten existiert die Revolution jedoch in Wirklichkeit nicht, diese mimen bloß die Beteiligung an der Revolution, um nicht den Zug zu verpassen, um nicht gesellschaftlich und politisch ausgegrenzt zu werden.

In Temeswar, Kronstadt, Bukarest und in anderen Städten sind in jenen Tagen viele Menschen auf die Straße gegangen, sie haben bewusst ihr Leben riskiert, aber der Großteil der Bevölkerung ist zu Hause geblieben und zitterte vor Angst. Auch die Bevölkerung der Ortschaften, in denen keine einzige Kugel verschossen wurde, in denen bis zu Ceausescus Flucht kein Mensch öffentlich etwas gegen die Regierung gesagt hatte, hat sich direkt an der Revolution beteiligt – indem sie vor dem eingeschalteten Fernseher ein Gläschen genossen hatten. Der Beweis dafür wurde von den tausenden Menschen abgeliefert, die während des Wahlkampfes im Frühling 1990, in den Orten, in denen während der Revolution kein Mensch gestorben war, „Am 21. und 22. war Iliescu auf unserer Seite!“, skandiert hatten. In Temeswar dagegen, die einzige Stadt, in der vor Ceausescus Flucht mehr Menschen erschossen wurden als danach, war im Frühling 1990 Iliescu meist unbeliebt. Viele Bürger Temeswars, die ihr Leben riskiert hatten, als die Ceausescu – Regierung noch an der Macht war, haben doch eingesehen, dass die neuen Machthaber alles tun, um die Wahrheit über die Geschehnisse vom Dezember zu verschleiern. Die Temeswarer wurden jedoch von der restlichen Bevölkerung des Landes als Verräter beschimpft. Einige Autos mit Temeswarer Kennzeichen wurden in anderen Landesteilen deswegen beschädigt und die Insassen von den Fernsehrevolutionären bedroht oder sogar verprügelt.

Sehr viele Menschen ahmen andere nach. In den Tagen der Revolution war es zur Mode geworden, dass man das kommunistische Wappen aus der Fahne herausschnitt und danach die wappenlose Fahne durch die Stadt trug oder sie am Haus einfach aufsteckte. Alle, die bei der Revolution effektiv mit dabei sein wollten, suchten dies zu tun (viele konnten jedoch keine Fahne mehr finden).

Ein wahrer Revolutionär schnitt das Wappen der Fahne aus und ging dann, mit der nun revolutionär gewordenen Fahne durch die Stadt, um sich den Kugeln der Terroristen auszusetzen. Diejenigen, die weniger mutig waren, schnitten das Wappen aus und steckten sie dann am Eingang des Hauses oder des Wohnblockhauses fest. Aber auch der Mitbewohner, der die Fahne wieder heruntergenommen und versteckt hat, weil er Repressalien seitens des Terroristen befürchtete, kann behaupten, direkt an der Revolution teilgenommen zu haben. Er riskierte sein Leben, indem er sich den Kugeln aussetzte, während er die Fahne herunternahm.

Für die überwiegende Mehrheit der Bürger, war die Revolution, mit der Hinrichtung der Diktatoren und der Bildung der Übergangsregierung, beendet.

Seither werden zahlreiche Aufrufe an die Bevölkerung gerichtet, ruhig zu bleiben und ihrer Arbeit nachzugehen. Während diejenigen, die am 21. , 22. oder 23. auf der Straße gestorben waren, als Helden bezeichnet werden, bezeichnet man andere, die behaupten, dass die Revolution noch nicht abgeschlossen ist, als Hooligans, Diversanten, als Leute die das Land ins Chaos treiben wollen.

Es gibt ein paar Menschen für die die Revolution schon lange vor Dezember 1989 angefangen hatte und für die sie noch nicht abgeschlossen ist. Sie behaupten, dass ihre Revolution, obwohl sie schon lange vor der Dezemberrevolution angefangen hatte, erst begonnen hat, weil der Sieg nicht erahnt werden kann. Diese sprechen von der moralischen Revolution.

Nach der Hinrichtung der Diktatoren beeilte sich der Großteil des Volkes, den Sieg zu feiern. Am 21. und 22. Dezember war es selbstverständlich gewesen, auf den Opernplatz zu gehen und dort Tag und Nacht Wache zu halten; ein paar Tage später während der Nacht wach zu bleiben, um über die merkwürdige Revolution zu schreiben, wurde aber als etwas sehr böses eingestuft. Weil „wenn du nachts wach bist, schläfst du tagsüber, du machst nichts im Haus, du klopfst die Teppiche nicht aus, du hilfst mir überhaupt nicht, du bist faul“!

Die meisten Menschen sehen fern, um jemanden zu sehen und bemühen sich überhaupt nicht, etwas vielleicht Unbekanntes, Verstecktes, im Vortrag des Redners zu entdecken. Sie meinen, es ist selbstverständlich, fern zu sehen, um den Redner zu sehen (wobei sie ihn zweifellos für ehrlich halten), und dass es anormal wäre, danach zu suchen, was sich hinter den Worten verbirgt, welche die wahren Absichten des TV – Stars sind. Den meisten Zuschauern fällt es schwer, aufmerksam zu sein, das Gehörte zu analysieren. Also nehmen sie das bedingungslos hin.

Die Ergebnisse der freien Wahlen von 1990 und 1992, die von den ehemaligen Kommunisten mit Abstand gewonnen wurden, beweisen eine bittere Wahrheit: Die Dezemberrevolution ist der große Streich gewesen, dessen Zweck die Legitimierung der Macht war, die am Ende des II. Weltkrieges durch die sowjetischen Panzer eingesetzt wurde.

Alle mit Gewalt durchgesetzten Revolutionen wurden von kulturellen Katastrophen gefolgt.

Ungefähr zwei Jahre vor der Dezemberrevolution habe ich einen Aufsatz geschrieben, der – „Die Revolution“ – genannt werden kann.

\*

Sie gingen auf dem Weg – auf ihrem Weg; ein breiter, festgetretener Weg. Sie gingen schon lange auf diesem Weg. Es schien ein sicherer Weg zu sein. Es waren noch einige Pfade abgezweigt, aber diese waren sehr schmal, schienen unbegangen. Also blieben sie auf dem Weg. Schon lange haben sie keinen – noch so schmalen – abzweigenden Pfad, gesehen. Sie sehen bloß den Weg. Sie haben vergessen wohin sie gehen wollten. Kann sein, dass sie es nie gewusst haben. Der Weg schlängelt sich durch Berge und keiner weiß, ob die nächste Biegung nach links oder nach rechts führt. Sie lassen sich vom Weg führen.

An einer Stelle, an der das Tal enger war und seine Felswände steiler als bis dahin, begegneten sie dem Mann, der in einen Sack gekleidet war. Der mit dem Sack bekleidete Mann saß am Wegrand und wartete; er erwartete sie. Bis zu dieser Stelle, ist der mit dem Sack gekleidete Mann auf einem anderen Weg gekommen; auf einem oft unsichtbaren Weg...

...Am Anfang war er auch auf dem breiten und festgetretenen Weg aufgebrochen. Alle begeben sich anfangs auf den breiten und festgetretenen Weg. Aber nach einiger Zeit hatte er den Weg verlassen und ging auf einem Pfad weiter. Er ging auf dem Pfad und dieser verzweigte sich immer wieder – in Pfade, die immer weniger begangen waren. Nach einiger Zeit war kein Pfad mehr zu erkennen und der Mann musste sich selbst einen Weg bahnen. Mal durch Dornen, mal durch Obstgärten. Am Anfang umging er die Dornen, aber durch das häufige Umgehen verlor er die Richtung. Er drehte sich oft im Kreis, weil er nicht durch die Dornen gehen wollte. Die Dornen kratzten seine Haut auf, sie zerfetzten seine Kleider. Es war einfacher, sie zu umgehen – zumindest scheinbar. Als er an Dornen vorbeilief, blieb sein Jackett darin hängen. Ein Stofffetzen blieb in den Dornen hängen. Nach vielen Tagen, des Umherirrens, an denen er geglaubt hatte, viel vorangekommen zu sein, ist er wieder an die Stelle gekommen, an der, ein Teil aus seinem Jackett durch die Dornen ausgerissen wurde. Er fand den Stofffetzen in den Dornen, und verstand, dass er kein wenig vorangekommen war – obwohl er immerzu weitergelaufen war. Er geriet in Panik. Er hat begriffen, dass er sich im Labyrinth befand. Wenn man sich inmitten eines Labyrinthes befindet, kann man nicht hinausfinden, wenn man sich mit einer Hand an einer Wand festhält, weil man sich so im Kreis bewegt. Nach einiger Zeit hat er diese Tatsache begriffen. Er setzte sich hin und dachte, dass nun alles vorbei ist. Aber er wollte nicht sterben. Er stand auf und machte sich auf den Weg. Er ging gerade auf die Dornen zu. Er hatte beschlossen, dass, egal was passiert, egal was ihm auf dem Weg begegnet, er nur noch geradeaus gehen wird. Keinen Schritt rechts oder links. Er kam wegen der Dornen nur sehr langsam voran.

Oftmals sah er, dass sich seitlich ausgedehnte Wiesen mit zahlreichen Blumen öffneten. Schon oft

wollte er auf den Weg verzichten, den er anfangs eingeschlagen hatte, aber der in den Dornen aufgehängte Stofffetzen kam ihm wieder in den Sinn. Er biss die Zähne zusammen und ging vorwärts. Nur noch geradeaus. Seine Kleider waren nur noch Lumpen – sein Körper ganz zerkratzt. Er kam aus Dornen, überquerte einen Bach, eine Wiese und ging wieder auf Dornen zu. Irgendwann hatte er sich an die Dornen gewöhnt. Seine Haut war ledern. Die Dornen kratzten ihn nicht mehr so stark wie am Anfang. Aber seine Kleider waren schon ganz zerfetzt. Eines Tages fand er inmitten der Dornen einen Sack. Schmutzig, aber der Stoff, aus dem er gefertigt war, war stark. Sein erster Gedanke war, den Sack da zu lassen, wo er ihn gesehen hatte und seinem Weg weiterhin unbeirrt zu folgen, aber weil es kalt war und seine Kleider fast nicht mehr existierten, nahm er den Sack mit. Am ersten Bach wusch er ihn. Er wartete, bis die Sonne ihn getrocknet hatte und zog ihn danach an. Seither läuft er mit einem Sack bekleidet umher. Durch Dornen und über Wiesen; er überquert Berge und Täler, indem er nur geradeaus läuft.

Immerzu alleine auf unbegangenen Wegen wandernd, begann er sich für einen Sohn Gottes zu halten. Weil er sich frei fühlte; weil der Weg, auf dem er ging, sein eigener Weg war. Eigentlich war es kein Weg, es wurde zum Weg erst, nachdem er ihn beschriftet. Nur die Richtung war von vornherein bestimmt. Welche Hürde auch immer ihm auf dem Weg erschien, er ging nur geradeaus. Er war stolz, sich von der Richtung, in die er seit anfangs an ging war, nicht abbringen zu lassen...

Eines Tages, als er aus einem Wald herauskam, begegnete er dem Weg. Der Weg, auf dem die Menschen gingen war breit und festgetreten. Er überquerte den Weg, der sich durch das Tal schlängelte und bereitete sich darauf vor, seinem Weg nachzugehen, den Berg, der vor ihm war, zu besteigen. Doch er blieb einen Augenblick am Rande des breiten Weges stehen um sich auszuruhen, bevor der Aufstieg begann. Dann erschienen die Menschen – die Menschen, die schon lange auf dem breiten, festgetretenen Weg gingen, ohne zu wissen ob die nächste Kurve nach rechts oder nach links orientiert sein wird.

Er wusste, dass die Menschen, die auf dem Weg kommen, nicht wissen, wohin sie gehen. Er war doch auch auf demselben Weg vor langer Zeit aufgebrochen. Er saß am Wegrand mit seinem Sack gekleidet und sah zu den Menschen, die sich näherten. Die Menschen hatten gute Kleider an, weil es auf dem breiten und begangenen Weg keine Dornen gab. Er war von Kopf bis Fuß zerkratzt und in einen schäbigen Sack gekleidet. Sie erwarteten, dass er sich bei ihnen beklagt, dass er sie vielleicht um ein Almosen bittet. Sie dachten nicht, dass dieser in Fetzen gekleidete Mensch zufrieden sein kann. Sie wunderten sich sehr, als der Mensch anfang, ihnen über seinen Weg zu erzählen. Was kann dies für ein Weg sein, geradeaus durch die Dornen? Sie wollten ihn auf den breiten, festgetretenen Weg, der sich durch das Tal schlängelte, mitnehmen. Sie waren gut gekleidet und hatten noch genug Essen in ihren Brotbeuteln. Sie konnten sich nicht vorstellen, dass sie auf ihren sicheren Weg hätten verzichten können, um sich direkt durch die Dornen zu schlagen. Sie ließen den im Sack gekleideten Mann, den sie als verrückt abgestempelt haben, in Ruhe und gingen ihres Weges.

Er zog auch los, auf seinem Weg – geradeaus, bergauf. Er zuckte mit den Achseln, als er sah, dass er keinen überzeugen konnte, mit ihm zu kommen und ging seines Weges.

Aber, bevor er ging, riss er ein Stückchen von seinem Sack und ließ es am Rande des breiten Weges, der sich durch das Tal schlängelte.

Die Menschen gingen auf ihrem Weg und lachten über den in den Sack gekleideten Narren. Sie hatten noch Essen in den Brotbeuteln und am Wegrand fanden sie ab und zu noch eine Quelle, aus der sie Wasser schöpfen konnten. Das Essen in den Brotbeuteln wurde aber immer knapper und die Quellen, die sie auf dem Weg immer seltener fanden, hatten kaum noch Wasser. Sie wussten, dass sie am Ende des Weges genug Wasser und Nahrung finden werden, also beschleunigten sie ihre Schritte. Sie beeilten sich aus Angst und in der Hoffnung, dass sie das Wegende erreichen würden...

Ein Mann hat einen Vogel gefangen; einen lebendigen Vogel. Er hatte zu Hause viele Käfige mit

Waldvögeln. Er fütterte sie, aber er hielt sie gefangen, damit sie ihn unterhielten, wenn er sich langweilte. Es war ihm ziemlich egal, was die in den Käfigen eingesperrten Vögel fühlten. Er hielt sich für ihren Herren – sie waren ja abhängig von ihm. Falls er sie nicht gefüttert hätte, wären sie gestorben. Sie lebten dank seiner Großzügigkeit. Der Vogel, den er jetzt gefangen hat, steht im Käfig und weigert sich, das Futter anzurühren. Seit zwei Tagen hat er nichts gefressen. Vielleicht wird er sterben, wenn er auch heute nichts frisst! Also zwang ihn der Mensch zu fressen. Mit Gewalt stopfte er ihn mit Körnern, damit er am Leben blieb. Nach einer Zeit fing der Vogel an, alleine zu fressen. Er hatte sich in sein Schicksal ergeben und die Gefangenschaft akzeptiert.

Eines Tages hat der Mensch mit den Käfigen ein Eichhörnchen gefangen; ein lebendiges Eichhörnchen. Er brachte es nach Hause und sperrte es in einen der Käfige ein. Der Käfig des Eichhörnchens wurde gut versorgt – mit frischem Wasser, Nüssen und Haselnüssen. Der Mensch war sehr froh, auch ein Eichhörnchen unter seinen Schützlingen zu haben, weil er die in Käfige eingesperrten Tiere als seine Schützlinge betrachtete. Sie waren ja von ihm, von seiner Großzügigkeit, abhängig. Sie fraßen, so viel er ihnen gab. Falls einer der Vögel ihn einmal ärgerte, konnte er ihn hungern lassen. Er konnte ihn bestrafen, wenn er wollte, und das schien ihm gerecht. Er wurde sehr böse, als er einen Tag, nachdem er das Eichhörnchen in den Käfig eingesperrt hatte, es tot auffand. Er ärgerte sich noch mehr, als er verstand wie das Eichhörnchen gestorben war – es hatte sich selbst umgebracht. Es hat sich die Kehle mit den Krallen aufgerissen, weil es begriffen hatte, dass es gefangen war und nicht entkommen konnte. Nicht jeder akzeptiert die Gefangenschaft. Die Eichhörnchen akzeptieren sie nicht. Das bedeutet aber nicht, dass man sie nicht in Gefangenschaft halten kann. Man kann sie in Gefangenschaft halten, indem man ihnen die Illusion gibt, dass sie nicht gefangen sind; oder dass sie gefangen sind, aber eine Möglichkeit haben zu entkommen. Dieses ist das Prinzip, auf das die Erbauung eines Eichhörnchenkäfiges gestützt wird. Das Eichhörnchen muss die Illusion haben, dass es frei ist. Obwohl es eigentlich auf der Stelle bleibt, hat es den Eindruck, dass es vorankommt. Der Käfig dreht sich mit unterschiedlicher Geschwindigkeit, je nachdem, ob das Eichhörnchen langsamer oder schneller läuft. Auf diese Weise hat das Eichhörnchen keine Zeit mehr an Gefangenschaft, an Selbstmord zu denken. Grausam ist das Schicksal eines Eichhörnchens, das in seinem Käfig rennt.

Es gibt auch Menschen, die sich in Eichhörnchenkäfigen krampfhaft winden, indem sie immer schneller laufen, um ihre Freiheit zu erlangen, ohne zu begreifen, dass sie eigentlich auf der Stelle rennen.

Es ist nicht schwer, Menschen in Eichhörnchenkäfige einzusperren. Man muss sie nur an den Gedanken, dass es gefährlich ist, sich von dem breiten und betretenen Weg zu entfernen, gewöhnen. Man muss sie dazu bringen, sich allein vor dem Gedanken, dass der breite und festgetretene Weg verlassen werden könnte, zu fürchten. Wenn man ihnen das beigebracht hat, ist der Rest sehr einfach. Man lässt sie auf dem Weg laufen und trichtert ihnen ein, dass am Ende des Weges das Glück auf sie wartet. Danach sorgt man dafür, dass der breite und festgetretene Weg eine Schleife macht; eine Schleife die man schließt, ohne dass sie es merken, nachdem sie bereits darauf gestartet sind. Nachher muss man nur die Spuren des Eingangs in die Schleife verwischen... Wenn die Schleife lang genug ist und sich hinter ihrem Rücken jemand befindet, der die Spuren ihres Vorbeigehens auf dem Weg sorgfältig verwischt, werden sich die Menschen lange Zeit im Kreis drehen, mit der Überzeugung, dass sie sich ihrem Ziel nähern. Sie können sich ihr Leben lang im Kreis drehen, ohne es zu bemerken; und je mehr sie sich beeilen werden, desto weniger wird es ihnen möglich sein, zu verstehen, dass sie eigentlich in einem Eichhörnchenkäfig laufen...

Die Menschen gingen auf ihrem Weg. Ihre gute Kleidung war inzwischen verstaubt, die Brotbeutel waren fast leer. Die Quellen, die sie immer seltener am Wegrand fanden, hatten kaum noch Wasser. Die Menschen rangen mit dem Tod auf ihrer Schleife. Während sie auf dem breiten und festgetretenen Weg liefen, kamen sie schon wieder einmal an die Stelle, an die sie dem mit dem

Sack gekleideten Mann begegnet waren. Der, der aufpasste, dass die Spuren ihres Vorbeigehens auf dem Weg, verwischt wurden, hatte von ihrer Begegnung mit dem, in den Sack gekleideten, Mann nicht erfahren. Er hatte das Stückchen Sack, das von dem Mann mit dem Sack am Wegrand gelassen wurde, nicht bemerkt und nicht zerstört. Die im Kreise wandernden Menschen fanden das Stückchen Sack, an dem sie schon mehrere Male vorbeigegangen waren, ohne es zu bemerken. Sie waren nicht mehr so selbstsicher wie damals, als sie den mit dem Sack gekleideten Mann getroffen hatten. Sie nahmen das Stoffstückchen und betrachteten es genau. Einige – sehr wenige – begriffen, dass sie sich seither im Kreise gedreht hatten. Die anderen beharrten darauf, zu glauben, dass entweder der Weg auf dem sie gehen der Richtige, der sie zum Ziel führen wird, ist, oder dass sie einen falschen Weg eingeschlagen hatten und sie auf dem Weg, auf dem sie gekommen waren, zurückkehren müssen. Es bildeten sich zwei Gruppen: die einen folgten ihrem Weg nach vorne, die anderen kehrten zurück; beide Gruppen blieben auf der Schleife. Einige, nur sehr wenige, begannen mit dem Aufstieg des Berges in die Richtung, in die sie sich erinnerten, dass der mit dem Sack gekleidete Mann gegangen war.

Diejenigen, die ihren Weg auf der Schleife, die einen vorwärts, die anderen zurück gehend, fortgesetzt hatten, teilten das gleiche Schicksal. Derjenige, der aufpasste, dass die Spuren ihres Vorbeigehens auf dem Weg, verwischt wurden, begriff, dass etwas passiert war; er wusste, dass, wenn die Schleife in ihrer aktuellen Form verbleibt, die zwei Gruppen sich irgendwann treffen werden und dann alle Menschen verstehen werden, dass sie sich die ganze Zeit im Kreise gedreht hatten. Also wurden der, der die Spuren ihres Vorbeigehens auf dem Weg verwischte und der Herr der Eichhörnchenkäfige gezwungen, eine neue Investition zu tätigen um die Menschen, die auf der Schleife liefen, zu täuschen: sie rissen die ursprüngliche Schleife auf und machten zwei verschiedene Schleifen daraus, auf die sie die Menschen lockten; eine für diejenigen, die vorwärts gingen die andere für die, die zurückgekehrt waren.

\*

Beim Wiederbeginn des Unterrichts nach der Revolution suchte ich Professor Stănescu, den ehemaligen Dekan.

„Herr Professor, voriges Jahr, während der ersten Genetikvorlesung, hatten Sie mir eine Frage, die ich Ihnen bis heute nicht beantwortet habe, gestellt... Anfangs hatte ich die Antwort nicht gewusst und als ich sie gefunden habe, hatte ich nicht mehr den Mut zu sprechen...“

Der Dekan hatte während der ersten Vorlesung behauptet, dass die Wissenschaft über das religiöse Dogma erhaben ist. Ich griff in die Diskussion ein: „Wissen Sie, ich hatte in einem alten Philosophielehrbuch gelesen, dass die Religion eigentlich philosophische Lyrik ist. Die Sprüche der Bibel müssen nicht wortwörtlich hingenommen werden, sie sind eigentlich Metaphern. Diesen Sommer war ich in einem Kloster im Cozia-Gebirge einem Mönch begegnet, der mir folgendes gesagt hat: Es wird behauptet, dass Gott die Welt in sechs Tage geschaffen hatte. Ein Tag wird aber als die Zeit, die während einer ganzen Rotation der Erde um die eigene Achse vergeht, definiert. Wenn am Anfang die Sonne und die Erde nicht existierten, wie lange dauerte ein Tag?“

„...Ist gut, Cionoiu. Dann bitte ich dich, mir eine Frage zu beantworten. Ich bitte dich, mir zu erklären, welcher der Sinn der Metapher im folgenden Abschnitt aus dem Alten Testament ist – ich zitiere aus dem Gedächtnis: *Siehe, diese Schafe sind weiß. Ich werde sie aber im Schatten eines Rutengatters sich paaren lassen und sie werden scheckige Lämmer werfen.* (Er meinte letztendlich die Stelle: Gen. 30; 37ff.) Erkläre mir, wie so etwas möglich sein kann! Diese Idee ähnelt den Ideen der sowjetischen Wissenschaftler aus der stalinistischen Periode, die behauptet hatten, dass die Genetik und die Kybernetik Phantasievorstellungen, Propagandawaffen des amerikanischen Imperialismus sind! Ich habe euch gesagt, dass diejenigen Wissenschaftler merkwürdige Arbeiten

wie „Die Erzeugung der Eiche aus der Fichte“ veröffentlicht hatten. Bleiben wir ernst!“

Damals konnte ich dem Dekan nicht antworten und die meisten Kommilitonen lachten mich aus, denn sie meinten, dass dieser mir eine Lektion erteilt hatte...

„Erst einige Monate später, nachdem ich der Securitate erklärt hatte, dass ich nicht mehr sprechen werde, habe ich die Antwort bezüglich der Frage mit den scheckigen Lämmern gefunden, ich habe aber bis jetzt geschwiegen. Ich hatte Angst. Wenn Sie die Antwort hören wollen...“

„Ich höre dir zu.“

„Ich hatte die Offenbarung, dass dieselbe Idee im Theaterstück „Die Arche Noahs“ von Lucian Blaga vorhanden ist. Der Teufel will die Welt zerstören, Gott will sie retten. Beide erscheinen nacheinander, sprechen mit den Menschen und versuchen, sie zu beeinflussen. Der Teufel, ein gut aussehender Mann, sagt zu Noahs Frau: „Sowohl ich, als auch dieser alte Mann haben einen eigenen Betrieb. Der eine erzeugt Säрге, der andere Wiegen; aus demselben Holz. Um das Holz streiten wir.“ Das Holz sind die Menschen. Die Lämmer sind auch die Menschen und man kann sie im Guten oder im Bösen beeinflussen. Ich meine, dass dies der Sinn der Metapher ist.“

Der Dekan gab mir Recht. Wir setzten unsere Diskussion fort und ich traute mich, ihm die Frage zu stellen, die mich vordergründig veranlasst hatte zu ihm zu kommen: „Wissen Sie, jener Brief von meiner Mutter... ich möchte fragen, ob die Securitate davon gewusst hat...“

Es folgten einige Augenblicke des Schweigens. Wir sahen uns in die Augen...

„Ja, sie hat gewusst; ich war der Meinung, dass es in deinem Interesse ist, dass sie es weiß...“

„Ich hatte es geahnt...“

„Wenn du willst, gebe ich ihn dir selbstverständlich zurück.“

„Ich möchte ihn nur abschreiben und gebe ihn Ihnen wieder zurück.“

„Nein, ich bringe ihn dir und du darfst ihn dann auch behalten. Komme morgen wieder vorbei.“

Am nächsten Tag brachte er mir den Brief und die Erklärung, die ich dem Dekanat vorgelegt habe, nachdem die drei exmatrikuliert wurden, durch die ich meine Missbilligung gegenüber der Strenge der Strafe geäußert hatte.

„Ich habe sie bis jetzt aufbewahrt. Nun bitte ich dich sie mitzunehmen, sie sind deine.“

\*

Die festliche Vorlesung zur Beendung unseres Studiums wurde am 26. Januar 1990 gehalten; es war der Tag an dem Nicolae Ceausescu geboren wurde. Bis vor einem Jahr beinhalteten die festlichen Vorlesungen, die gewöhnlich Ende Januar gehalten wurden, unbedingt das Ritual der Entsendung eines Dank- und Glückwunschtelegramms an den meist geliebten Sohn des Volkes. Diesem wurde im Namen aller Studenten und Lehrkräfte „für die wunderbaren Bedingungen, die uns für das Studium geschaffen wurden“ gedankt; gleichzeitig wurden „die herzlichsten Wünsche für ein langes, gesundes und glückliches Leben, um die Geschicke unseres Landes weiterhin weise führen zu können“ an ihn gerichtet.

Neben der Tatsache, dass das Telegramm festlich vorgelesen wurde, vergaßen all diejenigen, die das Wort ergriffen – Lehrkräfte, Studenten, Gäste – nicht, mindestens einen Dankessatz der Partei und deren Generalsekretär zu widmen. Man musste die Regeln der Holzsprache beachten...

Nun war aber die Diktatur gestürzt und keiner erwähnte mehr in irgendeiner Weise Ceausescus Namen. Nur die Assistentin vom Lehrstuhl für Nebenprodukte des Waldes, die ein lächerliches Referat vorgetragen hatte, sagte: „Nun kann ich auch sagen, dass wirklich Demokratie herrscht, wenn es einem einfachen Assistenten ermöglicht wird, einen Vortrag während der festlichen Vorlesung zu halten...“

Ich war derjenige, der die festliche Atmosphäre störte. Am Vortag hatte ich die Organisatoren der festlichen Vorlesung verständigt, dass ich auch etwas vorlesen will. misstrauisch verlangten sie mir

ihnen zu zeigen worum es geht. Ich zeigte ihnen „das Opfer“. Obwohl die Zensur verschwunden war, waren meine Kollegen nicht sehr damit einverstanden, denn sie behaupteten, dass die festliche Vorlesung nicht der passende Zeitpunkt für eine solche Lektüre sei. Ich erwiderte, dass ich der Chef der Studentengewerkschaft bin und deswegen auch das Recht habe zu sprechen. Es gab einen heftigen Streit, letztendlich aber akzeptierten sie...

„Nun, zum Schuss, will unser Kollege Cionoiu, Ihnen einige seiner Ideen vorstellen.“

Ich kam zu dem Rednerpult von dem bis vor kurzem die Danktelegramme vorgelesen wurden.

„Ich möchte Sie darauf aufmerksam machen, dass durch einen Zufall, heute der 26. Januar, der Geburtstag des ehemaligen Anführers des Staates, ist. Ich möchte, dass wir einen Augenblick lang an die Weise, wie diese festliche Vorlesung vor einem Jahr abgelaufen wäre, denken...“ Danach las ich „Das Opfer“ vor.

Die Organisatoren der festlichen Vorlesung atmeten erleichtert auf, denn sie dachten, dass mein Auftritt zu Ende wäre. Das war er aber nicht:

„Nun möchte ich einen offenen Brief an den Provisorischen Rat der Nationalen Einheit vorlesen. Ich hatte diesen Brief im Herbst des Jahres 1988 angefangen, nachdem Herr Silviu Brucan im Radiosender „Die Stimme Amerikas“ über die Notwendigkeit des Pluralismus im Inneren der Kommunistischen Partei gesprochen hatte, während er gleichzeitig auch betonte, dass in Rumänien ein Mehrparteiensystem nicht notwendig ist, und vollendete ihn am Abend des 11. Januars diesen Jahres.

\*

### **Offener Brief an den Provisorischen Rat der Nationalen Einheit**

Je älter der Mensch wird, desto mehr wird er von seinen Kräften verlassen. Er wird schneller müde, er hört und sieht immer schlechter. Oft aber verliert er auch sein Gedächtnis; er schafft es nicht mehr, die ihn umgebende Wirklichkeit zu verstehen. Er fängt an wie ein Kind zu urteilen, das nur einige Aspekte berücksichtigt, während es das Wesentliche übersieht. Unsere Alten, die alle zufällig, ganz zufällig, das Wesentliche vergessen hatten, haben angefangen über die Probleme der Welt gründlich nachzudenken. Sie analysieren die Lage, sie zeigen was nicht richtig ist, sie finden den Schuldigen. Es gibt einen einzigen Schuldigen: DER KERL; er ist schuldig.

Sie haben ihn aus allen möglichen Blickwinkeln untersucht, sie haben gezeigt, was für Fehler er gemacht hatte, wie dumm und wie inkompetent er ist. Sie haben gezeigt, was er in dem Land, das er in Besitz genommen hatte, angestellt hatte und welche Gräueltaten er dem gequälten Volk noch aufbürden will. Doch die Alten sind aufgewacht; sie wollen die Dinge wieder richten.

Ihre Analyse, die sie für sehr kompetent halten, hat jedoch einen Haken, es fehlt ihr etwas: die Essenz. Warum? Wie konnte es zu dieser Situation kommen, die die Alten nun heftig kritisieren? Ist DER KERL vielleicht aus dem Himmel, wie ein gigantischer Meteorit, der bei seinem Sturz alles zerstört, gefallen? Ist wohl niemand schuld, dass DER KERL an die Spitze der Pyramide gelangen konnte? Ist wohl niemand schuld, dass die Vertrauensleute DES KERLS so inkompetent, dumm und brutal sind?

Die Alten haben vergessen, wie es zur Goldenen Epoche DES KERLS kommen konnte. Oder sie tun bloß so, als hätten sie es vergessen – aus Scheinheiligkeit.

Sie waren Seite an Seite, bis zu einem bestimmten Zeitpunkt, auf dem Weg, der zur Goldenen Epoche führte, gegangen. Weil aber DER KERL alleine an der Macht sein wollte, hat ER sie aus dem Rennen geworfen. Und sie behaupten nun, dass sie bei dem Rennen nicht teilgenommen hätten. Sie behaupten, dass DER KERL die Fahrtrichtung, nach ihrem Rausschmiss aus dem Rennen, geändert hat. Sie sind unschuldig.

Aber es gibt noch eine Möglichkeit: die Alten haben die Essenz weder vergessen, noch tun sie so,

als hätten sie sie vergessen, sondern sie haben sie nie begriffen. Ein Alter, der während des Philosophierens Dummheiten sagt, hat eine Entschuldigung: er ist verkalkt und kindisch geworden. Aber wenn ein Mensch, der unfähig ist, die Wirklichkeit zu verstehen, durch seine Handlungen die Werte eines Volkes zerstört, kann der dann noch als unschuldig angesehen werden? Und siehe, gerade diese Menschen wollen nun die Rettung bringen.

Offener Brief, Entgegnung zu einem Offenen Brief, der von diesen Alten an DEN KERL gerichtet war.

Ihr, die Urheber des offenen Briefes, der in der Welt für Furore sorgt, antwortet nun auf einige Fragen, die euch wieder fest mit den Füßen auf dem Boden bringen könnten! Wir kramen nicht in einer sehr entfernten Vergangenheit, weil uns dafür die Zeugen fehlen. Aber für die Zeit nach dem Krieg gibt es noch genug und sie sind neugierig, eure Antworten zu erfahren. Wo wart ihr während der Wahlen 1946, „die ersten wahrhaftig demokratischen Wahlen in der Geschichte Rumäniens“? Was könnt ihr über die fieberhafte Tätigkeit, die ihr während jener Wahlen entfaltet habt, sagen? Ihr habt die reaktionären bürgerlichen Parteien zerschlagen, werdet ihr sagen, was habt ihr jedoch mit der Demokratie gemacht?

Was habt ihr dann gemacht, als euer Parteikollege Lucretiu Pătrăscanu, der sich den kriminellen Befehlen Stalins nicht bedingungslos beugen wollte, verhaftet wurde. Wer von euch hat damals protestiert? Wer von euch hat protestiert, als er getötet wurde?

Wo seid ihr gewesen, als die Intellektuellen zum Bau des Kanals deportiert wurden? Ist der Kanal wohl eine Erfindung der Goldenen Epoche oder habt ihr das sowjetische Muster schon lange davor eingeführt, um die Opposition zu vernichten? wie viel zehntausende „Feinde des Volkes“ habt ihr in den 50er Jahren umgebracht, wie viele Menschen habt ihr seither auf dem Gewissen?

Wo seid ihr gewesen, als die Priester, die noch Mut hatten, ihre Stimmen gegen eure unredlichen Machtgebräuche zu erheben, in eure Gefängnisse gesteckt wurden? Ihr, die euch nun wundert, dass Kirchen abgerissen werden!

Wo wart ihr, als die Bauern, deren überwiegende Mehrheit kaum Zeit gehabt hatte, sich an den Gedanken zu gewöhnen, dass sie ihr eigenes Feld haben, dass sie es fleißig bearbeiten müssen, weil es ihnen gehört, gezwungen wurden, der Kollektivwirtschaft beizutreten? Wo wart ihr, als die Kinder der Bauern, die sich weigerten, der Kollektivwirtschaft beizutreten, in den Schulen ungerecht behandelt wurden, als sie gezwungen wurden, ihre Eltern zu überzeugen, ihr Feld abzugeben oder auf die Schule zu verzichten? Ihr, die ihr euch nun wundert, die ihr euch nun empört, dass das rumänische Dorf zerstört wird!

Wo seid ihr gewesen, als die Schule zum Werkzeug zur Bildung des Neuen Menschen wurde? Ein Mensch, der bereits in der Schule an den Gedanken gewöhnt wird, dass man mit der Politik der Partei, mit dem von der Partei gewählten Weg, nur einverstanden sein kann.

Wo wart ihr, als die Bauern, die ihres Feldes beraubt wurden, in die von euch geplanten Städte getrieben wurden, um eine Industrie, die dem Vorbild des Genossen Stalin entsprach, zu errichten? Habt nicht ihr den Grundstein für die Industrie, die das Land verarmt hat, gelegt?

Wir erfahren von Herrn Silviu Brucan, dass DER KERL, der 1965 von der Kommunistischen Partei zum Oberhaupt des Landes gewählt wurde, ein Halbanalphabet war. Wir erfahren ebenfalls, dass seine Herrschaft diese Tatsache schon 1955 feststellen konnte. Warum hat er während jener Wahlen nicht diese Frage angeschnitten? Danach hat er sich aus allen politischen Ämtern zurückgezogen und flüchtete in die Universität, wo er sich mit der Stelle eines Professors für Wissenschaftlichen Sozialismus begnügen musste. Es herrschte ja Mangel an Lehrkräften im Bereich der Sozialwissenschaften, denn diejenigen, die zur Zeit des verfaulten Kapitalismus studiert hatten, mussten in euren politischen Gefängnissen umerzogen werden. Herrn Brucan blieb also nichts anderes übrig, als Jahre lang eine Ideologie zu unterrichten, in deren Namen ein Halbanalphabet ein Land regierte, das sich für europäisch hielt.

Was meint Herr Iliescu über die Morde, die im Zeitraum 1945 – 1965 begangen wurden? Warum spricht man nur über die Morde Ceausescus und nicht über die Morde des Kommunismus? Denn im Namen des Kommunismus wurde Ceausescu zum absoluten Herrscher!

Seine Herrschaft, Herr Brucan behauptet, dass er gegen die Diktatur Stellung genommen hatte und fragt sich was die Anführer der gleich nach der Revolution gegründeten Parteien gegen Ceausescu unternommen hatten. Herr Brucan war aber einer der wenigen Privilegierten, die das Recht genossen, einen Pass zu besitzen. Weiß seine Herrschaft vielleicht nicht, dass ein gewöhnlicher Bürger für einen Pass, mit dem er in den Westen reisen konnte, zehntausend DM bezahlen musste, ohne überhaupt sicher zu sein, dass er den Pass auch bekommen wird?

Jene einfachen Menschen, die ihre Stimmen gegen den Kommunismus erhoben haben und in der Heimat, die sie nicht verlassen hatten, umgebracht wurden, ohne dass ihr Opfer sehr bekannt wurde, existierten sie in Wirklichkeit nicht?

Die Securitate hat mich am 10. November 1988, um neun Uhr in der früh von der Fakultät abgeholt; „Komm Gigi, Lass uns gehen!“ Es war nicht meine erste Auseinandersetzung mit der Securitate. Nach sechs Stunden Diskussion, wurde ich in Kenntnis gesetzt, dass ich verschwinden werde – wahrscheinlich in eine psychiatrische Anstalt, wenn ich weiterhin spreche. Ich hatte nur in den Fluren des Studentenheimes und in den Unterrichtsräumen gesprochen. Mindestens vier Kollegen wurden einzeln, am selben Tag, von der Securitate zur Polizeiwache bestellt und es wurde von ihnen verlangt, zu erklären, dass ich verrückt bin. Falls ich verschwunden wäre, wie viele Menschen hätten davon erfahren?

September 1988 hatte Herr Brucan aus dem Westen, über die Notwendigkeit des Pluralismus im Inneren der Kommunistischen Partei gesprochen, während er gleichzeitig auch betonte, dass in Rumänien ein Mehrparteiensystem nicht notwendig ist. Das veranlasste mich, den ersten Teil dieses offenen Briefes zu schreiben. Vor kurzer Zeit, während einer Fernsehsendung, die gleich nach der Revolution ausgestrahlt wurde, sagte er, dass er, vor der damaligen Heimkehr, noch einige Besuche in der Sowjetunion gemacht hatte um „sich eine gewisse Protektion zu sichern“. Wie viele Rumänen hatten aber sonst noch Beziehungen in der Sowjetunion, wie viele konnten sich den Schutz des Größeren Bruders sichern? Von wem hätten wohl diejenigen, die gegen die Diktatur gemurrt, aber nicht in der Öffentlichkeit Stellung bezogen hatten – wo hätten sie auch beziehen können? – Schutz verlangen müssen? Von wem hätten sie denn Schutz verlangen können, um nicht ermordet oder ins Irrenhaus gesperrt zu werden?

Der 12. Januar 1990 wurde von der Front der Nationalen Rettung zum nationalen Trauertag erklärt. Um zwölf Uhr läuteten die Glocken in allen Kirchen. Es wurden überall Gottesdienste mit Andachten für die Helden der Revolution zelebriert.

Haben wohl die ehemaligen Kommunisten, die über Nacht scheinbar zu sehr frommen, fest mit der Kirche verbundenen Menschen geworden sind, Respekt vor Gott? Glauben sie überhaupt an Gott? Waren wohl diese ehemaligen Parteibosse schon immer gläubige Menschen, die Angst gehabt hatten sich zu ihrem Glauben zu bekennen, oder hatten sie im Namen des Atheismus gegen die Kirche gekämpft?

Welche Haltung hatten Herr Brucan, Herr Iliescu und die überwiegende Mehrheit der Altkommunisten, die sich nun an der Spitze der Front der Nationalen Rettung befinden dem Slogan „die Religion ist Opium für das Volk“, gegenüber? Welche Haltung hatten sie eingenommen, als die Religion angeprangert wurde und jene Priester, die es gewagt hatten, im Namen Christi die Stimmen zu erheben, eingekerkert wurden? Dies trug sich überwiegend vor der Machtergreifung durch Ceausescu zu, der nun als Verursacher des ganzen Übels angesehen wird!

Würden sich wohl die Helden, die für die Freiheit gestorben sind, nicht in ihren Gräbern umdrehen, wenn sie erfahren könnten, dass sich die Parteioligarchie mit der Nationalen Orthodoxen Kirche zusammengetan hat, um ihnen nachzuweinen?

Was würden jene Kinder, die am 17. Dezember auf den Stufen der temeswarer Kathedrale – deren Tore nach Beginn der Schießerei von innen zugesperrt wurden, um ihnen keine Zuflucht zu gewähren – gestorben sind, über die für sie von Metropolit Nicolae des Banates zelebrierte Andacht sagen, wenn sie sprechen könnten? Nicolae des Banates, der zwei Monate zuvor, während der Plenarversammlung der Front der Sozialistischen Demokratie und Einheit, dem Nicolae von Rumänien Lobeshymnen gewidmet hatte, der die moralische Mitverantwortung für den Tod dieser Kinder trägt, weinte nun festlich an ihrem Grab.

Von Tag zu Tag ähnelt die Front der Nationalen Rettung immer mehr der Front der Sozialistischen Demokratie und Einheit. Würdet ihr euch wenigstens schämen!

\*

Als ich mit der Lektüre des offenen Briefes fertig war, dankte ich den Zuhörern und ging wieder an meinen Platz, irgendwo im hinteren Bereich der Aula. Obwohl man merken konnte, dass die Atmosphäre sehr geladen war, haben viele applaudiert, jedoch weiß ich nicht, ob aus Überzeugung oder nur aus Gewohnheit...

Zum Schluss wurden nur ernste Lieder gesungen, denn ich konnte meine Kollegen am Vortag überzeugen, wenigstens dieses eine Mal, auf die Studentenfolklore zu verzichten.

Beim Hinausgehen haben mir mehrere Professoren für das Gesagte gratuliert, doch Frau Băcilă, die ein Jahr zuvor in Rente gegangen war, fragte mich:

„Sag mir doch bitte, warum hast du gesagt, dass wir uns schämen sollen?“

Ich versuchte ihr zu erklären, dass ich keineswegs die im Saal Anwesenden gemeint hatte, bin aber nicht sicher, dass sie mir dies glaubte. Die meisten Kollegen waren der Meinung, dass ich einen unangenehmen Eindruck hinterlassen habe, dass ich die festliche Vorlesung mit meinem Beitrag verdorben habe. Ich glaube, dass aus diesem Grund, und weil sie ähnliche Überraschungen befürchteten, auf das Bankett, das im April hätte stattfinden sollen, verzichtet wurde.

\*

An einem schönen Sommertag fuhr ich mit dem Fahrrad von der Temesch (ein Fluss in der Nähe meiner Heimatstadt) nach Hause. Es war Sonntag und weil auf den geschotterten Wegen viele Autos, die Staub- und Abgaswolken erzeugten, fuhren, nahm ich einen Feldweg. Es war ein landwirtschaftlicher, kaum befahrener Weg, der sich bei Regen in eine Dreckbahn, die kaum benutzt werden konnte, verwandelte. Nun war er aber trocken und die wenigen Radfahrer und Wanderer, die ihn an jenem Tag für den Sonntagsspaziergang gewählt hatten, konnten seine Ruhe genießen.

Entlang des Weges befanden sich nur Stoppelfelder und Maisfelder. Die Mahd des Weizens wurde vor einigen Tagen abgeschlossen und der Mais war noch in Blüte. Obwohl es in der Gegend überhaupt nichts gab, was hätte geklaut werden können, hielten zwei besoffene Milizunteroffiziere und der Chef des landwirtschaftlichen Betriebes inmitten des Feldes Wache. Sie hielten die wenigen Passanten an und forderten sie auf, eine Geldstrafe zu bezahlen, weil sie den landwirtschaftlichen Weg benutzt hatten, obwohl kein Schild den Zugang untersagte. Ein Junge und ein Mädchen spazierten Händchen haltend durch das Stoppelfeld parallel mit dem Weg. Sie wurden angehalten, beschimpft, mussten die Geldstrafe bezahlen und man drohte ihnen sogar mit dem Gefängnis. Sie wurden auf dem Stoppelfeld photographiert. Das Bild sollte in der Regionalzeitung, mit dem Zusatz, dass sie landwirtschaftliche Kulturen mit den Füßen getreten haben, veröffentlicht werden. Es war streng verboten, durch Stoppelfelder zu spazieren!

Die Gesetzeshüter hielten auch mich an. Ich war barfuss und hatte nur eine kurze Sporthose an. Sie verlangten meinen Personalausweis und wollten mir eine Geldstrafe geben. Ich sagte ihnen,

dass ich weder Papiere noch Geld dabei habe. Sie beschimpften mich und ich musste eine Weile warten, denn ich sollte nicht einfach so entkommen. Nachdem sie gründlich überlegt hatten, zogen sie die Ventile aus meinen Fahrradschläuchen und warfen sie in das Stoppelfeld. Dann forderten sie mich auf zu verschwinden und ermahnten mich, mich nie wieder zu trauen, jenen Weg jemals zu benutzen. Gedemütigt schob ich das Fahrrad nach Hause...

In der Nacht konnte ich nicht schlafen. Um mich zu beruhigen fing ich an zu schreiben.

\*

## Der Weg

Der Weg durchquert das Land. Auf beiden Seiten des Weges sind Häuser, Höfe, Garten, Äcker, Weizenfelder, Obstgärten, Wälder aneinandergereiht. Jedes Haus, jeder Garten hatte seinen Herrn. Man ging auf dem Weg und man konnte die aneinander gereihten Gärten und Häuser sehen. Jeder Garten, jedes Haus in denen die Menschen arbeiteten und lebten, war von einem Zaun umgeben. Der Zaun grenzte den Garten eines Menschen von dem der Nachbarn ab, denn jeder Mensch bearbeitete seinen Garten und wollte nicht, dass jemand anderes die Früchte seiner Arbeit erntet. Am Rande des Weges waren Bäume gepflanzt und man fand Brunnen. Vor dem Haus oder dem Garten standen auch Bäume. Diese wurden von dem Herrn des Hauses gepflanzt, waren aber nicht umzäunt. Trotzdem gehörten sie ihm, er erntete die Früchte, als sie reif waren. Wenn aber ein Wandersmann auf dem Weg ging und eine Frucht vom Baum nahm, hielt ihn keiner für einen Dieb, denn die Bäume waren am Wegrand gepflanzt und der Weg gehörte allen. Man konnte einen Apfel vom Baum holen oder zwei, drei Nüsse vom Boden auflesen ohne Angst haben zu müssen, beschimpft zu werden. Aber du hattest nicht das Recht, den Baum zu schütteln, du durftest nicht mit dem Korb kommen, um die Früchte des Baumes, der vor dem Haus eines anderen stand, zu ernten. Und auch kein anderer durfte die Früchte des Baumes, der vor deinem Haus stand, sammeln.

Man hatte aber das Recht frei auf dem Weg zu gehen, man durfte einige Früchte von den Bäumen die an seinem Rand standen, um seinen Hunger zu stillen, pflücken, man konnte Wasser aus den Brunnen vom Wegrand trinken.

Man konnte die Häuser und die Gärten der Menschen anschauen, aber man hatte nicht das Recht, deren Zäune zu überspringen. Derjenige, der den Zaun übersprang, war ein Dieb. Die Menschen hüteten sich vor den Dieben, denn der, der gestern einen Zaun übersprungen hatte, übersprang heute einen anderen und machte sich zum Herren der Früchte der Menschen, die jene Gärten bearbeitet haben. Der Dieb stahl die Arbeit der Menschen. Die Menschen hatten ihre Zäune gebaut, nicht um ihre Häuser vor den Blicken anderen Menschen zu schützen, sondern um ihre Arbeit vor den Dieben zu hüten. Denn es gab Menschen, die versuchten, an die Früchte der Arbeit anderer heranzukommen, anstatt ihren eigenen Garten zu bearbeiten – diese waren die Diebe. Und die ehrlichen Menschen verteidigten ihre Arbeit, indem sie ihre Gärten umzäunten und diejenigen, die den Zaun übersprangen, bestrafte. Ein Mensch, der auf dem Weg ging, wurde nicht als Dieb bezeichnet, auch wenn er fremd war, solange er den Zaun nicht übersprang. Darum konnte man frei auf dem Weg gehen, man konnte einige Früchte aus den Bäumen am Wegrand pflücken, man konnte ohne Angst die aneinander gereihten Häuser, Höfe, Gärten, Felder und Obstgärten betrachten. Die ehrlichen Menschen versteckten ihre Arbeit nicht vor den Blicken der ehrlichen Menschen – sie verteidigten sie nur vor den Dieben.

Aber eines Tages kam auf dem Weg ein merkwürdiger Mensch. Er ging auf dem Weg, er konnte seinen Durst mit dem Wasser aus den Brunnen vom Wegrande löschen, er konnte einige Früchte aus den Bäumen vom Wegrand pflücken, er konnte die Häuser, die Höfe, die Gärten der Menschen – ihre Arbeit – betrachten. Aber aus allem was er gesehen hatte, blieb ihm nur der Zaun in

Erinnerung. Er konnte den Sinn des Zaunes nicht verstehen. Also fing er an, über dessen Nutzlosigkeit zu sprechen. Die Menschen würden – anstatt Zäune zu errichten – besser tun den Platz, der von diesen besetzt wird, umzugraben und ihn mit Blumen zu bepflanzen. Der Zaun bietet der Menschenwürde Trotz. Die Menschen sind gleich und sie sollten sich nicht hinter den Zäunen verstecken. „Ich kann den Gedanken, dass ich auf einem Weg gehe und die Felder, die auf seinen beiden Seiten aufgefädelt sind, von Zäunen, die schändliche Wunden auf der Erdoberfläche darstellen, zerfurcht werden, nicht ertragen.“ (*Pablo Neruda – “Memoiren“*)

Die Zäune wurden zerstört. Das Land wurde zum Eigentum aller. Derjenige, der sich vorher fürchtete, den Zaun zu überspringen, weil man ihn bestraft hätte, betrat nun am helllichten Tag die Gärten am Wegrand. Er suchte sich die besten Früchte der Arbeit des ehemaligen Herren des Gartens aus, dann ging er quer durch die Beete in den benachbarten Garten, wo er gleich handelte. Damit die Menschen ihn nicht beschuldigen, dass er ihre Arbeit stiehlt, musste er auch arbeiten. Aber weil er nur stehlen konnte, weil er es für selbstverständlich hielt zu stehlen, musste er einen Ausweg finden durch welchen er die Tatsache, dass er ein Dieb war, verstecken konnte. Er, der nie in seinem Leben gearbeitet hatte, fing an, über die Arbeit zu sprechen. Er fing an, jenen – die ihr Leben lang nichts anderes getan hatten, außer zu arbeiten – Ratschläge zu geben. Für ihn war die Arbeit ein Zauberwort, das ihm erlaubte zu stehlen, ohne dass man ihn bestrafen konnte. Er redete andauernd über die Arbeit, über die Freude am Arbeiten, eine Freude, die er selbst nie gekannt hatte. Er redete über die Arbeit, aber tatsächlich bemühte er sich, die Arbeit derer, mit denen er sprach, zu stehlen. Im Laufe der Zeit wurde er mächtig, er umgab sich mit vielen anderen, die ihm ähnlich waren, denn keiner von diesen konnte arbeiten, weil sie die Arbeit missachteten. Sie hatten aber alle Angst vor dem Gedanken, dass sie nicht alles nehmen können, denn sie wussten, dass die Menschen, die arbeiten, einen Teil der Früchte des Gartens für sich behalten.

Die Menschen sind gleich geworden, das Land gehört allen. Aber manchen gehört die Bearbeitung des Landes, den anderen die Früchte. Diejenigen, die arbeiten, brauchen nur eine tägliche Ration, die ihnen erlaubt, zu leben um zu arbeiten...

Die Menschen, die arbeiten, brauchen keine eigenen Gärten, keine eigenen Höfe, keine eigenen Häuser mehr. Man kann sie in Baracken einquartieren, aus denen sie zur Arbeit getrieben werden. Sie werden ernährt, es wird für ihre Unterbringung gesorgt, sie müssen nur arbeiten. Für die, die sich um sie kümmern.

Die ehemaligen Gärten, Höfe und Häuser sind verschwunden. An ihrer Stelle befindet sich nun ein riesiger Acker, der allen gehört. Manche bearbeiten ihn, andere aber sammeln die Früchte. Nur der Weg ist gleich geblieben. Er durchquert das Land, aber an seinem Rand stehen nun verletzte Bäume, denn die Vorbeigehenden reißen ihnen Äste aus um ein paar unreife Früchte zu ergattern und Brunnen mit schlechtem Wasser, die niemand pflegt, von Fröschen besiedelt. Die Menschen gehen auf dem Weg nur um auf dem Acker, den sie bearbeiten müssen, anzukommen.

Der Acker, so wie der Weg, gehört allen. Mit dem Unterschied, dass manche den Acker bearbeiten und die anderen die Früchte bekommen. Darum müssen diejenigen, die den Acker bearbeiten, nur dann auf den Acker gehen, wenn sie wirklich zu tun haben. Sie haben das Recht auf dem Weg, der das Land durchquert, zu gehen, nur um auf dem Acker, den sie bearbeiten müssen, anzukommen. Denn die Herren fürchten, dass jemand versuchen könnte, einen Teil der Früchte vom Feld wegzunehmen. Also ist jeder Mensch verdächtig, der auf dem Weg vorbeigeht, ohne zur Arbeit zu gehen. Auch die Menschen, die zur Arbeit gehen, sind verdächtig, denn sie können versuchen, von den Früchten des Feldes zu stehlen, aber sie werden überwacht, wenn sie auf dem Feld sind, damit kein Krümel der Ernte verschwinden kann – die Ernte hat ja ihre Bestimmung, ihre Herren.

Ich kannte den Weg, der das Land durchquert, als die Zäune, die die Höfe der Menschen umgaben, noch nicht zerstört worden waren. Ich ging auf dem Weg und sah fröhliche Menschen,

die ihre Gärten bearbeiteten und auch die Bäume und Brunnen vom Wegrand pflegten. Wir sagten „Guten Tag“ zueinander, wonach ich meinen Weg fortsetzte und sie frohen Mutes ihrer Arbeit nachgingen. Ich sah die Häuser, Höfe, Gärten, Obstgärten am Wegrand, ich sah fröhliche Menschen, gepflegte Bäume. Ich pflückte einen Apfel oder zwei Pflaumen von den Bäumen, die am Wegrand standen, trank ein Glas frisches Wasser von dem am Wegrand stehenden Brunnen und ging fröhlich weiter.

Ich kannte den Weg in der Zeit, als die Zäune zerstört wurden. Die Leute, die früher fröhlich gewesen waren, sahen ängstlich zu den Vorbeilaufenden hinüber, weil viele von ihnen sich nun von ihrem Weg entfernten und in die Gärten eindrangten um das Beste, was sie finden konnten, mitzunehmen. Du gingst auf dem Weg, die Leute sahen dich ängstlich an, doch wenn du ihnen „Guten Tag“ sagtest, antworteten sie dir und wenn du Zeit hattest, erzählten sie dir traurig von der Zerstörung der Zäune und der Zertrampelung der Gärten durch Diebe. Ich folgte nachdenklich meinem Weg, aber von Tag zu Tag waren immer mehr Bäume verstümmelt und immer mehr Brunnen zerstört.

Ich kenne den Weg von heute, die Gärten, Höfe und Häuser der Menschen sind verschwunden. All die Bäume von damals wurden gebrochen und alle Brunnen sind ohne Schwengel und in ihrem verschmutzten Wasser tummeln sich die Frösche. Ich gehe auf dem Weg -bloß der Weg ist derselbe – und ich sehe mich um. Die Leute, die früher in den Häusern wohnten, sind mit diesen verschwunden. Und der Weg scheint verödet. Doch auf einmal erscheint auf dem Weg ein Auto. Dem entstiegen ein paar Leute, die sich auf mich stürzen. Ich begrüße sie, doch sie beschimpfen mich. Was suche ich auf diesem Weg? Was suche ich auf dem Weg, der den Acker durchquert?

Sie beschimpfen mich, sie ohrfeigen mich, fordern mich auf, Bußgeld zu bezahlen. „Wage es nicht mehr, auf diesem Weg zu spazieren!“ Ich gehe Heim. Verärgert. Welches Leid habe ich denen zugefügt, indem ich auf dem Weg gegangen bin? Weshalb haben sie mich so behandelt?

Ich bin auf dem Weg gewandert, der den Acker durchquert, den einige bearbeiten, während andere sich die Früchte zuteil werden lassen. Ich hatte mich getraut den Acker, der nicht mehr von Zäunen zerriffelt, sondern von einem Zaun umgeben ist, der die Länge der Landesgrenzen hat, zu betrachten. Auf diesem Acker gibt es nur Knechte und Herren. Die Herren arbeiten nicht und die Knechte haben bloß das Recht zu arbeiten. Ich war auf dem Weg gewandert und hatte den Acker betrachtet. Die Herren haben mich auf dem Weg, ohne Hacke wandernd, gesehen. Und, weil sie alle nur ernten, ohne zu sähen, dachten sie, dass ich von ihrer Ernte stehlen will. Sie ohrfeigten mich und sagten, ich solle es nicht wagen nochmals auf diesem Weg, ohne eine konkrete Arbeit zu haben, zu wandern. Sie hatten nicht verstanden, dass ich dort zu tun hatte. Ich betrachtete das Feld und sie hinderten mich daran es zu betrachten. Sie ließen mich nicht auf dem Weg gehen.

Den Menschen wurde das Recht, auf dem Weg zu gehen, verwehrt. Aber ich glaube, dass man einen Menschen nicht daran hindern kann, auf seinem Weg zu gehen. Ich habe den Kampf gegen diejenigen begonnen, die mich nicht auf dem Weg gehen lassen.

Die Seele der Menschen gleicht dem Weg, den sie begehen. Zu der Zeit, als es noch die Zäune gab, pflegte jeder sein Stückchen Weg und der Weg war in seiner Gesamtheit schön. Die Menschen gingen auf dem Weg zu ihren Häusern, Höfen und Gärten.

Ich kannte den Weg, auf dem ich frohen Mutes ging, auf der Suche nach meinem Haus und meinem Garten, die sich auch irgendwo am Wegrand hätten befinden sollen, und die Bäume vor dem Haus und der Brunnen am Wegrand, die ich hätte pflegen müssen, hätten mein Stückchen Weg, von dem Weg, der das Land durchquert, verschönert. Genau wie die vielen, die das Land mit ihren Gärten verschönerten, ging ich auf dem Weg, der allen gehörte, aber zum Haus jedes einzelnen führte.

Du kamst und führtest Krieg gegen die Menschen, die ihre am Wegrand aneinander gereihten Gärten bearbeiteten. Du hast die Zäune zerstört, die blühenden Bäume vom Wegrand sind

verschwunden, das Wasser in den Brunnen ist schlecht geworden. Nur der Weg ist geblieben; unvermeidbar.

Die Menschen gehen nun auf dem Weg, der nicht mehr zu den Gärten von damals führt. Der alte Weg wurde von einem hässlichen Weg ersetzt, auf dem sie deinetwegen gehen. Sie gehen ohne zu wissen, wohin der Weg sie führt. Und ihre Seele ähnelt dem Weg, auf dem du sie treibst. Die Freude ist verschwunden, an ihre Stelle ist Verärgerung getreten. Die Menschen, die früher gutmütig waren, verbittern und werden böse, wenn sie auf dem neuen Weg gehen; ihre Seelen werden zu Brunnen mit schlechtem Wasser, weil niemand sie pflegt.

Du hast mich geohrfeigt, weil ich auf dem Weg gegangen bin, der das Feld durchquert, das nun dir gehört. Du hast mich geschlagen, weil du mich fröhlich gesehen hast. Auf dem Weg, der heute dein Feld durchquert, hast nur du das Recht froh zu sein! Die Anderen müssen mit gesenktem Kopf, hungrig, auf dem Weg – der dein Feld durchquert – gehen.

Ihr Hunger bietet dir die Garantie, dass sie auf deinem Land zur Arbeit gehen werden. Du fürchtest dich, sie satt zu sehen, denn ein Mensch, der keinen Hunger mehr hat, fängt an, auch an etwas anderes außer Essen zu denken; sie müssen hungrig bleiben, denn du weißt, dass der Hunger in ihren leeren Bäuchen den Hunger ihrer Seelen vergrößert. Du weißt, dass ihre Seelen leer sind – du hast sie doch verwüstet – und bemühest dich ihre Aufmerksamkeit von dieser Tatsache abzulenken. Du hast dafür gesorgt, dass die Menschen den Sinn des Weges, auf dem sie vor der Zerstörung der Zäune gegangen waren, vergessen. Du hast ihnen einen neuen Weg angeboten, du hast ihnen diesen auferlegt, aber der Weg hat keinen Sinn.

Die Menschen gehen hungrig und zerlumpt auf diesem hässlichen Weg, der von gebrochenen und dünnen Bäumen und von Brunnen mit schlechtem Wasser gesäumt wird, weil du ihnen den Sinn des Weges, den es vor deiner Ankunft gab, aus dem Gedächtnis gelöscht hast.

Ich ging auf dem Weg, der zu meinem Haus und zu meinem Garten führte. Die Menschen, die heute auf dem Weg, der von dir geschändet wurde, gehen, pflegten vorher ihre Gärten, die Bäume und die Brunnen vor ihren Häusern und verschönten somit den Weg, der allen gehörte. Was hätte es für einen Sinn gehabt, dass ich mit jenen Menschen über die Schönheit des Weges, der das Land durchquert, gesprochen hätte? Die Schönheit jenes Weges war in den Menschen und es war nicht notwendig, dass ich ihnen dies sagte, denn sie fühlten es selbst. Ich konnte auch diese Schönheit fühlen auf jenem Weg, auf dem die Menschen froh waren, einen Vorbeigehenden zu treffen, mit dem sie über ihr eigenes Wegstück sprechen konnten. Alle diese Menschen wussten – oder fühlten zumindest – dass die Summe ihrer Wegstücke den Weg, der das Land durchquert, bildet.

Die Gärten sind aber verschwunden. Die Gärten sind verschwunden und aus den Früchten unserer ehemaligen Gärten ernähren sich die Angst und der Hunger, die unsere Herren geworden sind. Die Angst und der Hunger die ihre Herrschaft über das ganze Land ausgedehnt haben, damit die Menschen vergessen, dass es eine Zeit gegeben hatte, als sie selbst ihre Gärten und ihren Weg pflegten. Die Angst und der Hunger leiten unsere Schritte auf dem neuen Weg, der das Land durchquert; der Weg auf dem die Freude verboten ist.

Ich kann aber den ehemaligen Weg, auf welchem allen Freude gestattet war, nicht vergessen.

Ich wurde geohrfeigt, weil ich mich getraut hatte, froh meines Weges zu gehen; weil ich mir erlaubt hatte zu glauben, dass die Freude den Weg zu begehen, nicht jemandes Monopol ist. Sie ohrfeigten mich im Gedanken, dass die Angst stärker werde, als der Wunsch froh auf dem Weg zu gehen. Aber weder die Angst noch der Hunger konnten mich dazu bringen zu vergessen, dass es einen Weg, auf dem die Freude die Regel war, gegeben hatte. Der Wunsch auf jenem Weg, auf dem fröhliche Menschen ihre Gärten bearbeiten und die Bäume und Brunnen am Wegrand pflegen, anzukommen, ist stärker als die Angst und der Hunger, die alle Menschen bedrücken.

Diejenigen, die die Zäune zerstört und die Gärten verwüstet haben, indem sie das ganze Land in Besitz nahmen, führten Krieg gegen den Menschen. Ihre Waffen waren – und sind immer noch –

die Angst und der Hunger. Sie dachten, dass die Angst und der Hunger stärker sein können als der Wunsch, dein eigenes Haus, den Garten, die Bäume und den Brunnen von deinem Stück Wegrand, der Teil des Weges ist, der das ganze Land durchquert, zu pflegen.

Sie haben die Zäune zerstört, haben die Gärten verwüstet, die Bäume gebrochen, die Brunnen kaputt gemacht, aber der Wunsch ist geblieben. Die Angst kann nicht die Hoffnung in den Herzen aller ersticken. Sie kann sie in den Herzen vieler ersticken, aber nicht in den Herzen aller.

Ich bin ein Beweis dafür, dass die Angst die Hoffnung nicht ersticken kann, weil ich nicht aufhören kann zu hoffen, dass die Menschen ihren Weg, auf dem die Freude die Regel ist, wieder finden können.

Deshalb habe ich beschlossen, Krieg gegen diejenigen zu führen, die mich geohrfeigt haben. Ich habe beschlossen, gegen die Angst zu kämpfen. Ich bemühe mich, auf meinem Weg zu gehen. Jetzt kann ich nicht froh sein, aber die Angst kann mich nicht daran hindern, würdig zu bleiben, kann mich nicht daran hindern ihr ins Gesicht zu schauen. Die Angst fürchtet sich vor mir, weil ich diesen Kampf akzeptiert habe. Sie fürchtet, dass die Menschen die sie beherrscht, ihrer Herrschaft entkommen und den Kampf antreten, um den verlorenen Wege zurückzugewinnen.

Der Wunsch, sein Stückchen Weg – das Teil des Weges ist, der das Land durchquert – zu pflegen, ist durch Hunger und Angst in den Herzen der Menschen erstickt, aber der Glaube an den Weg, der das Land durchqueren muss, kann siegen.

Erst wenn die Menschen den Hunger und die Angst besiegt haben, werden sie das Recht wiedergewinnen, froh auf dem Weg – der das Land durchquert – zu gehen...

\*

„Die Diktatur ist gestürzt, das rumänische Volk hat gesiegt!“, aber die Seelen der Menschen sind verwundet geblieben, Brunnen mit schlechtem Wasser, von Unkraut und Müll überwucherte freie Plätze. Der Hunger und die Angst, die die Seelen der Menschen beherrschen, sind nicht besiegt worden.

An einem regnerischen Herbsttag, an dem man fühlen konnte, wie die Feuchtigkeit durch die Kleidung drang, ging ich fröstelnd auf der Straße. Ich beeilte mich nach Hause. Auf einmal erschien auf der verdreckten Straße in voller Flucht ein Wagen. Zwei Pferde, eingehüllt im Dampfe ihres Schweißes und zwei Menschen, auf dem Kutschbock, eingehüllt im Dunste des Alkoholrausches. Der Wagen war mit Kohlen vollgeladen. Erbst über das schlechte Wetter ließen die besoffenen Kutscher ihre Wut an den beiden Pferden aus. Sie fluchten und trieben die Pferde an; einer schlug immerzu mit der Peitsche auf die Tiere. Bis zur Ecke ist der Weg noch gut gewesen, doch von der Ecke her war er aufgeweicht. In großer Eile, von dem guten Weg kommend, geriet der Wagen mit großer Geschwindigkeit auf den schlechten Weg, aber nach einigen Metern blieb er plötzlich stehen. Er war stecken geblieben.

Vergeblich strengten sich die Pferde an. Es war, als wären sie vor einen Berg gespannt. Aber die beiden Menschen wollten ihr Ziel erreichen. Sie sahen nicht, oder wollten nicht sehen, dass die beiden Pferde erschöpft waren. Sie beschimpften sie und schlugen ununterbrochen auf sie ein. Ich kann den Ausdruck des Entsetzens in den Augen dieser Tiere nicht vergessen...

Ein Schlag mit der Peitsche und noch ein verzweifelter Ruck der Pferde. Aber der Wagen stand wie angewurzelt da. Die Menschen fluchten und schlugen ununterbrochen, die Pferde strengten sich noch und nöcher an, als wollten sie sich zusammen mit dem Wagen von der Erde loslösen. Es wäre für sie leichter gewesen ohne Wagen davonzurennen, aber der Fluch des Wagengescharres hielt sie gebunden.

Mir schien, als hätte sich der Fluch des Wagengescharres in ihr Gewissen eingepägt denn sie schienen nicht erbost zu sein über die Menschen, die sie ohne Mitleid peitschten. Die Tatsache, dass

sie den Wagen nicht aus dem Schlamm herausziehen konnten, entsetzte sie. Sie wussten, dass wenn sie es schaffen würden, den Wagen von der Stelle zu rücken, sich der Peitschenregen legen würde. Die Pferde wurden geboren um vorgespannt zu werden. Wenn sie nicht ziehen, werden sie geschlagen oder hungrig gehalten. Obwohl diese Pferde brav waren, wurden sie von den Herren, die angetrunken waren, ausgepeitscht. Die Pferde waren gewohnt, Peitschenhiebe zu bekommen, um schneller zu rennen, aber an jenem regnerischen, kalten Herbsttag waren sie zu viel geschlagen worden. Sie waren zu lange gelaufen, bis der Wagen sich festgefahren hatte. Sie waren bereits erschöpft, aber die Menschen schlugen ununterbrochen auf sie ein. Sie waren aus dem Wagen gestiegen und traten sie mit den Füßen. Es hatten sich ein paar Vorübergehende versammelt, die den angetrunkenen Kutschern zusahen, wie sie die Pferde, die trotz der Kälte dampften und schäumten, quälten.

Nach einer Weile wurden die Rucke der Pferde immer schwächer, obwohl der Regen von Peitschenhieben und Beschimpfungen nicht nachlassen wollte. Darauf hat eines der beiden Pferde noch einen kräftigen Ruck getan, doch vergeblich, denn danach fiel es in die Knie. Einer der beiden Menschen, begann in einem Anfall von Raserei, das Pferd mit den Füßen gegen die Brust zu treten, um es zum Aufstehen zu bewegen. Ich sah ängstlich zu den beiden Menschen, die fast toll vor Wut geworden waren. Ich glaube, dass auch die versammelten Vorbeiläufenden, die Menschen ermahnen wollten, aufzuhören. Sie waren aber selbst eingeschüchtert und trauten sich nicht. Einzig das auf die Knie gefallene Pferd schien gleichgültig. Es sah fast verwundert zu dem, der es schlug, auf. Es war so, als wäre die Furcht aus seinem Blick verschwunden. Doch plötzlich stand die Furcht ihm vervielfacht ins Antlitz geschrieben. Sein Gesichtsausdruck brachte den Menschen dazu, aufzuhören, vielleicht hat er ihn sogar aus seinem Rausch gezerrt. Dann stand das Pferd auf, taumelte einige Augenblicke und brach zusammen. Es war tot.

Die beiden Kutscher, die während dieser kurzen Zeit zu Zuschauern, wie die Passanten, geworden waren, begannen sich zu streiten und beschimpften das tote Pferd. Sie deckten das andere Pferd mit einer Decke zu und gaben ihm eine trockene Brotrinde zum Knabbern...

Das am Leben gebliebene Pferd, dessen Muskeln vor Kälte und Erschöpfung zitterten, knabberte gelassen an seiner Brotrinde, neben seinem Gefährten, der tot mit dem noch angelegten Geschirr im Dreck auf der anderen Seite der Deichsel lag.

\*

Im Zug konnte man ganz verschiedene Menschen treffen. Die meisten von ihnen ließen sich nicht auf politische Diskussionen ein und wenn eine solche Diskussion sich doch anbahnte, schwiegen sie, scheinbar gleichgültig. Fast keiner glaubte mehr den Lügen der Propaganda, aber sie hatten Angst zu sprechen. In den Wagen der zweiten Klasse fuhren einfache Menschen und sehr selten hatte man die Gelegenheit, kleine Parteiaktivisten zu treffen. Diese, immer frisch rasiert und frisiert, in Anzug und Krawatte, bemühten sich eine imponierende Haltung zu zeigen, auch wenn in den meisten Fällen der Stoff ihrer Anzüge von niedriger Qualität und die Kragen ihrer Hemden abgescheuert waren. Sie redeten laut, erzählten geschmacklose – selbstverständlich unpolitische – Witze und strahlten vor Zufriedenheit, obwohl sie einen jämmerlichen Anblick boten, wenn man sie aufmerksam betrachtete.

Sie lobten, mehr oder weniger diskret, aber in überzeugtem Ton „die Errungenschaften unseres fleißigen und begabten Volkes unter der weisen Führung der Partei“, sie gerieten in einen Zustand der Ekstase, wenn sie über die Schönheit der Seele des Rumänen sprachen, aber wenn jemand den Mut fand, ihnen zu widersprechen, gerieten sie außer sich und blass vor Wut fingen sie an zu drohen. Vor 30 Jahren hätten sie dir die Pistole auf die Brust gesetzt und hätten dich der Miliz übergeben, aber jetzt, ohne Pistole, fühlten sie sich schwach und ihre Drohungen ähnelten dem

Bellen eines abgezehrten Hundes, der bellt um sich Mut zu machen.

Einmal befand ich mich im selben Abteil mit zwei Studentinnen und zwei solchen Aktivisten zweiter Klasse. Nachdem die Aktivisten einige schmutzige Witze erzählt hatten, nahmen die Mädchen ihr Gepäck und verließen das Abteil. Dann fingen die Zwei, eine ernste Diskussion mit politischem Inhalt an. Ich hatte den Eindruck, dass ich an einer Parteisitzung teilnehme. Auf einmal, während die Bahn an einem neu gebauten Plattenbauviertel vorbei fuhr, rief einer begeistert aus: „Ach, wie viel und wie schön hat man gebaut!“

Ich widersprach ihm. Ich sagte ihm, dass viel nicht auch schön bedeutet, dass diese Blocks hässlich sind, das Viertel abscheulich ist und die Menschen sich in jenen Betonschachteln wie in einem Sträflingslager fühlen.

Der Aktivist hörte aufmerksam zu, ließ mich aussprechen und danach, anstatt mir zu widersprechen, erzählte er mir eine merkwürdige Geschichte. Während er erzählte, blickte er mir tief in die Augen.

„Ich hatte einmal jemanden getroffen, der in den 50er Jahren Zeuge bei den Hinrichtungen, die in den Temeswarer Jagdwald durchgeführt wurden, gewesen war. Es wurden diejenigen hingerichtet, die sich gegen das Volk verschworen hatten. Er erzählte mir, dass jene Menschen, die erschossen werden mussten, sich unterschiedlich während der letzten Augenblicke ihrer Leben verhielten: manche warfen sich auf die Knie und baten um Gnade..., andere weinten und riefen ihre Mutter..., andere wandten sich krampfhaft und versuchten zu fliehen, obwohl sie wussten, dass sie keine Chance haben zu entkommen... Es waren nur sehr wenige, die sich bemühten, sich würdig zu zeigen, nicht zu weinen, aber auch diese waren kreidebleich und in ihren Antlitzen konnte man das Grauen lesen...“

Der Blick des Aktivisten war starr auf mich gerichtet, als ob er mich in Hypnose hätte versetzen wollen. Aus seinem Blick, der viel mehr dem Blick eines verrückten als dem eines normalen Menschen ähnlich war, zog ich die Folgerung, dass vielleicht er selbst der Zeuge jener Hinrichtungen oder sogar einer von denen, die den Abzug betätigt hatten, gewesen war... Nun platzte er vor Zorn, weil er mir nichts antun konnte, obwohl ich gewagt hatte, die Errungenschaften der Partei zu bestreiten...

\*

Bei einer Vorlesung für Baukunde hatte der Professor folgendes gesagt: „Ich bin der Überzeugung, dass ein Ausweg aus der aktuellen Lage nur möglich ist, wenn ein jeder an seiner Stelle seine Pflicht erfüllt.“

Am nächsten Tag habe ich mir erlaubt ihm folgenden Kommentar zur Lektüre anzubieten:

...Sie sagten „dass ein Ausweg aus der aktuellen Lage nur möglich ist, wenn ein jeder an seiner Stelle seine Pflicht erfüllt.“

Aber was ist die Pflicht? Wer kann sagen welche die Pflichten eines Menschen sind?

Der allmächtige Staat, das Werkzeug der Macht, konstituiert sich als eine allwissende Einrichtung, die behauptet die Interessen des Volkes wahrzunehmen. Im Namen der Allgemeinheit werden aber oft, zu oft, die Interessen der Einzelmenschen verletzt. Die Menschen werden bewegt, oft werden sie sogar gezwungen, eine Tätigkeit, die mit Ihren eigenen Interessen nichts gemeinsam hat, auszuüben. Dies führt zur Umwandlung der Menschen in Automaten, die nicht denken, oder, besser gesagt, die das Denken aus Selbsterhaltungsinstinkt ablehnen, um nicht zur Selbsterstörung zu gelangen. Wenn aber die Menschen regelmäßig eine Tätigkeit, die nicht zum Ziel die Befriedigung der eigenen Bedürfnisse hat, ausüben, kann ein Gleichgewichtszustand in der Wirtschaft – eigentlich im gesamten Gesellschaftsleben – nicht erreicht werden, auch wenn jeder seine Pflicht an der Stelle, an die er gestellt wurde, erfüllt.

In diesem Fall kann nicht die Rede von der Freiheit als verstandene Notwendigkeit sein, sondern nur von bedingungsloser Unterwerfung. Dem Menschen als Individuum wird es verboten zu denken – der Staat denkt für ihn. Der Staat beschließt, welche die Pflicht jedes Einzelnen ist und der Mensch gerät in die Lage, ein einfacher Automat zu sein. Noch schlimmer ist aber die Bemühung des Staates, dem Menschen den Eindruck, dass er selbst denkt, zu vermitteln, um ihm einzureden, sich überzeugt für die Absichten des Staates gegen seine eigentlich eigenen Interessen einzusetzen. Ein Mensch, der dazu gebracht wird, hört auf ein freier Mensch zu sein, er wird zum Sklaven.

Nicht alle Menschen unterwerfen sich der Macht, jedoch ist kaum einer bereit ihr zu widersprechen, denn die Angst ist groß. Die einzige verbreitete Protestform ist die Flucht; man flieht vom Gut, wie im Mittelalter. Im Mittelalter waren die Leibeigenen ans Gut gebunden, sie durften es nicht verlassen, aber oft konnten sie die Strenge des Landbesitzers nicht ertragen und dann flohen sie zu einem anderen Landbesitzer.

Tausende von Menschen fliehen heutzutage aus der Heimat; weil sie fühlen, dass ihr Platz nicht hier wäre; weil sie sich schwach fühlen und weil sie sich nicht im Stande fühlen für ein besseres Leben in der Heimat zu kämpfen. Aber andere Menschen – die Grenzsoldaten – haben die Pflicht sie daran zu hindern wegzugehen; um jeden Preis; es ist besser sie zu töten, anstatt sie entkommen zu lassen. Wenn sie lebendig gefangen werden, gibt es andere Menschen, deren Pflicht es ist, diejenigen, die schon einmal versucht haben zu fliehen, dazu zu bringen dies nicht wieder zu versuchen – die Justiz, die Miliz, erfüllen ihre Pflicht.

Die Dörfer sind verlassen. Die Menschen wurden gezwungen, auf das eigene Land zu verzichten, um in einer unwirtschaftlichen und umweltzerstörerischen Industrie zu arbeiten. Nun werden sie gezwungen, fast ohne Bezahlung auf den Feldern, die ihnen einmal gehört hatten, zu arbeiten. Welche ist ihre Pflicht? Das Feld, dessen Ernte ihnen nicht gehören wird, zu bearbeiten! Und der Staat wird aus dem Produkt ihrer Arbeit das Geld für den Unterhalt und die Entwicklung des Unterdrückungsapparates – „des Liebesministeriums“ – erhalten.

Zehntausende, hunderttausende, sogar Millionen von Menschen haben davon geträumt, einen eigenen Platz, ein Haus, einen Garten, ein ruhiges Zuhause zu haben. Der Staat hat aber festgestellt, dass diese Menschen zu viel Energie verbrauchen, zu viel essen, zu wenig von der Macht abhängen. Darum beschloss er, die individuellen Hauswirtschaften auszurotten und die Menschen in Plätzen, wo er sie unter Kontrolle halten kann, zu sammeln. Konsequentermaßen wurden die modernen Viertel in den Städten gebaut und nun beabsichtigt der Staat, das Dorf zu modernisieren.

Das moderne Leben eines Menschen erschöpft sich zwischen seinem Arbeitsplatz, wo er meist eine Tätigkeit, die mit seinem Seelenfrieden nichts gemeinsam hat, ausübt und dem Block, wo er wohnen muss. Es ist eine sehr traurige Existenz. Eigentlich ist der Mensch eine Art von Wurm, ein Wurm der im Beton lebt. Unsere Großeltern waren Bauern. Der Staat hatte aber beschlossen, dass es eine Schande ist, Bauer zu sein, also liquidierte er die Bauernschaft. Die Menschen konnten in den Dörfern als landwirtschaftliche Proletarier bleiben oder in die Städte ziehen. Unsere Eltern sind keine Bauern mehr; freie Menschen sind sie aber auch nicht. Ihre Existenz hängt vom Staat ab. Der Staat beschließt unser Schicksal, ohne uns zu fragen, ob es uns gefällt. Außerdem werden wir noch gezwungen zuzujubeln, wir müssen sagen, dass es uns gefällt, was der Staat für uns beschlossen hat. Ich kann mich erinnern, dass der Staat beschlossen hat, dass die Nachtschicht erweitert werden muss, um die Leistungsfähigkeit der Betriebe zu erhöhen. Wir lernten in der Schule, dass die dritte Schicht erweitert, weiter ausgedehnt werden muss. Die Macht wollte uns dazu bringen zu glauben, dass die Nachtschicht ausgedehnt werden muss – im Interesse der Menschen. Ich glaube aber nicht, dass allzu viele Menschen begeistert sind regelmäßig, jede dritte Woche, in der dritten Schicht arbeiten zu müssen. Sie müssen es aber tun, obwohl sie es vorziehen würden, in der Nacht zu schlafen.

Bis vor 20 Jahren war Temeswar, als Architekturensemble betrachtet, eine schöne Stadt. Die

Gebäude einer Stadt, die sich inmitten einer Ebene befindet, sollten nicht zusammengepfertcht sein. Die Ebene bringt den Schein der Unendlichkeit hervor. Die Gebäude einer Stadt im Gebirge können dicht nebeneinander gebaut werden, denn eine solche Stadt wird gezwungen, sich in den Tälern zu entwickeln und sie wird sowieso vom Wald auf den Hängen umgeben. In der Ebene bedeutet aber eine gedrängt gebaute Stadt Gebäude, die von einem Gebäudewald umzingelt sind – überall Beton; Wohnsilos. Diejenigen, die solche Städte gebaut haben, hatten die Pflicht es zu tun. Und die Menschen müssen hier wohnen; auch wenn es ihnen nicht gefällt.

eine Großeltern waren Bauern. Die Eltern wurden dazu bewegt, Stadtmenschen zu werden. Nach der Kollektivierung zogen auch die Großeltern mütterlicherseits in die Stadt, um in der Nähe der Familie zu sein. Wir wohnten in einem peripheren Stadtteil Temeswars, das mehr einem systematisierten Dorf als einer Stadt glich. Jedes Haus hatte Hof und Garten. Eine Familie besaß 500 -1000 Quadratmeter. Meine Großmutter, die überhaupt keine Rente hatte, konnte durch den Verkauf der im Garten gewachsenen Früchte, Gemüse und Blumen, die wir nicht selbst verbrauchten, genug Geld verdienen um ihren Haushalt zu führen. Der Hof und der Garten waren das Paradies meiner Kindheit. Auch auf die Eltern übten der Hof und der Garten eine positive Wirkung aus. Sie stellten eine seelische Zufluchtsstätte dar, nach den acht Stunden, die sie täglich in einem geschlossenen Raum in der Fabrik oder im Büro verbracht hatten. Es herrschte Ruhe in unserem Viertel. Auf den Straßen eines solchen Viertels war nicht viel Verkehr. Auf unserer Straße fuhren täglich einige Straßenbahnen, eine oder zwei Kutschen und nur wenige Autos. Aber während der trockenen Perioden fuhr täglich ein Tankfahrzeug, das die Straße besprühte. Auch das Stadtzentrum, wo die Urbanität ganz deutlich zu erkennen war, vermittelte keinen Eindruck der Monotonie oder der Enge, dank der alten Architektur, aber in erster Linie dank der vielen vorhandenen Grünanlagen. Nun wird aber in der systematischen Stadtplanung eine vollkommen unterschiedliche Anschauung verwirklicht. Die Fläche der Grünanlagen wird reduziert, die Gärten, die Höfe, die Häuser werden liquidiert, um Platz für die Betonschachteln zu schaffen. Ganze Viertel, die bis vor zehn Jahren voll Blumen und Bäumen waren, wurden zerstört und an ihrer Stelle wurden moderne Viertel gebaut; überall nur Beton: Blocks aus Beton, Gehsteig, Straße, Gehsteig und wieder Blocks. Die Menschen sonnen sich auf dem Gehsteig vor dem Block. Die winzigen unbetonierten Flächen in der Nähe der Blocks werden mit Stacheldraht umzäunt, um die Zwiebelbeete der Einwohner zu schützen. Müllcontainer qualmen zwischen den Blocks. Die Kinder spielen um die Container oder im Treppenhaus des Blocks.

Die Betonfront überrollt wie eine riesige Lavawelle die Gärten. Sie verschlingt alles. Aber welcher Vulkan hat diese gewaltige Welle verursacht? Menschen, die ihre Pflicht erfüllen, kommen mit Bulldozern und planieren, zerstören alles. Menschen, die ihre Pflicht erfüllen, kommen mit Baggern und graben die Löcher für die Fundamente und andere Menschen, die ihre Pflicht erfüllen, gießen den Beton.

Während der Arbeitspausen oder nach der Arbeit spazieren sie durch die Gegend, die noch nicht der Baustelle geopfert wurde und plündern die Gärten. Wenn eine alte Frau sie aus dem Garten, der noch ihr gehört, vertreibt lachen die Menschen, die die Betonwelle bringen und sagen ihr höhnisch: „Immer mit der Ruhe alte Frau, denn morgen kommt der Bulldozer und nimmt dir nicht nur den Garten – er reißt dir auch das Haus nieder!“...

Das Haus meiner Großeltern wurde Anfang der 60er Jahre neu gebaut, auf einer alten Straße – die Großeltern hatten den Platz von einem Nachbarn gekauft. Auf der Straße vor dem Haus fuhr schon damals die Straßenbahn, aber von der Terrasse des Hauses konnte man durch den eigenen Garten und durch viele andere Gärten, die alle noch in Privatbesitz waren, ungefähr in zweitausend Meter Entfernung ein kleines Waldstück sehen. Hinter den letzten Gärten und dem kleinen Waldstück breitete sich die unendliche Wiese aus – die sozialistischen Felder der grenzenlosen Ebene. Der Staat hätte auf den schon enteigneten Flächen genug neue Wohnviertel planen und bauen können,

dafür hätte er aber ein Teilchen seiner Agrarfläche opfern müssen. Er beschloss also, dass es sinnvoller ist, die altmodischen Wohnviertel zu modernisieren. „Modernisieren“ welches ein harmloses Wort für „enteignen“! Ich konnte sehen, wie die Betonwelle die Stadt überflutete. Meter für Meter, langsam, aber erbarmungslos. Ganze Viertel, die bis vor einigen Jahren nach Blumen dufteten, riechen nun nach verbranntem Müll, denn es scheint wirtschaftlicher, den Müll in den Containern anzuzünden, anstatt ihn regelmäßig zu entsorgen. Alles wird mit Beton und Staub bedeckt. Ende der 70er Jahre wurde die Betonwelle von der Terrasse sichtbar – sie hatte das kleine Waldstück erreicht und zum größten Teil verschluckt. Hunderte von LKWs fahren heute auf unserer Straße vorbei. Die hintere Hälfte des Gartens meiner Großeltern gehört bereits zur riesigen Baustelle. Der ehemals schöne Ausblick von der Terrasse scheint ein nie wirklich gewesener Traum zu sein – das trübe Dasein des vierstöckigen grauen Betonklotzes, der ungefähr auf der ehemaligen Gartengrenze gebaut wurde, ist zu bedrückend. Morgen wird auch das Haus fallen; meine Großmutter wird dann ihr Eigentum, zum zweiten Mal innerhalb von 30 Jahren, verlieren. Als Entschädigung wird sie eine neue Wohnung in einem solchen modernen Block bekommen. Denn hunderte von LKWs bringen Beton und Bauplatten. Es wird gebaut; in einem Wahnsinnstempo. Das Tankfahrzeug, das während meiner Kindheit die Straße besprühte, fährt aber nicht mehr durch unser Viertel. Es wurde beschlossen, dass es nicht mehr notwendig ist.

Im Jahre 1977 wurde in Rumänien der Lehrplan grundsätzlich reformiert. Es wurde beschlossen, dass einige Fächer nicht mehr wichtig und darum nicht mehr notwendig sind. Damit waren einige humanistische Wissenschaften gemeint. Es wurde beschlossen, dass die technischen Fächer viel wichtiger sind und es wurden entsprechende Maßnahmen ergriffen. Die Psychologie wurde durch die Technologie der Materialien ersetzt, die Logik mit dem Technischen Zeichnen. Und unsere Pflicht ist zu lernen, was man von uns verlangt; ohne Kommentar. Das Land braucht Beton und Stahl. Die Pro-Kopf-Stahlproduktion unseres Landes ist eine der größten in der Welt. Wir müssen mehr Stahl erzeugen! Wir müssen mehr Beton herstellen! So schnell es geht. Ohne zu überlegen.

Die Menschen, die sich Zeit zum Überlegen nehmen, sind gefährlich. Sie dürfen keine Zeit für das Denken haben. Also muss man sie beschäftigen, damit ihnen keine Zeit bleibt nachzudenken. Die sicherste Methode ist, sie zu zwingen, zu lernen. Man muss sie mit Information dermaßen bombardieren, dass sogar der Gedanke, selbst nachzuforschen, ihnen zuwider wird. Es ist nicht allzu wichtig was ihnen in Erinnerung bleibt, nachdem sie die Prüfung bestanden haben, wichtig ist, dass sie keine Zeit haben, nachzudenken. Es wäre großartig, wenn man sie veranlassen könnte, aufzuhören zu denken! Wie viele Studienabgänger versuchen noch ein Buch zu lesen?

Der Wald braucht Ruhe, um sich normal entwickeln zu können. Im Allgemeinen braucht jedes Lebewesen Ruhe; ich denke, der Mensch braucht sie auch. Man kann aber die seelische Ruhe nicht neben einer laufenden Drehbank oder Betonmischmaschine finden; obwohl wir gezwungen sind, in ihrer bedrückenden Nähe zu leben.

Ich habe die Maschinen und den Beton satt! Überall sind Maschinen und Beton. Ich hasse die Maschinen und den Beton. Ich will die Maschinen und den Beton nicht mehr sehen! Überall ist Beton. Ich will nicht die Betonkunde lernen, weil ich den Beton hasse!

Bevor ich nach Kronstadt zur Uni kam, arbeitete ich einige Monate in einer Fabrik. Dort habe ich einen Menschen kennen gelernt, der bald in Rente gehen sollte. Er sagte, dass er die Fabrik satt hatte. Er war Bauer gewesen, aber die Macht hatte ihm das Feld weggenommen. Vor 30 Jahren hat er sein Dorf verlassen, um Arbeit in der Stadt zu suchen. Er wurde schnell als Elektriker in jener Fabrik angestellt, seither arbeitete er dort, aber in seiner Seele ist er Bauer geblieben. Er hatte all die Schweinereien satt, die in der Fabrik geschahen, aber er musste arbeiten, auch wenn das manchmal bedeutete, dass er seine Arbeit schänden musste. Einmal musste er den größten Elektromotor der Fabrik zwei Wochen lang Tag und Nacht leer laufen lassen, weil die Fabrik keine Rohstoffe bekommen hatte und darum die zugeteilte Strommenge nicht verbraucht hat. Falls die Fabrik

weniger Strom verbraucht hätte, als ihr zugeteilt wurde, hätte man ihr im kommenden Trimester eine kleinere Stromquote zugeteilt und falls sie dann mit voller Kapazität gearbeitet hätte, hätte sie die verringerte Quote überschritten. Die Überschreitung der zugeteilten Stromquote hätte aber mit Sicherheit zur Bestrafung des Betriebes geführt. Eines Tages hat er zu mir gesagt: „Ich würde so gerne all den Kram hinschmeißen und zu meiner Hütte inmitten des Feldes ziehen, um niemanden mehr zu sehen!“ Seine Hütte existierte allerdings nicht mehr, nach der Kollektivierung wurden all diese Hütten abgerissen, aber ich konnte ihn gut verstehen, denn mein Urgroßvater hatte mir auch oft von der Ruhe seiner ehemaligen Hütte erzählt. Ich denke, ich fühle auch das, was jener Mensch fühlte. Ich würde in den Wald gehen, ich würde mich in den wilden Bergen verstecken, um niemanden mehr zu sehen; um keine Lügen mehr zu hören, um keine Maschinen und kein Beton mehr zu sehen, um nicht mehr gezwungen zu sein, Abgase und den Rauch des Mülls, der fast täglich in den Müllcontainern der Studentensiedlung brennt, einzuatmen. Ich hasse die Kultur des Betons, weil ich überzeugt bin, dass sie gegen die Natur, gegen den Menschen gerichtet ist. Die Betonwelle entmenschlicht die Gesellschaft.

\*

Im Park vor dem Radnaer Bahnhof befand sich eine Büste von Lenin. Obwohl ich in Radna meinen Wehrdienst geleistet hatte und danach noch einige Male dort gewesen bin, habe ich sie erst im Sommer des Jahres 1989 (als ich zu einem Orientierungslaufwettkampf reiste) wahrgenommen. Jetzt, nach der so genannten Dezemberrevolution, glaube ich, dass sowohl jene Büste als auch die Gedenktafel, die ihr als Motto diente, entfernt wurden. Bei meiner letzten Reise nach Radna hatte ich jedoch die Chance, jene Büste zu entdecken, das Motto auf der Tafel zu lesen und zu verstehen:

*„Lenin hat gelebt,  
Lenin lebt,  
Lenin wird leben!“*

Ich hätte die Büste mit der Gedenktafel nicht zerstört, denn diese stellte einen hässlichen, bösen Lenin dar, und die Gedenktafel drückte, meiner Meinung nach, eine erschütternde Wahrheit aus: Die kommunistische Ideologie hat die Menschheit während ihrer ganzen Geschichte begleitet. Die Menschheit trägt die Keime des Kommunismus – den Egoismus, die Feigheit und die Lüge – durch ihre Natur in sich. Wird die Gesellschaft als ein System betrachtet, ist es offensichtlich, dass die oben genannten Faktoren einen destabilisierenden Effekt ausüben und wenn sie nicht kontrolliert werden, können sie das System zerstören. In ihrer Dynamik hat sich die Gesellschaft immer wieder mit dieser Verfallsgefahr auseinandergesetzt und wurde immer wieder in die Situation gebracht, gegen diese Phänomene ankämpfen zu müssen.

Das Auftreten aller großen Religionen hatte die Erarbeitung und die Durchsetzung eines moralischen Kodex im sozialen Leben zum Ziel, um den Zerfall der Gesellschaften zu verhindern.

Die goldene Ära des Kommunismus, deren Grundsteine während der Französischen Revolution von 1789, durch das Anprangern der Religion und – mit einbegriffen – durch die Abwertung der christlichen moralischen Normen gesetzt wurden, stellte sich als ein Desaster heraus.

Im Jahr 1989, dem Jahr, in dem man behauptet, dass der Kommunismus zusammengebrochen wäre, jährte sich die Französische Revolution, deren Slogan die Worte: *„Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit“* waren, zum zweihundertsten mal. Die Geschichte hat bewiesen, dass das Ausschließen der religiösen Moral aus dem gesellschaftlichen Leben ermöglicht hat, diese Worte für die niederträchtigsten Zwecke zu missbrauchen.

Der Mut und die Feigheit, die Faulheit und der Fleiß, die Ignoranz und die Bemühung, die

Wahrheit herauszufinden – obwohl gegensätzlich – finden sich in latenter Form in jedem Menschen wieder, aber jeweils nur eine Eigenschaft dieser Paare ist dominant und erkennbar.

Eine Bevölkerung muss mit Hilfe der Systemtheorie beurteilt werden, deshalb kann die Dualität der Charaktereigenschaften eines Volkes nur dynamisch und statistisch eingeschätzt werden.

Wenn zu einem bestimmten Zeitpunkt ein Volk als faul, ignorant und korrupt etikettiert wird, bedeutet dies nicht, dass alle Individuen, aus dem es besteht, diese Charaktereigenschaften vorweisen, sondern nur, dass diejenigen, die diese Eigenschaften entfalten, die Mehrheit bilden, und dass die Faulheit, die Ignoranz und die Korruption als Gesetze für das Gesellschaftsleben gelten. Ebenfalls ist es nicht zwingend, dass der Prozentsatz der Individuen, die dieselben Charaktereigenschaften vorweisen, im Laufe der Zeit konstant bleibt, obwohl die Tendenz zweifellos besteht.

Der Kommunismus kann einem Volk mit Hilfe fremder Panzer aufgezwungen werden, kann aber auch aus dem Inneren auftreten, falls die Gesellschaft von Lüge, Faulheit und Ignoranz beherrscht wird. Diese Charakterzüge sind dem Menschen eigen und können in jedem Volk in einem bestimmten Anteil wieder gefunden werden. Daher kann man behaupten, dass sich die Keime des Kommunismus im Stadium der Latenz befinden, sowohl in jedem Individuum als auch in jedem Volk. Deswegen birgt eine Behauptung vom Typ: „*Das rumänische Volk ist nicht kommunistisch, war nie kommunistisch und hat nichts gemeinsam mit dem Kommunismus!*“, paradoxerweise das Risiko des Übertretens zum Kommunismus – zu einem Kommunismus unter einem anderen Namen, der aber genau so gefährlich sein kann wie der Stalinismus.

\*

Vor kurzer Zeit haben sowohl die deutschen als auch die rumänischen Medien über einen grausamen Raubüberfall berichtet. Ein 24 Jahre alter Rumäne hatte in Deutschland einen 18 Jahre alten Münchener Gymnasiasten ermordet, die Leiche versteckt und ist mit dem neuen BMW des Opfers nach Rumänien gefahren. Der Täter konnte kurz danach gefasst werden. Während der Untersuchungen gab er die Tat zu, versuchte sich aber gleichzeitig zu entschuldigen. Er erzählte, dass der junge Deutsche ihn als Anhalter ins Auto genommen hatte. Während der Fahrt hatte er den Deutschen gebeten, ihm etwas Geld zu geben. Dieser hatte dann angehalten, ihm gesagt, dass er arbeiten soll, wenn er Geld braucht und ihn aufgefordert das Auto zu verlassen. Darum hat er sich geärgert, das Messer herausgezogen und auf den Deutschen eingestochen. Er wollte ihn nicht töten, aber als er sah, dass er tot war, erschrak er, versteckte die Leiche und floh mit dem Auto des Opfers. Das Auto fuhr er allerdings stolz einige Wochen, bis er verhaftet wurde.

Die bekannte Geschichte von Hänsel und Gretel hätte auch anders erzählt werden können. Zwei arme Kinder kommen mitten im Wald vor das Haus einer alten Frau an. Sie ist keine Hexe, sie will sie weder gefangen halten, noch verspeisen, sondern gibt ihnen eine bescheidene Mahlzeit und erlaubt ihnen in der Scheune zu übernachten. In der Nacht überfallen aber die beiden die alte Frau, töten sie und plündern das Haus. Eine solche Geschichte hätte allerdings eine ganz andere Botschaft als die der Brüder Grimm.

Ich bin fest davon überzeugt, dass es einen engen Zusammenhang zwischen den anerkannten Kulturwerten eines Volkes und dessen gesellschaftlichem Leben gibt. Das geschriebene Wort spielt eine besondere Rolle und ich glaube, dass die rumänische Gesellschaft von falschen kulturellen Richtlinien beeinflusst ist. Das soziale Verhalten eines Menschen wird zweifellos von seiner Erziehung geprägt. Wenn ein kleines Kind im benachbarten Garten Obst klaut, können die Eltern es schimpfen, entschuldigen oder sogar loben. Das Thema „Obst klauen“ kann auch in der Literatur ganz unterschiedlich angeschnitten werden. Leider wird dieses Thema in einer der Grunderzählungen der rumänischen Literatur eindeutig aus der Sicht des kleinen Diebes

vorgebracht. Ion Creangă erzählt in seinen „Erinnerungen aus der Kindheit“ von dem Streit mit der bösen Tante, die ihn im Kirschbaum erwischt hatte. Die Erzählung mit dem suggestiven Titel „Bei den Kirschen“ gehört zum Lehrplan der Grundschule. In der Grundschule lernt man, dass Obst klauen (=„Zu den Kirschen“ gehen), keine böse Tat ist. Böse ist bloß die Tante, die das Kind vertreibt. Die Begriffe „Diebstahl“ und „Eigentum“ werden gar nicht erwähnt. Der Titel „Kirschendiebstahl“ hätte eine ganz andere Bedeutung gehabt, denn man hätte viel leichter an das Sprichwort „derjenige, der heute ein Ei klaut, wird morgen einen Ochsen stehlen“ denken können. Ich behaupte, dass diese Geschichte eine nicht ernst genommene negative Wirkung auf die rumänische Gesellschaft ausgeübt hatte – sie führte zur Verharmlosung des Diebstahls.

\*

Eines Nachts ging Nicu der Freche zusammen mit drei Freunden zu den Kirschen. Der Baum befand sich in einem benachbarten Hof. Erst wollten alle über den Zaun springen, aber einer, der schlauer war, betrachtete aufmerksam das Tor und entdeckte, dass der Eigentümer, ein alter Mann, den Schlüssel im Schloss des von innen zugesperrten Tores gelassen hatte. Also übersprang nur einer den Zaun und öffnete den anderen das Tor. Sie ließen das Tor weit offen und kletterten in den Kirschbaum. Jeder hatte eine Tüte mitgebracht, so dass sie die Kirschen nicht ins Hemd stecken mussten, wie der Held der Geschichte „Bei den Kirschen“ es getan hatte. Sie waren sehr fröhlich im Kirschbaum – sie sprachen laut und lachten. Auf einmal wurde das Licht im Flur des Hauses eingeschaltet und der Alte kam mit einem Stock in der Hand aus dem Haus: „Ihr, Diebe, schämt ihr euch nicht!“

Die Drei, die friedlicher und weniger mutig waren, bereiteten sich vor, wegzulaufen, als Nicu der Freche, mit einer überzeugenden Stimme aus dem Kirschbaum antwortete: „Lieber Mann, wenn dir das Leben wert ist, gehe sofort ins Haus!“

„Ist gut, ist gut, aber brecht wenigstens keine Äste“ -sagte der Alte und zog sich zurück.

Die Burschen aßen sich satt, füllten ihre Tüten und gingen dann seelenruhig durch das Tor nach Hause. Belustigt über den Ausgang der Begegnung mit dem Alten erzählten sie allen Freunden das Abenteuer.

\*

Ich fuhr oft mit der Bahn. Einmal saß im voll besetzten Abteil des Zuges, neben mir eine ungarischstämmige Familie – der Mann, die Frau und der kleine Sohn, ein Oberst der rumänischen Armee und noch drei Menschen. Das vielleicht drei Jahre alte Kind und seine Eltern stiegen einige Stunden später aus. Während der gemeinsamen Fahrt hatte das Kind, das kaum oder vielleicht gar nicht rumänisch konnte, immer wieder Fragen gestellt und die Eltern hatten mit ihm ungarisch gesprochen. Allerdings hatten sie mit den anderen Reisenden rumänisch gesprochen und waren sehr höflich. Nachdem sie ausgestiegen waren, fing der Oberst, der bis dahin geschwiegen hatte, an, sie zu beschimpfen, weil sie seiner Meinung nach sehr frech und unverschämt gewesen waren. Seine Rede war dermaßen von primitivem Nationalismus geprägt, dass keiner der Anwesenden sich die Mühe gab, ihm zu widersprechen. Keiner gab ihm Recht, aber auch keiner widersprach ihm, in der Hoffnung, dass er schweigen wird, nachdem er seine Dummheit ausgetobt hat. Als er aber das Thema Patriotismus erschöpft hatte, weil er das Schweigen der anderen wahrscheinlich als Aufmerksamkeit empfand, fing er an, uns seine Erinnerungen zu erzählen... Unter anderem erzählte er sehr begeistert wie er einmal, vor Jahren, während einer Übung mit seiner Abteilung, eine Feier veranstaltet hatte. Die Abteilung war im Gelände in die Nähe einer Schafherde gekommen und einer der Soldaten, der mit Schafen umgehen konnte, bot sich an, ein Lamm zu stehlen. Die andern

Soldaten übten fleißig, um die Aufmerksamkeit des Hirten auf sich zu lenken, bis das Lamm gefangen und geschlachtet war. Als die „Übung“ beendet war, marschierte die Abteilung fort. Einige Kilometer weiter machten sie ein Lagerfeuer und während das Fleisch gebraten wurde, besorgten ein paar Soldaten Brot und Wein im benachbarten Dorf. Es war ein herrliches Abenteuer.

\*

Merkwürdigerweise hassten die Menschen, deren Häuser von der Betonwelle verschluckt wurden, diejenigen die diesem Schicksal entkommen sind. In Rumänien ist ein aus christlicher Sicht merkwürdiges Sprichwort weit verbreitet: „wenn meine Ziege gestorben ist, soll auch die Geiß des Nachbarn sterben“. Auf einer meiner Fahrten mit der Bahn nach Kronstadt, noch vor der Revolution, sprach ich mit den Leuten, mit denen ich im Abteil saß, über die Politik der Umsiedlung der Menschen in die Plattenbauten und beklagte mich, dass das Haus meiner Großmutter bald dieser Politik zum Opfer fallen wird. Eine Frau erwiderte böse, dass sie auch ihren Garten und ihr neu gebautes Haus verloren hatte und, dass wenn es nach ihr ginge, alle Menschen in Plattenbauten umgesiedelt werden sollten.

Nach der Revolution erstarrte die Betonwelle, die auf die ruhigen Stadtviertel zurollte, aber der Konflikt in der Grenzgegend zwischen den zwei Welten – dem Betonuniversum und der Welt der von Gärten umgebenen Häuser – verschärfte sich. Die Plattenbaubewohner gucken neidisch und gierig über den Zaun zu den Früchten, die in den Gärten wachsen, die – wie durch ein Wunder – der Macht der Bulldozer entkommen sind. Währenddessen schauen die Garteneigentümer entsetzt zu den Blocks, aus denen Scharen von Kindern – durch das Beispiel des Helden der zur Pflichtlektüre gehörenden, „Erinnerungen aus der Kindheit“ bestätigt – über den Zaun stürmen, um die Gärten zu plündern – die Kleinen tagsüber, die Großen nachts. Es wird nicht nur Obst, sondern wegen der Armut immer öfter auch Gemüse geklaut. Wenn ein kleiner Dieb erwischt und den Eltern vorgeführt wird, reagieren diese meistens beleidigt: „Was wollen sie denn? Es ist bloß ein Kind, es wollte nur ein paar Früchte haben!“

In der Nähe der zuletzt gebauten Plattenbauten gibt es einige freie Flächen, die von Unkraut und teilweise auch von Müll bedeckt sind. Hier spielen die Kinder, die in den Hochhäusern wohnen. Bis zur Revolution haben sich ihre Eltern nicht einmal bemüht, diese Flächen sauber zu halten – sie haben höchst einzelne Stücke umzäunt und sie als Gemüsegärten benützt. Mit der Revolution kam die Freiheit und in vielen Bürgern wurde der Geist des Unternehmers wach. Viele Blockbewohner beeilten sich, auf den Flächen der ehemaligen Gemüsebeete und umso mehr auf den noch freien Flächen Garagen zu bauen. Einige, die mutiger und erfinderischer waren, bauten sogar Gebäude für kleine Geschäfte oder Kneipen. Es herrschte das Pioniergesetz: wer schlau war und gebaut hat, auch ohne Genehmigung, wird zum Herrn der bebauten Fläche.

Aus dem Garten meiner Großmutter wurde der hintere Teil für die Baustelle weggenommen. Angeblich hatte es sich nicht um Beschlagnahme, sondern um Verkauf gehandelt, denn man hatte ihr einen Spottpreis bezahlt, der kleiner als ein hundertstel des Preises war, der einer gleichen Fläche in einem nicht von den riesigen Baustellen bedrohten, noch weiter vom Stadtzentrum entfernten Garten, entsprach. Allerdings hatten die Gesetzgeber bald nach der Wende solche Verfahren für rechtswidrig erklärt, aber um wieder in den Besitz der „abgekauften“ Fläche zu kommen, war ein komplizierter Prozess notwendig. Der Prozess war bereits im Gang, als zwei Einwohner des Wohnblocks, der auf der ehemaligen Grenze des Gartens gebaut wurde, beschlossen, inmitten der von meiner Großmutter beanspruchten Fläche, zwei Garagen zu bauen. Sie brachten ein Teil der Baumaterialien und fingen an, die Löcher für das Fundament zu graben. Meine Großmutter erklärte ihnen die Lage, aber sie arbeiteten weiter. Erst als meine Mutter ihnen eine Bestätigung vom Gericht vorzeigte und ihnen mit der Polizei drohte, gaben sie nach. Es war

sicher, dass letztendlich meine Großmutter den größten Teil der Fläche bekommen wird – nur einen vier Meter breiten Streifen musste laut Gesetz dem Block als Domäne zugesprochen werden. Die gerichtliche Verhandlung verzögerte sich aber, mehrere Expertenkommissionen mussten das große Projekt, das in unserem Auftrag von einem zugelassenen Architekturbüro gemacht werden musste, begutachten. Meine Großmutter beschloss, auf das Urteil nicht mehr zu warten und eigenmächtig die Fläche zurückzunehmen. Sie besorgte sich Materialien und mit der Hilfe einiger Nachbarn errichtete sie einen Zaun in vier Metern Entfernung vom Block, wie im Projekt vorgesehen. Dann sammelte sie den Müll ein, entfernte das Unkraut, grub den Boden um und säte. Aber eines nachts, kurz danach, verschwand der Zaun; spurlos. Als Warnung wurde ihr in jener Nacht in den unumstrittenen Gartenteil auch eine Ladung Müll über den alten Zaun geworfen, den sie glücklicherweise nicht abgebaut hatte. Am nächsten Tag übernahmen die Blockkinder die Herrschaft über ihren alten Spielplatz, der nun wieder reichlich mit Müll geschmückt ist.

\*

Seine Eltern waren Bauern – sie bearbeiteten ihr eigenes Feld. Dann kam die Kollektivierung. Es wurde ihnen das Feld, die Pferde und der Pflug weggenommen. Das Haus und den anliegenden Garten durften sie behalten – diese gehörten ihnen, der Rest dem Kollektiv.

Seine Eltern mussten das Feld bearbeiten, das ihnen gehört hatte, das aber nun im Besitz des Kollektivs war. Sie arbeiteten für einen Spottlohn, konnten aber zusätzlich ein paar Maiskolben vom Feld klauen. Für die geleistete Arbeit bekamen sie im Jahr auch einige Zentner Getreide, aber mehr konnten sie nicht einmal kaufen, denn der Großteil der Ernte musste in den Staatsfond geliefert werden.

In der Schule lernte er, dass es fast eine Schande ist, Bauer zu sein, dass es in den entwickelten Ländern sehr wenige Bauern gibt. Die Menschen arbeiten dort in der Industrie.

Er ging in die Berufsschule in der Stadt. Er wohnte im Heim. Er war vor dem Kollektiv geflohen.

Er beendete seine Lehre und wurde in einer Fabrik angestellt. Er war zwar Arbeiter in der Stadt, eine Wohnung dort war aber schwer zu bekommen. Er musste im Elternhaus auf dem Lande wohnen und zur Arbeit mit der Bahn fahren. Er musste täglich zwei Stunden im Zug verbringen – eine Stunde hin, eine Stunde zurück. Das Pendeln mit der Bahn war nicht besonders gemütlich. Die Eisenbahnwagen waren immer überfüllt und es war oft kalt, denn die Züge wurden nicht einmal bei strengem Frost immer geheizt.

In der Fabrik arbeitete er acht Stunden am Tag. Manchmal musste er auch sonntags arbeiten. Er ging zu Hause um fünf Uhr früh weg und kehrte um fünf Uhr nachmittags zurück. Im Dorf gab es keine Bäckerei. Er war sehr froh, wenn er es schaffte, der Familie ein frisches Brot zu bringen; manchmal aber freute er sich auch, wenn er ein altes Brot bringen konnte.

Eines Tages wurden er und die anderen Arbeiter, die nicht in der Stadt wohnten, zur Personalabteilung bestellt, wo man ihnen in Aussicht stellte, dass die Partei beschlossen hatte, dass diejenigen, die auf dem Lande wohnen, eine bestimmte Anzahl von Tagen in den Kollektivwirtschaften Zuhause arbeiten müssen. Falls sie dieser Aufforderung nicht nachkommen werden, ist die Personalabteilung verpflichtet, sie zu entlassen. Also musste der Mann mehrere Urlaubstage opfern, um im Kollektiv, für einen sechs Mal niedrigeren Lohn, seine Zwangsarbeit zu erledigen – er wollte ja seinen Arbeitsplatz nicht verlieren.

Nach der Revolution wurden die Kollektive abgeschafft, aber auch unser Mann wurde arbeitslos. Seine Fabrik, wie viele andere auch, musste viele Arbeiter entlassen und zuerst wurden diejenigen, die nicht in der Stadt wohnten, in die Arbeitslosigkeit geschickt. Nun hasst er nicht die ehemaligen Parteiaktivisten, sondern die Stadtbewohner, die viel öfter in das Dorf kommen als davor, nachdem sie ihre enteigneten Felder zurückbekommen hatten. Diese wurden nicht gezwungen vor ein paar

Jahren fast ohne Bezahlung für das Kollektiv zu arbeiten und „nun wollen sie sich bereichern“.

Die Tatsache, dass die Eltern dieser Menschen von der Partei verfolgt, verschleppt, aus dem Geburtsdorf vertrieben wurden, spielt keine Rolle. „Wenn sie weggegangen sind, was wollen sie noch? Das Feld muss den Bauern gehören!“

\*

Meine Großeltern haben ihr Dorf 1962 verlassen. Das Haus haben sie verkauft. Der Wald und das ganze Feld – bis auf einen Garten im Dorf – wurden einige Jahre davor von dem staatlichen Landwirtschaftsbetrieb und von der Kollektivwirtschaft übernommen – beschlagnahmt, genauer gesagt. Von fast zwanzig Hektar blieb ihnen nur ein Garten von ungefähr 0,3 Hektar. Wegen der Enteignung des Feldes verließen viele Familien die Dörfer, um in die Städte zu ziehen und somit waren die Preise der nicht enteigneten Gärten sehr niedrig. Deshalb wollten meine Großeltern diesen Garten nicht verkaufen. Sie beabsichtigten ihn den Verwandten zur Benutzung bereitzustellen, aber kurz nachdem sie das Dorf verlassen hatten, siedelte sich dort eine arme Familie mit drei kleinen Kindern an. Sie waren von einem benachbarten Dorf gekommen und der Mann – ein Säufer – arbeitete im staatlichen Landwirtschaftsbetrieb. Sie hatten sich ohne jegliche Genehmigung angesiedelt und ein Häuschen gebaut. Als mein Urgroßvater ins Dorf zurückkehrte, um zu sehen, was mit dem Garten los war, berichteten ihm Beamte des Rathauses über die Lage und sagten ihm, dass er mit Recht beanspruchen kann, dass die Hütte abgerissen wird. Die illegalen Einwohner flehten ihn an, sie nicht zu Grunde zu richten und versprachen ihm, dass sie sich bemühen werden, Geld zu sparen, um den Platz bald zu kaufen. Die Lage blieb aber bis 1990 unverändert; obwohl meine Großeltern sich Ende der 60er Jahre nur mit einem Spottpreis, der kleiner als der Preis zweier Mastschweine war, zufrieden erklärt hatten. Immer, wenn sie gefragt wurden, wann sie bezahlen wollen, sagten die Ansiedler, dass sie vorläufig kein Geld haben. Pachtgeld haben sie uns nie bezahlt, nur der Gemeinde die fällige Grundsteuer. Inzwischen ist mein Urgroßvater gestorben und in dem Häuschen wohnt nur noch die Frau. Ihr Mann ist gestorben und die Töchter haben geheiratet und sind weggezogen. In den letzten Jahren vor der Revolution hat sich meine Familie gar nicht mehr bemüht, nachzufragen.

Als aber nach der Revolution meine Großmutter fragte, was sie mit dem Platz beabsichtigt, ob sie ihn kaufen oder pachten will, wurde die Hausherrin böse:

„Wieso, es ist doch mein Garten, ich wohne seit 30 Jahren hier! Ich habe auch Steuer bezahlt!“

„Du hast Steuer bezahlt, weil du die Ernte des Gartens gegessen hast!“ – erwiderte meine Großmutter.

Wir haben nicht beabsichtigt, sie aus dem Haus zu vertreiben. Wir haben ihr vorgeschlagen, 200-300 Quadratmeter für ihren eigenen Nutzen zu behalten und uns zu erlauben den Rest zu bearbeiten, wenn sie ihn nicht pachten will. Sie lehnte ab. Sie drohte uns, dass, falls wir den Garten betreten, sie ihren Schwiegersohn aus dem benachbarten Dorf rufen wird und dieser uns totschiessen wird. Meine Mutter zog vor Gericht. Wir haben den Prozess gewonnen. Die Menschen im Dorf behaupten, dass wir ihn durch Bestechung gewonnen haben. Dieser Vorwurf wurde mir sogar ins Gesicht geschrien.

Eine Verwandte von uns fragte offensichtlich unzufrieden:

„Was wollt ihr nun hier? Wollt ihr euch bereichern?“

Bevor das Gesetz des Grundbesitzes erlassen wurde, hofften die Dorfbewohner Herren über die Felder der Familien, die nach der Kollektivierung das Dorf verlassen hatten, zu werden. Die Tatsache, dass auch diejenigen, die 30 Jahre davor das Dorf verlassen hatten, ihr enteignetes Eigentum zurückbekommen haben, hat sie zutiefst unzufrieden gestimmt.

\*

Paul wohnt und arbeitet in einer Kleinstadt, besitzt aber noch ein Haus in einem 30 km entfernten Dorf. Jenes Haus, in dem er seine Kindheit verbracht hatte, ist nun verlassen, weil seine Eltern verstorben sind. Das Dorf schlängelt sich entlang eines engen Tales und ist von kahlen Hügeln umgeben. Das Haus und ein Teil des ungefähr 20 m breiten Hofes befinden sich an einer flachen Stelle, aber gleich hinter dem Haus fängt der steile Hang an. In einem solchen Gelände ist es schwierig, etwas anzubauen, weil die Traktoren wegen des starken Gefälles kaum eingesetzt werden können. Bis zur Kollektivierung gehörten die Streifen zwischen Häusern und dem Rücken des Hügels den Hauseigentümern. Während der Kollektivierung waren aber die Parteifunktionäre zum Schluss gekommen, dass sogar diese an den Häusern anliegende, kaum einen halben Hektar große Flächen viel zu riesig für den Gebrauch der Eigentümer sind, und der größte Teil, der sich im mittleren und oberen Teil des Hanges befand, wurde dem Kollektiv zugesprochen. Bis dahin wurden diese Flächen entweder als bewaldete Heuwiesen oder als Weingärten genützt, aber die Betreiber des Kollektivs beschlossen, sie für Getreideanbau zu benutzen. Die Bäume wurden gefällt, die Stümpfe aus der Erde gerissen und die Weingärten zerstört, aber einige Jahre danach merkte auch das Kollektiv, dass es sich nicht lohnt, den steilen Hang zu ackern. Das Gelände wurde verlassen. Aus den Wurzeln der ehemaligen Bäume und aus angeflogenen Samen erschienen wieder Triebe und Sträucher. Neben dornigen Wildrosen-, Weißdorn- und Schlehensträuchern gab es auch viele ebenfalls dornige Robinientriebe, aber das Holz, das sich nun im Gelände des Kollektivs befand, das gleichzeitig allen und niemandem gehörte, konnte nie so stark wie ein Arm werden. In der Gegend herrschte Brennholzangel und in den 70er und 80er Jahren wurde zwischen den Dorfbewohnern ein andauernder, stummer Wettkampf um dieses Holz geführt – kaum wurde eine Rute etwas dicker, wurde sie von einem Menschen, der Angst hatte, dass morgen ein anderer sie abschneiden wird, geschnitten und mitgenommen.

Gleich nach der Revolution hatte die neue Regierung ein Gesetz erlassen, das den Dorfbewohnern erlaubte, einen halben Hektar Feld vom Kollektiv zu beanspruchen. Paul beschloss, wieder Eigentümer des Geländes zu werden, das sich hinter seinem Elternhaus befand. Schon im Februar 1990, obwohl noch eine dünne Schicht Schnee lag, kam er an den Wochenenden mit seiner Frau und fing an die wilden Sträucher von seiner Fläche abzuholzen und auszugraben. Bis Ende März hatte er die Sträucher entfernt und einen einfachen Zaun aus, in die Erde geschlagenen Pfählen und drei Reihen Draht um den Garten gebaut. Im April pflanzte er Obstbäume und steckte Weinrebenstecklinge in die Erde.

Die Besitzer der benachbarten Häuser – obwohl sie im Dorf wohnen – beeilten sich nicht, seinem Beispiel zu folgen. Hinter ihren Häusern wuchsen weiterhin die Dornen.

Nachdem er mit dem Pflanzen fertig war, verging eine längere Zeit, einige Wochen, in denen Paul sein Elternhaus nicht mehr besuchte. Als er wieder kam, stellte er fest, dass jemand die gepflanzten Bäume, die Zaunpfähle und den Draht gestohlen hatte. Sogar die Weinreben-Stecklinge wurden aus der Erde gerissen und an der Stelle gelassen – als Paul kam, waren sie schon längst vertrocknet.

Er erzählte mir das Geschehen und sagte: „Falls sie die Obstbäume und die Weinreben wachsen lassen hätten und dann das Obst und die Trauben gestohlen hätten und mir nur einige Früchte oder vielleicht gar keine überlassen hätten, hätte ich mich nicht so sehr geärgert. Diese Menschen sind einfach dumm, sie denken nicht. Falls sie nur ein bisschen überlegt hätten, hätten sie gesagt: „Wenn er blöd ist, lasst ihn arbeiten, denn wir werden ernten, wenn er weg sein wird“. Einer der Nachbarn war aber der Meinung, dass es besser ist, meine Arbeit zu zerstören – damit ich mich nicht etwa bereichere.“

\*

Horia wohnt und arbeitet als Ingenieur in Temeswar. Durch das 1991 erlassene Gesetz des Grundbesitzes konnte er zum Eigentümer der Felder, die vor der Kollektivierung seinen Eltern gehört hatten, werden. Ein Jahr später nahm er sich einen Teil des Urlaubs und ging ins 100 km entfernte Dorf. Außer dem Feld besaß er noch einen Garten im Dorf. Dort beabsichtigte er ein Häuschen zu bauen, um in Zukunft nicht mehr bei Verwandten wohnen zu müssen. Er kaufte Baumaterial und lagerte es im Garten. Dann baute er Mais auf den Feldern an – genauer gesagt, er bezahlte und ein Bauer bearbeitete sein Feld, weil er selbst keine landwirtschaftlichen Maschinen besaß. Während er sich in Temeswar befand, verschwand der Großteil des Baumaterials – es wurde gestohlen. Die Menschen im Dorf lachten ihn aus. Im Frühsommer konnte er keine Tagelöhner finden, um seinen Mais zu hacken und darum war die Ernte sehr schlecht – er konnte nicht einmal die Unkosten, die er fürs Ackern und Säen aufgewendet hatte, decken. Die Menschen im Dorf lachten ihn aus.

Im darauf folgenden Jahr säte Horia erneut Mais, sorgte aber dafür, dass dieser nicht wieder ungehackt blieb. Um Tagelöhner, die bereit waren ihm zu helfen, finden zu können, bezahlte er einen wesentlich höheren Tagelohn als der übliche Tagelohn, der im Dorf bezahlt wurde. Alle Dorfbewohner, auch seine Verwandten, die selbst auf die Hilfe von Tagelöhnern angewiesen waren, beschimpften und verfluchten ihn, weil er den Tagelohn in die Höhe getrieben hatte.

Im Herbst, als Horia seine Ernte einholen wollte, stellte er fest, dass ein wesentlicher Teil davon verschwunden war. Man hatte ihn bestohlen. Aus zahlreichen Reihen wurde der Mais vollkommen „entsorgt“. Er machte sich gar nicht die Mühe, die Polizei zu verständigen – er wusste, dass es nichts nützt.

\*

Das Gesetz des Grundbesitzes erlaubte zwar den Eigentümern, ihre kollektivierten Felder wieder in Besitz zu nehmen, aber Grenzsteine gibt es auf solchen Feldern nicht. Cutza Iova besitzt ein viertel Hektar Feld neben einem der Felder meiner Großmutter. Im Frühjahr hatte Cutza geackert und Mais gesät. Er war auch in unser Feld eingedrungen – es hatte sich nicht nur um eine Pflugscholle gehandelt, sondern er hatte seine Fläche regelrecht verdoppelt.

Meine Großmutter war auf dem Feld, das ein anderer Bauer pachten wollte und stellte fest, was passiert war. Dann suchte sie Cutza und sprach ihn an: „Cutza, ich sehe, dass du in unser Feld eingedrungen bist und ein halbes Hektar, anstatt dem viertel Hektar, das dir gehört, angesät hast“.

„Lass es sein, ich werde dir etwas Mais dafür geben.“

Im Herbst, nachdem das Ernten des Mais beendet war, ging meine Großmutter während eines erneuten Besuchs im Dorf, zu ihm nach Hause. Angeblich war nur seine Frau zu Hause. Sie lud meine Großmutter nicht ein, den Hof zu betreten.

„Ich bin gekommen, weil mir Cutza im Frühling versprochen hatte, dass ihr mir etwas Mais geben werdet, weil ihr in unser Feld eingedrungen seid.“

„Was für Mais? Wir haben das Ackern, das Säen bezahlt, es war sehr teuer! Wir geben dir gar nichts!“

Die Frau ging zurück in den Hof und warf meiner Großmutter das Tor vor der Nase zu.

Als ich im Winter gemeinsam mit meiner Großmutter wieder ins Dorf ging, begegneten wir Cutza. Meine Großmutter sprach ihn an:

„Hör zu Cutza, weißt du, was mir mit deinem Weib widerfahren ist... Du hast unser Feld genommen und ihr habt uns nichts dafür gegeben.“

„Siehe, ich habe es dir nun überlassen“ – antwortete Cutza und kehrte uns erbost den Rücken zu.

Ich ging mit meiner Großmutter aufs Feld. Cutza hatte Weizen angebaut. Von unserem Feld, das Cutza im letzten Jahr genommen hatte, war nur ein schmaler Streifen unbearbeitet geblieben; der

Rest ist noch immer bei Cutza.

\*

Einige Jahre nach der Revolution fuhr ich einmal mit Micky mit der Bahn von Deutschland nach Rumänien. In Budapest stiegen drei Mädchen aus Portugal, die in Lissabon Philologie studierten zu und setzten sich in unser Abteil. Während der Sommerferien nahmen sie an einem fakultativen Kurs für ungarische Sprache, der von der Budapester Universität angeboten wurde, teil. Weil sie „Interrail“ Bahnfahrscheine besaßen (die ihnen drei Monate lang erlaubten kreuz und quer durch Europa zu fahren), hatten sie beschlossen, einen Abstecher von zwei Tagen nach Rumänien zu machen. Wir kamen ins Gespräch und luden sie ein bei uns, in Temeswar, zu übernachten.

In Arad mussten wir umsteigen und mehr als eine Stunde auf den Zug, der uns nach Temeswar bringen sollte, warten. Ich wollte, wir wären während dieser Zeit in die Stadt spazieren gegangen, aber weil es ziemlich stark regnete, mussten wir im schmutzigen Gebäude des Bahnhofes bleiben. Im Wartesaal, der regelrecht stank, befanden sich ziemlich viele Menschen, es gab aber noch genug freie Plätze. Einige der Anwesenden aßen ungeschälte Kürbis- oder Sonnenblumensamen und spukten die Schalen auf den Boden, andere rauchten, obwohl einige Schilder das Rauchen untersagten. Ein paar Säufer lagen auf den Bänken und schliefen.

Ein betrunkenener Mann rauchte unbekümmert auf einer Bank, die unmittelbar unter einem der Schilder, die das Rauchen untersagten, stand. Ein Gendarm kam und bat ihn sehr höflich nicht mehr zu rauchen. Der Mann spuckte verächtlich und fing an mit dem Gendarmen zu diskutieren und ihn auf die Schippe zu nehmen. Als er aber sah, dass der Gendarm auf seine Forderung nicht verzichtet, spuckte der Mann noch einmal angeekelt und warf überheblich die brennende Zigarette auf den Boden – vor die Füße des Gendarmen. Es sah so aus, als ob er den Gendarmen sagen wollte: „der Klügere gibt nach“. Der Gendarm verließ den Wartesaal; kurz danach gingen wir auch hinaus. Bis zur Ankunft des Anschlusszuges warteten wir auf dem Bahnsteig, der ebenso schmutzig wie der Bahnhof war, wo aber zumindest bessere Luft war.

Während wir mit dem Nahverkehrszug nach Temeswar fuhren, dessen dreckiger Zustand einem Westeuropäer unbegreiflich scheint, konnte sich eine der drei Portugiesinnen nicht mehr zurückhalten und rief erstaunt: „Ich kann einfach nicht verstehen, warum diese Menschen so schmutzig sind! Ich verstehe, dass sie arm sind, man kann aber arm und sauber sein!“

\*

Langert Peter ist einer der wenigen Schwaben, die Rumänien noch nicht verlassen haben. Seine Ahnen wurden vor mehr als 200 Jahren in dem damals sumpfigen Gebiet im Nordwesten des Banates, auf „rumänischen Boden“ angesiedelt. Tausende von Kolonisten waren während der Trockenlegung der Sümpfe an Malaria gestorben, aber ihre Arbeit war nicht vergeblich. Nachdem die wichtigsten Wasserläufe reguliert waren, wurden die Banater Schwaben die Eigentümer einiger der fruchtbarsten Felder Europas. Ihre Dörfer waren reich, schön, sauber.

Peter erinnert sich noch, dass das Dorf bis zur Kollektivierung sauber war, dass es einen einzigen Müllplatz gab, wo die Dorfbewohner die Sachen, die sie nicht mehr brauchten, hinwarfen. Wenn ein Tier starb, wurde dieses entweder von seinem Herrn im eigenen Garten begraben oder in den speziell zur Entsorgung der Tierkadaver weit außerhalb des Dorfes gegrabenen Trockenschacht, in den man regelmäßig Kalk streute, geworfen.

Obwohl Peter in der rumänischen Armee gedient hatte, wurde er 1945 in die Sowjetunion deportiert, „um wiederaufzubauen was die Deutschen zerstört hatten“. Als er zurückkam, musste er sich ins Kollektiv einschreiben – alle Menschen, die Grund außerhalb des Dorfes besaßen, mussten

dies tun.

Ende der 60er Jahre fingen die banater Schwaben an, ihre Heimat zu verlassen, um in Westdeutschland ein Zuhause zu suchen. In ihre Häuser zogen Rumänen ein, die aus den abgelegensten Winkeln des Landes gekommen waren. Diese hatten nicht vor der Kollektivierung im Dorf gelebt, als Ordnung ohne die Anweisungen der Partei herrschte. Sie begannen, ihren Müll überall abzusetzen, wo es ihnen gerade Recht war, am Dorfrand, der ihrem Hause am Nächsten gelegen war. Viele Gassen, die zum Feld führten, mündeten unweigerlich in einen Müllhaufen, der von Jahr zu Jahr größer wurde. Nach der Revolution, suchten die meisten Schwaben, die noch nicht ausgewandert waren, das Land schleunigst zu verlassen. Doch Peter, der in Deutschland eine Rente, die ihm ein sorgloses Dasein ermöglicht hätte, bekommen konnte, blieb hartnäckig entschlossen, sein Dorf, in dem er aufgewachsen war und fast sein ganzes Leben verbracht hatte, nicht zu verlassen. Da hatte er sein Haus, seinen Hof und seinen Garten. Als das Gesetz des Grundbesitzes nach der Revolution in Kraft getreten war, hatte er auch einen Garten am Dorfrand zurückbekommen (auf sein restliches Feld verzichtete er, weil seine Kinder bereits in Deutschland waren und er hätte es selbst nicht verwalten können) – und seine große Unzufriedenheit bestand darin, dass manche Dorfbewohner in den letzten Jahren vor diesem Garten immer wieder ihren Müll abgeladen haben. Der Müllhaufen wuchs zusehends. Zwei Jahre nach der Revolution wurde ein Vertreter der Opposition zum Bürgermeister gewählt. Dieser und seine Berater hatten unter anderem versprochen, Maßnahmen zu ergreifen, um die Müllhaufen, die das Dorf „schmücken“, verschwinden zu lassen, aber ein Jahr nach diesen Versprechungen wurde noch immer nichts getan. Die Leute werfen weiterhin Müll und Tierkadaver auf den Müllhaufen vor Peters Garten. An einem warmen Tag im Frühsommer, hatte ein Bürger, ein Rumäne, mittags ein totes Kalb an jene Stelle geworfen. Peter bat ihn, den Tierkadaver wegzunehmen, dieser lachte ihn jedoch aus. Dann beklagte sich Peter im Rathaus. Der Mann bekam keine Geldstrafe, er wurde lediglich aufgefordert, das tote Kalb wieder wegzunehmen und zu begraben. Das tote Kalb verschwand, aber wenige Tage später drang jemand in Peters Garten ein und verwüstete ihn. Dieser hat nichts geklaut, hat aber vieles zerstört (viele Tomatenpflanzen in voller Blüte sowie Kartoffelpflanzen – die Kartoffeln waren nicht einmal so groß wie eine Kirsche – waren aus der Erde gezogen und zertreten). Dieses Geschehnis veranlasste Peter, gründlich zu überlegen, ob er nicht doch nach Deutschland auswandern sollte.

Es wäre ein Fehler zu glauben, dass solche Begebenheiten nur als Folge des jahrzehntelangen kommunistischen Terrors auftreten konnten. Ihre Häufigkeit ist zwar stark gestiegen, doch ähnliche Vorkommnisse trugen sich auch in der Zwischenkriegszeit zu.

Meine Großmutter erzählte mir, dass sie in ihrer Jugend zusammen mit meinem Großvater ein paar Nussbäume auf einem ihrer Felder, in der Nähe des Dorfes, gepflanzt hatten. Als sie einige Tage später wieder vorbeikamen, waren die Bäume verschwunden. Ein anderes Mal wurden einige Frauen, die von ihrem Feld kamen, von meinem Großvater erwischt, während sie von seinem Mais einige große Kolben holten. Die Frauen hatten auch Mais auf ihren Feldern, doch der des Nachbarn war schöner. In jener Zeit wurden die Streitigkeiten der Dorfbewohner oft von Racheakten begleitet. Dem Feind zündete man während der Nacht den Heuschuber an, oder man mähte ihm den frisch gehackten Mais ab. Die Diebstähle waren ebenfalls häufig.

Eines Tages war der Lehrer mit seiner Frau zu einer Feier eingeladen. Jemand, der ihm böse war, schickte ein paar Leute, die als schwarze Schafe des Dorfes bekannt waren, um Unordnung in seinem Haus zu machen. Diese erfüllten den Auftrag glänzend – sie haben alles zerstört. „Sie haben alle seine Kleider zerschnitten“; sie haben alles, was aus textilem Material war – von Unterwäsche bis zu Gardinen, zerfetzt. Die Übeltäter wurden von der Polizei ermittelt und geschlagen, der Lehrer blieb jedoch mit dem Schaden.

\*

Eines Tages, vor der Revolution. Ich fuhr wieder mit der Bahn von Kronstadt nach Hause. Obwohl ich die Landschaft gut kannte, schaute ich zum Fenster hinaus und dachte nach. Die anderen Reisenden aus dem voll besetzten Abteil schlummerten, nur ein älterer Herr, der wesentlich besser gekleidet als die anderen war, las aufmerksam „Den Funken“. „Der Funke“ ist die zentrale Zeitung der Partei und beim besten Willen kann man darin keinen Artikel finden, der gelesen werden kann. Die ganze Zeitung ist ein Denkmal der Holzsprache, sie stinkt unerträglich nach Propaganda, aber der Alte liest sie genau so aufmerksam wie ein Engländer, der sich selbst achtet, „The Times“ lesen würde. Nach einer Weile erweist er mir die Gunst mich anzublicken und seufzt:

„Wir, die Rumänen, wir sind ein romantisches Volk; wir sind in die Natur verliebt... „der Wald ist verbrüdet mit dem Rumänen“ (Zitat aus Eminescu)...“

„Ja, Abel und Kain waren Brüder...“

Ich sagte dem Alten, dass unser Volk im Laufe der Zeit seinen Wald nicht allzu sehr respektiert hatte. Jetzt respektiert es ihn auch nicht. Es liebt die Natur nicht. Ich sagte ihm, dass dieser allzu oft benutzte, sprichwörtlich gewordene Slogan „der Wald ist verbrüdet mit dem Rumänen“ überhaupt keine Deckung in der Wirklichkeit hat. Zu behaupten, dass man die Natur liebt, bedeutet nicht, dass man sie auch respektiert – zumindest in unserem Land ist das so...

Die anderen Reisenden wurden aufmerksam. Der Alte wurde kreideweiß. Er sprach einige sinnlose Sätze, dann rief er mit triumphierender Miene:

„Christus wird nicht das zweite Mal auferstehen! Christus wird nicht das zweite Mal auferstehen!“

Die Reisenden betrachteten eindeutig bestürzt das Spektakel, aber ein Junge, der bis dahin geschwiegen hatte, rief dem Alten wesentlich ergriffen zu:

„Sie und die, die Ihnen gleich sind, Sie werden bald eine Überraschung haben! Eine große Überraschung!“

Das Abteil wurde von einem bedrückenden Schweigen beherrscht. Der Alte, der schwarz vor Wut war, nahm seine Koffer und verließ unser Abteil.

Nachdem er gegangen war, sagte ein Reisender, der bis dann geschwiegen hatte:

„Warum habt ihr den herausgefordert? Lasst ihn im Hund sein Schwanz! Habt ihr nicht gesehen, wer er war? Es hat keinen Sinn sich mit so einem anzulegen... Er kann euch Unannehmlichkeiten bereiten.“

\*

Eines Tages hatte jemand auf eine Bank in einem Vorlesungssaal der Universität „Make love, not children!“ geschrieben.

Ich kenne einen Haufen Jungs, die über Liebe mit einer mir unerreichbaren Leichtigkeit sprechen. Sie können gleichzeitig in mehrere Mädchen verliebt sein, oder sie verlieben sich närrisch in eine und nachdem sie ein, zwei Male mit ihr geschlafen haben, verlieben sie sich in eine andere und vergessen die erste.

„Wo keine Liebe ist, ist nichts“

Dieser Satz wurde in Rumänien Anfang der 80er Jahre als Motto des vielleicht einzigen unter der Herrschaft der Kommunisten eindeutig antikommunistischen im Lande geschriebenen und veröffentlichten Buches, bekannt („Der meist geliebte unter den Erdbewohnern“ – Marin Preda). Weil das Buch sowieso sehr heiß war (es wurde kurz nach der Veröffentlichung aus dem Handel gezogen) hatte der Schriftsteller, der auch der Verleger war, verzichtet zu präzisieren, dass dieser Satz den Schluss des 13. Kapitels aus „Der erste Brief des Apostels Paulus an die Korinther“

darstellt – die Bibel war ja ein verbotenes Buch.

Was für eine Liebe konnte in diesem bekannten Satz des Neuen Testamentes wohl gemeint sein? Handelt es sich um verlogene oder um wahre Liebe? Zieht die Liebe Verantwortung nach sich oder nicht?

Zu lieben bedeutet für manche zu profanieren.

Ich begegnete einmal in einer Schutzhütte im Gebirge einer Gruppe Studenten aus Temeswar. Die Schutzhütte, in der wir übernachteten, war eine der äußerst wenigen im Lande, die von einem Wandererverein nicht nur für die eigene Nutzung gebaut wurde. Wenn sie nicht überfüllt war, konnten fremde Touristen kostenlos übernachten. Als ich damals den Studenten begegnete, waren wir die einzigen Menschen in der Gegend.

Obwohl sie Studenten der Technischen Universität waren – sie studierten Maschinenbau – sagten sie, dass sie sich sehr wünschen das wissenschaftliche Reservat Retezat (das bekannteste, älteste und größte Reservat in Rumäniens Bergen) zu besuchen, um die unberührte Natur kennen zu lernen.

Ich sagte ihnen, dass man ein Reservat gerade deshalb aufbaut, um die Ökosysteme einer bestimmten Gegend in wissenschaftlichem Interesse unberührt zu erhalten und man deshalb dort den Zutritt der Touristen nicht erlauben darf. Ich sagte ihnen auch, dass ein intensiv besuchter, aber respektierter Wald unbegangener scheinen kann als einer der bis vor kurzem unberührt war, aber der von einigen zerstörungswütigen Menschen geschändet wurde.

Am nächsten Morgen frühstückten die Studenten, die zum ersten Mal in jene Gegend gekommen waren, an der Quelle vor der Schutzhütte. Als sie weggingen, dachten sie nicht daran, dass sie die Spuren ihrer Durchreise hätten verwischen müssen. Verschmutztes Papier, Plastiktüten und leere Konservendosen blieben dort als Beweis ihres Vorbeigehens...

Ritzen wohl die Verliebten ihre Namen in die Rinde der Bäume aus Naturliebe? Liebt wohl der Hirte, der mit dem Beil wahllos in die Bäume schlägt, nur um seine Langeweile zu vertreiben, die Natur?

Wie haben wir den Wald, den wir für unseren Bruder halten, respektiert? Sind wir respektvoll oder mit dem Gefühl, dass wir dort machen können was uns gerade einfällt, in den Wald eingedrungen?

„Es wird wie im Wald geklaut“, ist ein oft benutzter Spruch, der uns veranlassen könnte, uns zu fragen: wie lieben wir die Natur? Respektieren wir sie oder beuten wir sie bedenkenlos aus?

Eine andere unbequeme Frage könnte sich auf das soziale Verhalten der überwiegenden Mehrheit des Volkes und der kulturellen Elite beziehen. Welche sind die wirklichen Merkmale, die deren Denkweise prägen?

Die nationalistische Propaganda behauptet, dass das rumänische Volk ein Volk von friedlichen Landwirten, die ihr Land liebten, war; die Rumänen sind angeblich fleißige und ehrliche Leute. Einige der bedeutendsten rumänischen Schriftsteller stellten allerdings einen ganz anderen Bauertyp dar: unehrlich, gerissen, vulgär.

Der Alltag der heutigen Zeit bestätigt leider fast ausnahmslos nur den negativen Typ, aber um eine Stufe erklimmen zu können, muss man sie zuerst wahrnehmen. Das große Problem der kulturellen Elite besteht darin, dass ihre Mitglieder entweder die lächerlichen Thesen der billigen nationalistischen Propaganda mittragen, oder dass sie sich als Opfer des primitiven Volkes selbst bemitleiden. Sehr wenige sehen ein, dass die Elite mitverantwortlich für den mangelnden Bürgersinn der einfachen Leute ist.

Einmal, vor der Revolution, sprach ich mit einem eingebildeten Intellektuellen. Dieser behauptete kategorisch: „Marin Preda gefällt mir nicht, weil er vulgär ist!“

Die Wahrheit ist aber, dass nicht der Schriftsteller vulgär ist, sondern die furchtbar echten Personen in seinen Romanen. Diese Tatsache hat eine ganz andere Bedeutung als die Behauptung des feinen Intellektuellen.

Das wohl bekannteste patriotische Gedicht der rumänischen Literatur – Eminescus „Dritter Brief“ – basiert auf einer geschichtlichen Inversion, auf einer Lüge. *(Der Dichter inszeniert vor der Schlacht von Rovine ein Treffen zwischen den Personen des Gedichtes. Baiazid, der Sultan, rühmt sich, dass er in der Schlacht von Nicopole die Armee der westlichen Kreuzritter zerschlagen hat und verlangt dem rumänischen Wojewoden Mircea sich ihm zu unterwerfen. Mircea weigert sich jedoch, es kommt zur Schlacht und die türkische Armee, die sich getraut hat, den rumänischen Boden zu betreten, wird vernichtend geschlagen.*

*Als der Dichter die Schlacht von Nicopole erwähnt, ignoriert er die Wahrheit, weil diese Schlacht 1396 – zwei Jahre nach und nicht vor Rovine – stattgefunden hatte und Mircea selbst an jenem erfolglosen antitürkischen Kreuzzug teilgenommen hatte. In Wirklichkeit hatte zwar Mircea 1394 die Schlacht von Rovine gewonnen, aber nicht den Krieg. Trotz des Sieges, musste er sich gleich danach vor der Übermacht der Türken zurückziehen. In der nächsten Schlacht wurde er besiegt und musste nach Siebenbürgen fliehen. Die Adligen wählten einen anderen Wojewoden, der sich den Türken unterwarf und Mircea konnte erst 1397 mit Hilfe der Ungaren den Thron zurückerobern.)* Man behauptet, dass es sich im „Dritten Brief“ um eine harmlose poetische Lizenz handelt, aber sie diene denjenigen die die Geschichte grob, nach dem Muster von Orwells Wahrheitsministerium, verfälschten als glänzendes Beispiel und Entschuldigung. Nach der Revolution hoffte ich, dass man auf diese üble Gewohnheit verzichten wird; wie es aussieht, ist dem aber nicht so.

Der Chronist berichtet: „Dieser Fürst Stefan war klein von Gestalt, erbost und vergoss rasch unschuldiges Blut. Während der Gelage tötete er oft ohne Gericht zu halten...“ Es ist ebenfalls bekannt, dass der Fürst die irdischen Freuden genossen hatte, dass er zahlreiche Liebhaberinnen und mehrere uneheliche Kinder gehabt hatte. Trotzdem wurde er nach der Revolution, am Ende des XX. Jahrhunderts, in den Stand der Seligen erhoben. Seine Seligsprechung basierte auf seiner – durch die nationalistische Propaganda geschaffenen – Heldenaura, und nicht auf der geschichtlichen Wahrheit. An den Festlichkeiten, die von der nationalen orthodoxen Kirche organisiert wurden, haben hochrangige Politiker aller Parteien teilgenommen – sowohl Vertreter der Regierung als auch Vertreter der Opposition, sowohl ehemalige Kommunisten als auch so genannte echte Demokraten. Die Wurzeln der Lüge sind sehr tief.

Die kulturelle Prostitution, die während der Herrschaft der Kommunisten, von den meisten Schriftstellern und Kritikern, von dem Großteil der kulturellen Elite allgemein, betrieben wurde, hatte jedes Maß übertroffen. Fast alle bekannten Schriftsteller hatten akzeptiert, Werkzeuge der Macht zu werden. Die großen Schriftsteller haben die Holzsprache gefügig übernommen und wurden mehrmals als vergoldete Lautsprecher der Propaganda der Öffentlichkeit vorgeführt. Für diesen Preis haben sie ihre Künstlerfreiheit erkaufte; oder vielleicht eher verkauft?

Nichita Stanescu wird als der wichtigste rumänische Dichter der Nachkriegszeit bezeichnet. Man hatte ihn angeblich sogar für den Nobelpreis nominiert. Der durchschnittliche Rumäne konnte allerdings kaum etwas von seiner verschlüsselten Poesie verstehen. Trotz der Strenge der Diktatur wurde der Dichter, der als chronischer Alkoholiker bekannt war, manchmal von den nationalen Fernsehsendern in betrunkenem Zustand interviewt. Sein Anblick bildete einen auffallenden Gegensatz zu den gepflegten Standardgesichtern die sonst im Fernsehen zu sehen waren, die Botschaft seiner poetischen Reden wich aber kaum von der starren Linie des Programms der Hirnwäsche, das in den Medien durchgeführt wurde, ab:

Reporter: „Was meinen Sie, kann die Poesie die Welt verändern?“

Dichter: „Nein, ich glaube eher, dass sie die Welt konserviert.“

.....

Reporter: „Welche ist Ihre Meinung über die soziale Rolle Ihrer Poesie?“

Dichter: „Ich bin glücklich, in einem freien Land zu leben, dessen Präsident, der während seiner

Jugend politischer Häftling war, die politischen Gefängnisse ins Gefängnis gesteckt hat.“

Wer hat wohl den großen (saufenden) zeitgenössischen Dichter gezwungen eine für Ceausescu solch schmeichelnde Aussage zu machen?

„Wir leben in einer Welt, in der man nicht mehr weiß, wer dumm ist und wer den Dummen spielt“ – war eine oft in Umlauf gebrachte Behauptung, die als Entschuldigung für die zahlreichen Kompromisse diente, die die Intellektuellen mit ihrem eigenen Gewissen gemacht hatten, obwohl es noch eine Möglichkeit gegeben hätte: das Schweigen.

Es gibt einen festen Zusammenhang zwischen der Kultur und dem sozialen Leben – sie beeinflussen sich gegenseitig.

Die Schwierigkeiten fangen mit Ion Creangă an, denn „Erinnerungen aus der Kindheit“ impft in die Köpfe der Kinder die Keime des Kommunismus ein.

Der von der nationalistischen Propaganda für wichtig erklärte Teil aus Eminescus Werk macht jede Hoffnung auf sozialen Fortschritt zunichte, denn man benützt seine Botschaft als niederschmetterndes Argument für die These, dass das rumänische Volk die Vollkommenheit erreicht hat. Ich erhebe nicht Einspruch gegen Eminescus Gesamtwerk, aber ich bestreite den Mythos, der durch die Verherrlichung einiger seiner Gedichte, entstanden ist. Dieser Mythos wurde (und wird immer noch) von der Politik benützt, um das Volk im Sumpf des Egoismus, des Chauvinismus und der Intoleranz zu versenken, denn ein solches Volk gehorcht blindlings seinen Anführern. Weil Eminescu der erste wichtige rumänische Schriftsteller war und weil sein Werk wirklich kolossal ist, war es schon immer gefährlich zu behaupten, dass es völlig verkehrt ist, die Gedanken aus seinen romantischen Gedichten als treues Abbild der rumänischen Gesellschaft anzusehen. Diejenigen, die sich getraut hatten, Eminescus Anschauungen zu kritisieren, wurden als Feinde der rumänischen Kultur und als Verräter abgestempelt. Der Mythos Eminescu beeinflusste negativ auch andere Schriftsteller, die der Besessenheit vom idealen Rumänen – der ehrlich und verliebt in die Natur ist – nicht entrinnen konnten.

Einige Schriftsteller hatten aber begriffen, dass die rumänische Gesellschaft krank ist. Sie haben ihre Misere in ausgezeichneten Werken, die unter den wichtigen Schriften der Weltliteratur ihren Platz finden könnten, falls man sie übersetzen würde, zum Ausdruck gebracht. Die Wichtigkeit dieser Werke wurde aber von der Kritik, die schon immer der Politik unterworfen war, bagatellisiert und belächelt. Die Benützung der Kritik als Werkzeug der Macht, die direkte oder indirekte literarische Zensur (durch Verleumdung des Schriftstellers und /oder seines Werkes), wurden nicht von dem kommunistischen Regime erfunden. Ein überzeugenderer Beweis dafür war der Fall Caragiale. Der bekannteste Dramatiker der rumänischen Literatur, der konstant die übertriebene Demagogie, die wahrscheinlich die schlimmste Krankheit der rumänischen Gesellschaft ist, bespöttelt hatte, wurde Anfang des XX. Jahrhunderts gezwungen, ins Exil zu gehen. Aber auch andere Schriftsteller wurden wegen ihrer Äußerungen zielbewusst getadelt und verleumdet. Die Kommunisten haben diese Praxis nur verschärft. Nachdem sie die Macht ergriffen hatten, machten sie ganz deutlich, dass diejenigen, die ihre – nicht der politischen Linie der Partei treuen – Gedanken bekannt machen, nicht nur die Anprangerung, sondern auch ihre Freiheit und ihr Leben riskieren.

\*

Die bei den Veranstaltungen der Opposition herrschende triumphale Atmosphäre hat mich besonders stark gestört. Meiner Meinung nach, hat die Opposition auf diese Weise unabsichtlich den Interessen der Machthaber gedient. Dadurch konnten diese ihren Nutzen aus der Verewigung der kommunistischen Mentalität, der Respektlosigkeit gegenüber dem Privateigentum ziehen. Die Opposition hatte nicht begriffen, dass diese Charakterzüge, Eigenschaften der überwiegenden

Mehrheit des Volkes sind, oder wollte dies nicht öffentlich zugeben aus Angst, Anhänger zu verlieren. Die ganze Propaganda der Opposition basierte auf einer Lüge: „Das rumänische Volk hat nichts gemeinsam mit dem Kommunismus, der Respekt für das Privateigentum ist ein Charakterzug unseres Volkes, wir sind das antikommunistischste Volk Europas!“ – Holzsprache, Slogans, die mich an einen mit riesigen Buchstaben geschriebenen, zu Ceausescus Zeit am Kronstädter Bahnhofgebäude angebrachten und jahrelang nach seinem Sturz dort behaltenen Slogan erinnern: „Es lebe unser fleißiges Volk!“

Es ist bekannt, dass wenn zwei Parteien lügen, das Volk leider eher der Lüge schenkt, welche die unverschämtesten Lügen verbreitet. Es wurde also die Macht, das kryptokommunistische System, dessen Geist selbst verlogen ist, klar bevorzugt. (*Goebbels, der Meister der Manipulation war, hatte während des zweiten Weltkrieges diesen Grundsatz erfolgreich eingesetzt*).

Die Macht hat den als Revolution getarnten Staatsstreich sorgfältig geplant und durchgeführt. Die Regisseure der Farce waren zweifellos sehr interessiert daran, dass die so genannte Revolution glaubwürdig erscheint und sie hatten auch der Opposition eine wichtige Rolle zugeordnet. Die ehemaligen Kommunisten, die sich zu Anführern der Revolution stilisiert hatten, konnten ihre Glaubwürdigkeit dank der unbeabsichtigten aber zu erwartenden Hilfe der Opposition festigen. Sie hatten nämlich damit gerechnet, dass die Opposition, die eigentlich bis zum 22. Dezember gar nicht existiert hatte, versuchen wird, sich durch die Behauptung, dass sie an der Revolution teilgenommen hatte, zu legitimieren. Die Opposition hatte die Falle, die ihr gestellt wurde, nicht erkannt oder nicht ernst genommen und hat den Staatsstreich nicht denunziert, sondern behauptet, dass im Dezember eine echte Revolution, die von den Altkommunisten gestohlen wurde, stattgefunden hatte.

Indem sie versuchte, sich durch eine Lüge zu legitimieren, trug die Opposition ungewollt aber entscheidend zur Legitimierung der Macht bei. „In jenen heißen Dezembertagen“ hatten Millionen Menschen im Fernsehen gesehen, wie die Urheber der Farce vom revolutionären Balkon zur Menge gesprochen hatten. Wenn sogar die Opposition zugibt, dass eine Revolution stattgefunden hatte, dann ist es klar, dass Iliescu deren Anführer war! In diesem Kontext ist das Erscheinen des Slogans „am 21. – 22. war Iliescu auf unserer Seite“ selbstverständlich. „Nur die ausländische Presse, die unsere Heimat verleumden will, spricht von einem Staatsstreich!“

\*

Sowohl in der Schule als auch in den Medien werden sehr oft die Verbrechen, die im Laufe der Geschichte im Namen der Religion begangen wurden – und immer noch begangen werden, angeprangert. Man muss allerdings einsehen, dass die Verbrechen, die während der letzten zwei Jahrhunderte im Namen atheistischer Doktrinen begangen wurden, keineswegs weniger grausam waren, als die Verbrechen, die im Namen der Religion durchgeführt wurden. Die Zahl der unschuldigen Menschen, die seit der Französischen Revolution im Namen der Revolution, der Arbeiterklasse, der Herrenrasse, des Humanismus, des Fortschrittes und der Zivilisation getötet wurden, übertrifft die Zahl derer, die während der ganzen Geschichte im Namen Gottes umgebracht wurden. Wenn man die fundamentalen Bücher der Weltreligionen mit den fundamentalen Büchern der modernen atheistischen Doktrinen vergleicht, kann man auf den scheinbar komischen Gedanken kommen, dass die ersten eine weniger primitive Denkweise zeigen als die letzteren. Das „Manifest der Kommunistischen Partei“ oder „Mein Kampf“ – um nur zwei der modernen fundamentalen Bücher zu nennen – rechtfertigten mehrere Verbrechen als die Bibel und der Koran. Der Slogan der Französischen Revolution „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit“ ist unsinnig und führt zu Mord, wenn man versucht ihn zu verwirklichen, ohne ihn in ein System vernünftiger moralischer Normen einzubinden. Bezüglich der Religion ist es offensichtlich, dass der Glaube mehrere Ebenen

vorweist. Es gibt ein fundamentales Buch der Religion; es gibt andere Schriften, die von Anhängern dieser Religion stammen; es gibt die Haltung der Mehrheit der Priester und des einzelnen Priesters in verschiedenen Zeiten; es gibt die Art wie die Mehrheit der Gläubigen und der einzelne Gläubige zu verschiedenen Zeitpunkten diese Religion versteht und wie er in Folge dessen handelt. Seit 1789 wurde die Religion als primitive Erfindung konstant diffamiert, der atheistische Staat bemühte sich aber gleichzeitig, die Kirche zu unterwerfen und sie als Werkzeug zu benützen. Dieses Vorhaben wurde unter dem Vorwand des Slogans der Trennung der Kirche vom Staat durchgeführt. Obwohl die Enteignung der Güter der Kirche in fast allen Geschichtsbüchern als weise Entscheidung dargestellt wird, muss man einsehen, dass sie eigentlich dazu gedient hatte, die Kirche in materielle Abhängigkeit vom Staat zu bringen. In fast allen Ländern wurde diese Enteignung ohne Entschädigung und lange Zeit, bevor die Großgrundbesitzer auch enteignet wurden (diese wurden allerdings meistens entschädigt), durchgeführt.

Die Französische Revolution bedeutete der Beginn einer Epoche des Zerfalls der christlichen Werte und die Revolutionen von 1848 verallgemeinerten diesen Prozess im ganzen Europa. Das Lob des Samaritervorbildes wurde ersetzt durch die Apologie des Chauvinismus, des brutalen Nationalismus. Für den einfachen Menschen hatte diese Politik katastrophale Folgen. Das System der christlichen moralischen Werte wurde durch das ethnische Kriterium ersetzt: „Wir sind gut, die Fremden sind böse! Wir sind perfekt, wir haben keinen Grund uns zu bessern, wir haben uns nichts vorzuwerfen! Die Fremden, die Ausländer sind an allem Übel schuld!“ Der unsinnige Nationalismus, der aus der Büchse der Pandora befreit wurde, verursachte zwei Weltkriege und zahlreiche andere Kriege.

Nach der Revolution von 1848 haben die Gründer des modernen rumänischen Staates die Kirche in die Knie gezwungen. Die Orthodoxe Kirche, die nie die Macht der Katholischen Kirche gehabt hatte, weil die Patriarchie ihren Sitz in Konstantinopel hatte und das Amt des Patriarchen oft am Hof des Sultans versteigert wurde, verlor ihre Selbständigkeit ganz. Sie wurde zur nationalen Kirche erklärt und bekam eine eigene Patriarchie. Die Orthodoxe Kirche wurde schon Jahrzehnte vor dem ersten Weltkrieg zum Werkzeug des atheistischen Staates und hörte auf, eine moralische Autorität darzustellen. Diese Umstände wurden später von den Kommunisten ausgenutzt. Die Diener der Orthodoxen Kirche waren wesentlich folgsamer als die der Katholischen Kirche, die einzige, die es geschafft hatte, ihre Selbständigkeit gegenüber dem Staat in Folge der verschiedenen Revolutionen der letzten zwei Jahrhunderte, zu bewahren.

\*

Die kommunistische Oligarchie hatte und hat ein einziges Ziel: DIE ERHALTUNG DER MACHT und handelt nach der eisernen Regel: es gibt keine moralischen Prinzipien! (= „Der Zweck heiligt die Mittel“) Ebenso wie das Wahrheitsministerium aus Orwells „1984“ reformiert die kommunistische Propaganda im Durchmarsch die Ideologie, die die Machthaber zu fördern angeben.

„Die quantitativen Anhäufungen führen zu qualitativen Sprüngen“ und diese Sprünge sind notwendig, um das Volk in einem Zustand der Verwirrung zu halten.

In weniger als 50 Jahren wurden dieselben Leute, die anfangs überzeugte Anhänger des atheistischen Internationalismus waren, zu unnachahmbaren Förderern des orthodoxen Nationalismus.

Der Übergang vom internationalistisch-kommunistischen System zum nationalistisch-kommunistischen System hatte Anfang der 60er Jahre begonnen und wurde festlich im August 1968 beendet, als Ceausescu wegen der selbständigen Haltung bezüglich des Einmarsches des Warschauer Paktes in die Tschechoslowakei als Nationalheld bejubelt wurde (Rumänien hatte sich

an der Zerschlagung des „Prager Frühlings“ nicht beteiligt und sogar das Vorgehen kritisiert).

Der 12. Januar 1990 war unzweifelhaft der festlich gefeierte Augenblick der Verwirklichung des qualitativen Sprunges vom atheistischen nationalistisch-kommunistischen System zum christlich orthodoxen nationalistisch-kommunistischen System. Es war der Tag, an dem die ehemaligen Parteifunktionäre begonnen haben, in der Öffentlichkeit das Kreuzzeichen als politische Waffe zu missbrauchen. Die Tatsache, dass der Sprung vollzogen wird, war während der drei Wochen, die zwischen dem 22. Dezember und dem 12. Januar vergangen waren, ganz deutlich zu erkennen, doch dieser wurde schon seit längerer Zeit vorbereitet. Noch zu Ceausescus Zeit priesen zahlreiche Pfarrer und Mönche den Nationalismus und Kirchen wurden bei der Renovierung in den Nationalfarben gestrichen. Bei den Philosophie- und Wissenschaftlicher Sozialismus-Seminaren wurde in den 80er Jahren gepredigt, dass die Religion toleriert und nicht bekämpft werden soll. Die Mitglieder der Nomenklatur hatten begonnen, die Kirche zu familiären Anlässen (Trauungen, Taufen) zu betreten, ohne eine Strafe fürchten zu müssen, wie es in den 50er und 60er Jahren der Fall war.

In der Weltgeschichte gibt es zahlreiche Beispiele der hervorragenden Zusammenarbeit der korrupten führenden politischen Elite mit der ebenfalls korrupten Führung der Kirche. Auch in der Literatur wurde dieses Thema mehrmals behandelt – der beste Nachweis ist die Bibel. In Extremfällen – wie im Fall des Reformators Jan Hus – wurde derjenige getötet, der für eine moralische Erneuerung warb, weil seine Thesen die Weltordnung in Frage stellten und die Herrschenden ihre Macht gefährdet sahen. Viel öfter aber wurde dieses Bündnis nur zur Schau getragen, um dem dummen Volk Respekt einzuflößen und seine Gehorsamkeit zu stärken.

Ich hatte am Abend des 11. Januar die Hintergründe der zur Schau getragener Vermählung der kommunistischen Nomenklatur mit der Orthodoxen Kirche, die am nächsten Tag festlich besiegelt werden sollte, in einem offenen Brief geschildert (der Brief, mit dem ich zwei Wochen später in Kronstadt bei der festlichen Vorlesung aufgetreten bin).

Am Morgen des 12. Januar 1990 steckte ich den offenen Brief und den Aufsatz „Das Opfer“ in die Tasche und ging in die Stadt. In Temeswar existierte nur eine Tageszeitung. Sie wurde von denselben Redakteuren, die bis zum Sturz Ceausescus untertänige Knechte der Partei gewesen waren, herausgebracht – von denselben Leuten, die am Abend des 22. Dezember, nach seiner Flucht, im Auftrag des ehemaligen Parteichefs des Kreises und mit Hilfe der Androhung mit den Terroristen das Erscheinen einer antikommunistischen Zeitung verhindert hatten. Obwohl mir klar war, dass ich keine, überhaupt keine Chance habe, dass diese Zeitung meine Aufsätze veröffentlicht, ging ich in die Redaktion, um zu sehen wie die Herrschaften reagieren werden. Einer der Redakteure, ein älterer Herr, las sie aufmerksam und gab sie mir gelassen zurück. Sein einziger Kommentar war: „Jetzt ist nicht der richtige Augenblick, um sie zu veröffentlichen“. Aus der Sicht der Macht war es freilich nicht sinnvoll, solch kritische Äußerungen zu verbreiten. Die Presse, die von der Macht bezahlt wurde, musste ja Hirnwäsche betreiben, sonst wäre das billige Theaterstück der Versöhnung der Nomenklatur mit der Kirche, das dem Volk als ehrliche und demütigte Andacht für die Helden der Revolution verkauft wurde, unsinnig gewesen.

Ich steckte meine Aufsätze wieder in die Tasche und verließ die Redaktion. Ich ging ziellos durch die Stadt, empört über die Feierlichkeiten, die auf dem Opernplatz stattfanden. Ich wollte schreien, wusste aber, dass das nichts Gutes bringen kann. Bis Mittag mied ich den Opernplatz, aber als die Feierlichkeiten zu Ende waren, ging ich hin und blieb nachdenklich vor der Kathedrale stehen. Nach einer Zeit näherten sich der Kathedrale ungefähr 20 Menschen, die sich an den Händen hielten und eine offene Kette bildeten. Der Anführer war ein Mann mit Bart, einige Jahre älter als ich. Sie skandierten: „Freiheit! Freiheit!“

„Diese Menschen denken so wie ich!“ – dachte ich und schloss mich ihnen an. Wir skandierten pausenlos „Freiheit! Freiheit!“ und umkreisten drei Mal die Kathedrale; währenddessen schlossen

sich uns immer mehr Menschen an. Als wir zum vierten Mal vor dem Haupteingang ankamen, blieben wir stehen. Der Bärtige sank auf die Knie mit dem Gesicht zur Kathedrale und wir alle folgten seinem Beispiel.

„Gott gibt es!“ – rief der Bärtige und hob seine rechte Hand. Wir alle riefen ihm mehrmals im Chor nach: „Gott gibt es! Gott gibt es!“

Ich weiß nicht, was die andern fühlten, aber für mich war dies einer der rührendsten Momente meines Lebens. Ich hatte den Eindruck, dass unser Schrei wie ein wichtiges Urteil zum Himmel steigt. Ich stand auf und ging zu dem Bärtigen, der die Gruppe geführt hatte:

„Gehen wir zum Metropoliten Nicolae um ihn zu fragen warum die Kathedrale am 17. Dezember zugesperrt wurde, als die Jugendlichen, die dieselben Worte gerufen hatten, die wir nun skandiert haben, in der Kirche Schutz vor den kommunistischen Kugeln suchen wollten! Diese Jugendlichen wurden auf den Stufen der Kathedrale erschossen, weil die Diener der Kirche die Tore von innen verschlossen hatten. Er soll uns sagen, was er dazu meint!“

Der Bärtige sah mich einen Augenblick lang gleichgültig an, dann sprach er die Menge an:

„Hier, neben mir, befindet sich ein Reporter aus Frankreich, Frankreich, unsere größere Schwester, die uns immer beigestanden hat!“ *(Seit Anfang des XIX. Jahrhunderts und bis zum Zweiten Weltkrieg wurde Paris als Rumäniens Mecca dargestellt und die überwiegende Mehrheit der rumänischen Politiker und Intellektuellen waren frankophil Die Bewunderung Frankreichs hatte allerdings die schwerwiegenden sozialen Probleme Rumäniens nicht lösen können und die Herrschaften, die in Paris studiert hatten, auch nicht. Sie beschränkten sich, in einem primitiven Land die feinen Herren zu spielen und in die damalige Holzsprache und ins rumänische Bewusstsein den Ausdruck „Frankreich ist unsere größere Schwester“ einzuführen.)*

„Frankreich! Frankreich!“ – skandierte die Menge, die nur vor einigen Augenblicken, kniend, „Gott gibt es“ gerufen hatte.

„Wir sollen unserem Freund aus Frankreich sagen, dass es uns leid tut, dass der Morgenstern unserer Poesie, dessen Büste hier, neben der Kathedrale, steht, nicht unter uns sein kann, um die Morgensterne der Revolution hochzupreisen.“

„Schande!!!“ – schrie ich. „Schande!!! Schande!!!“

Einige Augenblicke war es ruhig. Dann näherten sich mir sehr viele Leute. Darunter war auch der französische Reporter.

„Was ist in dich gefahren?“ – wurde ich gefragt.

„Eminescu war kein Christ und es ist eine Schande ihn mit den Jugendlichen, die mit leeren Händen der Diktatur getrotzt hatten und auf den Stufen der Kathedrale gestorben sind, zu vergleichen!“

„Dieser Mann ist verrückt!“

„Eminescu war Christ!“

„Er will unseren Nationaldichter vor der ausländischen Presse verleumden!“

„Vielleicht ist er ein Securitate – Mann!“

Der französische Reporter fragte mich, was ich denn sagen möchte, denn er hatte begriffen, dass ich die Menge verärgert hatte.

Mein Französisch ist sehr schlecht, doch ich konnte ihm erklären, dass ich keine besonders gute Meinung von demjenigen habe, der als unser Nationaldichter angesehen wird. Der Franzose entgegnete, dass es ihm normal scheint, dass Menschen unterschiedliche Meinungen bezüglich des Werkes eines Autors haben. „Nicht allen Franzosen gefällt Voltaire, Hugo oder Zola“. Ich sagte ihm, dass die Ursache des Streitgesprächs in der unterschiedlichen Beantwortung der Frage besteht, ob Eminescus Werk eine christliche Botschaft enthält. Um sich selbst ein Bild davon machen zu können, wollte ich ihm die letzte Strophe des Morgensterns übersetzen, aber weil ich damit Schwierigkeiten hatte, bat ich einen Mann aus der Menge dies zu tun. („Der Morgenstern“

wird allgemein als Eminescus wichtigstes Gedicht angesehen und es wird oft behauptet, dass dieses Gedicht alleine ausreicht, um ihn als wichtigsten rumänischen Schriftsteller zu krönen.) Der Mann fing aber an, dem Franzosen etwas ganz anderes zu erzählen. Währenddessen wurde ich von einer Gruppe von einigen Dutzend Demonstranten erfasst und von dort weggetrieben. Ich glaube, dass, von oben betrachtet, die Menschengruppe, die mich in ihre Mitte eingeschlossen und fast getragen hatte, um mich von dem fremden Reporter zu entfernen, einer riesigen Amöbe glich.

Nachdem ich von dem Franzosen weit genug getrieben wurde, begann man mich gründlich zu verhören:

„Du bist ein Securitate – Mann!“

„Nein, ich bin Temeswarer und studiere in Kronstadt.“

Sie untersuchten aufmerksam sowohl meinen Personal – als auch meinen Studentenausweis.

„Du, weißt du überhaupt wer Ieminescu war?“ fragte mich ein etwa vierzig jähriger Mann mit Schafsfellmütze und moldawischem Akzent (*Eminescu wurde in Moldawien geboren und wird dort, viel mehr als im Rest des Landes, vergöttert*).

„Ich glaube es zu wissen. Wenn Sie wollen, machen wir einen Wettbewerb um zu sehen wer mehrere Verse von Eminescu vortragen kann.“

„Du, pass auf, vielleicht wird dir Prügel ausgeteilt!“

„Schlag mich doch! Du hältst dich doch für einen Christen!“

„Dieser Typ ist verdächtig. Entweder er ist ein Securitate – Mitglied oder er ist verrückt! Wir müssen sehen, was mit ihm ist!“

In Begleitung einer Garde von sieben, acht Männern wurde ich zur Kommandantur der Garnison gebracht. Auf dem Weg dahin wurde ich gewarnt:

„Pass gut auf! Versuch ja nicht zu fliehen, denn wenn wir dich erwischen...“

An der Garnison verlangte das Revolutionärskomitee den Offizier vom Dienst zu sprechen. Es gefiel ihnen nicht besonders, dass nur drei die Erlaubnis erhielten, mich in das Gebäude zu begleiten. Die Anderen blieben vor dem Tor und warteten.

Der Offizier vom Dienst war ein intelligenter Mensch:

„Was ist geschehen?“

„Dieser Mann hat versucht unseren Nationaldichter vor der ausländischen Presse zu diffamieren. Er hat behauptet, dass Eminescu kein Christ war!“

„Nun herrscht doch Demokratie, ein jeder darf sagen was er will, wenn ich will, kann ich auf die Straße gehen und „Nieder mit Iliescu!“ rufen.“

„??? Ja? ...Aber uns scheint dieser Mensch anrühlich. Er behauptet, Student in Kronstadt zu sein. Wenn er lügt? Wir möchten, dass Sie das überprüfen!“

„In Ordnung, ich werde es überprüfen. Ich behalte ihn so lange hier, bis ich überprüft habe. Nun bitte ich Sie zu gehen.“

Sichtlich unzufrieden gingen sie.

„Junge, pass auf was du machst! Diese Leute kennen keinen Spaß. Es ist nicht empfehlenswert dich mit ihnen anzulegen, du hättest Unannehmlichkeiten bekommen können. Du hattest Glück, dass sie dich zur Garnison gebracht haben... Bleibe noch einige Minuten hier, nicht dass sie auf der Straße auf dich warten...“

\*

Eines Tages, Anfang März 1990, befand sich die Führung der Studentengewerkschaft der Universität in einer Sitzung. Zur Sitzung hatte sich ein Student aus Târgu Muresch, der am Vortag nach Kronstadt gekommen war, selbst eingeladen. Er wurde von der Studentenliga aus Târgu Muresch gesandt, um uns dazu zu bewegen eine Solidaritätskundgebung mit seiner Liga zu

organisieren. Die Liga aus Târgu Muresch bestand aus rumänischen Studenten und widersetzte sich der Gründung einer Medizinhochschule mit ungarischer Unterrichtssprache.

Ich erklärte ihm, dass dieses Problem uns nicht angeht, weil es seit der Revolution Autonomie für die Universitäten gibt und die Studenten jedes Universitätszentrums ihre Belange selbst zu lösen haben.

Der Gesandte regte sich auf und begann, uns Patriotismuslektionen zu erteilen; er sagte uns, dass ein Historiker, Mitglied des „Rumänischen Weichbilds“, einer Organisation der er selbst auch angehörte, während einer Sitzung behauptet hatte, dass die Anführer Rumäniens nach dem ersten Weltkrieg den Minderheiten keine nationalen Rechte gewähren wollten. Sie hatten den Minderheiten diese Rechte – einschließlich des Rechts auf Unterricht in der Muttersprache – zugesprochen, nur weil während der Friedenskonferenz von Trianon die rumänische Delegation unter Druck gesetzt wurde. Diese Bedingung, die uns damals von Fremden auferlegt wurde, müsse jetzt nicht mehr eingehalten werden.

Ich sagte ihm, er sei chauvinistisch und bat ihn, den Saal zu verlassen. Er ging wütend weg.

Während der folgenden Tage wurden in allen Universitätszentren des Landes – mit Ausnahme von Temeswar und Kronstadt – Kundgebungen zur Unterstützung der rumänischen Studenten von Târgu Muresch organisiert. Das nationale Fernsehen berichtete ausführlich über diese Veranstaltungen.

Während der Kundgebung in Târgu Muresch, dankte die Studentenliga den Studentenorganisationen aus den anderen Städten des Landes für ihre Unterstützung. Unter den angeblichen Unterstützern wurde auch die Studentengewerkschaft von Kronstadt aufgeführt.

Am nächsten Tag, gab die Führung des Kronstädter Studentenbundes folgendes Kommuniqué heraus:

### ***Kommuniqué***

*1. Der Bund der Studentengewerkschaften aus Kronstadt (BSGK) dementiert die Behauptung, die während der Kundgebung vom 17.03.1990 in Târgu Muresch gemacht wurde, dass die Studenten des Kronstädter Universitätszentrums ihre Solidarität mit der Studentenliga aus Târgu Muresch offiziell zum Ausdruck gebracht hätten. Wir verdeutlichen hiermit, dass der BSGK seine Haltung bezüglich der Auseinandersetzung aus dem Institut für Medizin und Pharmazie von Târgu Muresch noch nicht präzisiert hat.*

*2. Wir verdeutlichen, dass in dem BSGK, dem auch die Demokratische Union der Ungarischen Studenten (DUUS) aus Kronstadt angehört, alle Probleme durch Dialog gelöst werden.*

*3. Wir richten einen Appell an alle Bürger, gleich welcher Nationalität, auf Gewalt zu verzichten und sich zu bemühen, ihre nationalistisch-chauvinistischen Triebe zu zügeln.*

*4. Die Vertreter der DUUS Kronstadt erklären, dass sie die heutigen Grenzen des Landes anerkennen, und dass sie die Legitimität dieser Grenzen nie in Frage gestellt haben. Sie distanzieren sich von allen Provokationen in diese Richtung, egal ob sie aus dem In- oder dem Ausland stammen.*

*5. Der BSGK erachtet die Anerkennung der nationalen Identität einer Minderheit nicht als eine Gefährdung der Stabilität des Landes.*

*Kronstadt, den 18.03.1990*

Dieses Kommuniqué wurde in den Gebäuden der Universität ausgehängt. Wir versuchten, die Redaktionen der Tageszeitungen von Kronstadt zu überzeugen, dieses Kommuniqué zu veröffentlichen; obwohl die Unterzeichnenden die Vertreter von über 5000 Studenten waren, war dies jedoch nicht möglich.

Ich fuhr selbst nach Temeswar und überreichte das Kommuniqué, das durch den Stempel des

BSGK beglaubigt war, der Redaktion der Zeitung „Timișoara“ – die damals als einzige machtkritische Zeitung im Land bekannt war. Man sagte mir, dass das Kommunique veröffentlicht werden wird, aber das Versprechen wurde nicht eingelöst.

Einige Tage später brachen in Târgu Muresch Straßenkämpfe zwischen Rumänen und Angehörigen der ungarischen Minderheit aus.

\*

Im Frühling des Jahres 1990 strömten zahlreiche Rumänen in die benachbarten Länder und nach Westeuropa. Hunderte, Tausende, Zehntausende Leute, die bis zur Revolution nicht die Möglichkeit gehabt hatten, ins Ausland zu reisen, erhielten Reisepässe. Die Wenigsten waren die, die den Pass dafür verwendeten, um sich die Welt anzuschauen, oder um saubere Geschäfte zu machen. Die meisten verwendeten den Pass nur, um zollfrei Geschäfte zu machen, Waren zu schmuggeln. Sie brachten die fremden Zollbeamten fast zur Verzweiflung, weil an den rumänischen Grenzkontrollpunkten in der Zeit praktisch auf alle Kontrollen und Zollabgaben verzichtet wurde (die Machthaber machten Geschenke für die näher rückenden Wahlen). Es gab aber auch sehr viele rumänische Touristen, die den Westen mit dem „Wilden Westen“ verwechselten: sie bettelten, stahlen, machten Unordnung und Dreck in einer viel zivilisierteren Welt als zu Hause.

In Rumänien sind Schwäne nur im Donaudelta, in zoologischen Gärten – in Käfige eingesperrt – und in Eminescus Poesie anzutreffen. In Mittel- und Westeuropa hingegen, schwimmen frei lebende Schwäne auf zahlreichen Teichen, Flüssen und Seen. Die Schwäne, die frei auf dem See schwimmen, nähern sich, wenn sie Menschen sehen. Sie kommen und fressen dir aus der Hand, so als wären sie Zuchtgänse. Sie sind nicht Menschenscheu, weil niemand ihnen etwas angetan hat.

Eine Gruppe Zigeuner aus Rumänien hat mehrere Schwäne, die frei in einem Park in Wien lebten, geschlachtet und gegessen. Viele Rumänen, die in westeuropäischen Ländern politisches Asyl beantragt hatten, verstrickten sich kurz danach in kriminelle Machenschaften. Berichte über rumänische Verbrecher, die in Westeuropa gestohlen, geraubt oder Kinder verkauft hatten, waren keine Seltenheit. Die Pforten des Westens schlossen sich für die rumänischen Touristen. Für die rumänischen Bürger wurde für ungewisse Zeit die Visapflicht eingeführt.

„Timișoara“, die damals bekannteste Zeitung der Opposition, protestierte energisch, gleich nachdem diese „diskriminierenden Maßnahmen“ eingeführt wurden. In einem Artikel mit dem Titel „Lasst die Rumänen nach Europa kommen!“ behauptete der Journalist, dass die EU – Staaten einen großen Fehler durch die Einführung der Visapflicht gemacht hatten. Der Autor des Artikels behauptete, dass das zivilisierte Europa verpflichtet wäre, den Rumänen zu erlauben – in je größerer Anzahl, desto besser – zu kommen, um die Zivilisation kennen zu lernen.

Ich wollte in Replik einen Leserbrief veröffentlichen, in dem ich behauptete, dass die Rumänen erstmal lernen müssen, sich zivilisiert zu benehmen und erst danach in die Welt reisen, derer Pforten dann nicht mehr geschlossen sein werden, doch ich wurde abgewiesen. Dann, in der Redaktion, kam mir die Frage „Was glauben Sie, kann die Poesie die Welt verändern?“ in den Sinn (es ist die Frage, die Nichita Stănescu mit „Nein, ich glaube eher, dass sie die Welt konserviert“ beantwortet hatte). Ich fragte einen der Redakteure, Crăciun, der der Chef zu sein schien, wie er das Verhältnis Journalist – Leser sieht. Ich fragte ihn, ob der Journalist die Mentalität der Menschen ändern kann, ob er vielleicht verpflichtet sei, sich zu bemühen, dies zu tun. Seine Antwort war kategorisch:

„Wir sind hier, die Menschen haben uns hierher gesetzt, damit wir eine Zeitung herausbringen, die die Gedanken der Leser darstellt.“

Auf dem Weg nach Hause erinnerte ich mich einer Maxime, die ein Freund ungefähr zwei Jahre vor der Revolution im Studentenheim an Bălăcescus Tür geklebt hatte „Die Publizistik bedeutet die

moralische und intellektuelle Prostitution des Sprechens und des Schreibens“ – Jerome K. Jerome (Bălăcescu war damals der Chefredakteur der Zeitung „Kronstädter Kommunistische Studentenschaft“).

\*

Gleich nach dem 22. Dezember erschien Bălăcescu in der Druckerei von Kronstadt. Er gründete eine neue Zeitung, „Die Replik“, anstelle der ehemaligen „Kronstädter Kommunistischen Studentenschaft“. Er war selbstverständlich erneut der Chefredakteur. Ich weiß allerdings nicht, ob er aus eigener Initiative oder von jemand anderem angespornt gehandelt hatte.

In derselben Zeit gründeten auch die Mitarbeiter des ehemaligen Lehrstuhls für Wissenschaftlichen Sozialismus eine Zeitung: „Die Politik“.

In nur drei Wochen nach der Revolution, während der Winterferien, waren viele neue Zeitungen erschienen. Ihre überwiegende Mehrheit wurde von den ehemaligen Redakteuren der Zeitungen, die bis zu Ceausescus Sturz gedruckt wurden, herausgebracht.

Kurz nach Wiederbeginn des Unterrichts, beschloss der Bund der Studentengewerkschaften, eine Zeitung herauszubringen, aber das war nicht möglich. Man sagte uns, dass die Druckerei keine Aufträge mehr annimmt, weil sie schon überlastet ist. Wir versuchten, eine Seite in „Der Replik“ zu erringen, aber unsere Forderung wurde entschlossen abgelehnt – „Die Replik“ war eine private Zeitung. Obwohl sie anstelle der ehemaligen „Kronstädter Kommunistischen Studentenschaft“, einer Zeitung, die angeblich der Studentenschaft angehört hatte, gegründet wurde, obwohl weiterhin die Redaktion die Räume der Universität kostenlos benützte, befand sich nun „Die Replik“ in Privatbesitz. Bălăcescu, der ehemalige überzeugte Kommunist, war über Nacht zu einem der ersten Firmenbesitzer in Rumänien geworden.

Als Bălăcescu die neue Zeitung gründete, hat er jedoch einen Fehler gemacht – er hat auch die anderen Mitglieder der Redaktion als seine Partner gemeldet. Zwei, drei Monate später wollten aber die meisten anderen Redakteure seine Autorität nicht mehr anerkennen. Sie wollten der Zeitung eine objektivere politische Linie geben, während Bălăcescu darauf beharrte, die Politik der Macht, die nach Kommunismus stank, nicht zu kritisieren. Es kam zum Streit und er musste die machtkritischen Artikel akzeptieren. Im Sommer wurden Bălăcescu und einige treue Gefolgsleute von der Führung der Zeitung beseitigt. Dank der anderen Redakteure wurde „Die Replik“ zur besten Kronstädter Zeitung. Kurz nachdem Bălăcescu wegging, hörte sie aber auf zu erscheinen weil auf die Redakteure ein kräftiger materieller und psychologischer Druck ausgeübt wurde.

\*

Bis zum Abend des 22. Dezember 1989 schaute ich sehr selten, fast überhaupt nicht, fern. Ich hatte die kommunistische Propaganda satt.

Während der ersten Tage nach der Revolution verfolgte ich stundenlang das Programm, um zu erfahren, was im Lande geschieht. Ich dachte – genauer gesagt hoffte ich, dass mit der Propaganda Schluss ist.

Ich war sehr verwundert, als eines Abends, gleich nach dem 22., ein älterer Bauer, der angeblich aus Maramures, der am weitesten von Bukarest entfernten Provinz des Landes, gekommen war, auf dem Bildschirm erschien. Er war in Nationaltracht gekleidet und hatte den Fernsehredakteuren ein Brot und eine Flasche Schnaps gebracht. Sowohl sein Aussehen als auch seine Ausdrucksweise ähnelten furchtbar denen der festlichen Bauern, die dem ehemaligen Diktator Ceausescu während seiner Arbeitsbesuche entgegengetreten waren. Man konnte bei ihm überhaupt keine Spur von der allzu oft erwähnten Bescheidenheit und dem gesunden Menschenverstand, die angeblich besondere

Merkmale des rumänischen Bauern sind, erkennen:

„...Ich höre, dass wir Wirtschaftshilfe aus dem Ausland bekommen. Sie sollen uns helfen, denn wir haben ihnen wohl auch genug gegeben!...“

An einem anderen Tag interviewten die Fernsehreporter einige Soldaten, die das Fernsehgebäude (das als Symbol der Revolution galt), verteidigten. Sie sprachen mit einem wehrpflichtigen Soldaten in unmittelbarer Nähe eines Panzers, der uns allen die Garantie bot, dass die Armee uns von den Terroristen erlösen wird.

Als er gefragt wurde, welches Lied er der Familie widmen möchte, entschied sich der Soldat für „Wir sind Rumänen“. Also übertrug das Fernsehen im ganzen Land einen Teil, der aus einer national-kommunistischen Vorstellung herausgeschnitten wurde. Diese hatte vor einigen Monaten zur Huldigung der Partei und dessen weisen Anführer stattgefunden. Nur Ceausescus riesiges Bild wurde jetzt nicht mehr gezeigt.

Ein anderes Mal kam in die Fernsehzentrale eine Gruppe Studenten aus Ploiesti. Sie behaupteten, dass das rumänische Volk der Diktatur mit dem Humor, das eines seiner besonderen Merkmale ist, getrotzt hatte und erzählten einige geschmacklose Witze über Ceausescu.

Zahlreiche Bürger waren nach der Revolution alleine oder in kleinen Gruppen nach Bukarest gekommen, um im Namen der Gemeinschaften der Werktätigen, im Namen der Dörfer oder Städte aus denen sie kamen, im Namen aller Studenten, im Namen des ganzen Volkes zu sprechen, ohne etwas Konkretes zu sagen. Von Tag zu Tag, fast von Stunde zu Stunde verstärkte sich mein Eindruck, dass die alte Platte „Es lebe unser fleißiges und begabtes Volk, die Partei und ihr Anführer!“ durch eine andere Platte, die gar nicht sehr verschieden war, ersetzt wurde: „Es lebe unser fleißiges und begabtes Volk, die Revolution und ihre Anführer!“

„Die Diktatur wurde gestürzt, es lebe die Revolution!“ – der berühmte Slogan aus Alejo Carpentiers politischer Satire „Die Methode der Macht“ passte wunderbar in das damalige Rumänien. Kein Mensch schien sich zu wundern, dass die ehemaligen Parteibosse, die Anführer der angeblichen Revolution sind. Kein Mensch schien sich zu wundern, dass sie sich immer noch zu den Werten des Kommunismus bekannten und Ceausescu beschuldigten, diese Werte verraten zu haben. Die überwiegende Mehrheit der Bevölkerung vertrat auch diese Meinung und Menschen die anders dachten, waren vor der Kamera unerwünscht. (dass die Bekennung der Revolutionsanführer zu den Werten des Kommunismus ein Teil der teuflischen Farce war, die letztendlich die Kommunisten als ehrliche Unternehmer legitimieren wird, konnte man damals allerdings nicht ahnen.)

Als sechs, sieben Wochen seit der Revolution vergangen waren, fingen die Kamerateams des nationalen Fernsehens regelmäßig an, Reportagen in allen Ecken des Landes zu drehen. Deren Inhalt unterschied sich aber kaum von dem Inhalt der in der Fernsehzentrale gedrehten Beiträge.

\*

Kein Kronstädter Student war nach Bukarest gegangen, um im Fernsehen zu sprechen, aber Ende April kam das Fernsehen zu uns. Die Redaktion der wöchentlichen Sendung „Gaudeamus“, die angeblich von Studenten realisiert wurde, wollte in Kronstadt eine Reportage machen.

Man dachte, dass die Sendung „Gaudeamus“ eine Studentensendung war. Weil jede Woche ein anderes Universitätszentrum vorgestellt wurde, konnte man denken, dass die Redakteure aus Bukarest jeder Universität die Möglichkeit geben, sich vorzustellen – der Zuschauer blieb zumindest mit diesem Eindruck zurück.

Fräulein Gheorghiu, die Chefin des Fernseheteams, kam einige Tage vorher um die Sendung vorzubereiten. Ich hatte gedacht, dass man uns eine Sendezeit zur Verfügung stellen wird und wir die Sendung selbst gestalten dürfen; dem war aber nicht so. Die Philosophieabsolventin aus

Bukarest gab sich nicht einmal die Mühe, den Inhalt der Sendung mit den Vertretern der Studenten zu besprechen.

Die Reporterin hatte sich informiert und danach die Rollen verteilt. Ich sollte im Rahmen einer Diskussionsrunde auftreten, die die Vertreter der Studentengewerkschaften vereinte. Dabei hätte die Frage: „Ist mehr Humanismus an der Universität notwendig?“ erörtert werden sollen.

Ich hatte einen kurzen Beitrag zu diesem Thema geschrieben:

„Ich möchte mit einer Aussage aus der Bibel, genauer gesagt, aus dem Buch der Genesis, beginnen: „Dann sagte Gott: „nun wollen wir den Menschen machen, ein Wesen, der uns ähnlich ist! Er soll Macht haben über die Fische im Meer, über die Vögel in der Luft und über alle Tiere auf der Erde.“ Gott schuf den Menschen nach seinem Bild...“

Die wichtigste Eigenschaft der Gottheit, Eigenschaft die auch vom Menschen übernommen wurde, ist die Kreativität. Andererseits kann man behaupten, dass die Menschheit zu einem Zeitpunkt erschienen ist, an dem die natürliche Umgebung ein Optimum erreicht hatte, die ihr die Existenz ermöglichte und sich unter den Bedingungen dieses Umweltoptimums entwickelte. Im Zuge ihrer Entwicklung gelangte die Menschheit in den Besitz der Mittel, die ihr erlauben, radikal in die Umwelt einzugreifen.

Im Labor kann man aus einer einzigen Zelle, die einem Blatt entnommen wurde, einen ganzen Baum züchten, aber die ganze genetische Information ist in jener Zelle enthalten. Im Labor wurden die Nukleinsäuren isoliert, doch die gesamte Wissenschaft des zwanzigsten Jahrhunderts konnte aus toter Materie nicht einmal das primitivste Lebewesen erzeugen.

Leider ist der Mensch in vielen Fällen ignorant, das mechanistische Denken ist vielleicht das beste Beispiel dafür.

Es ist normal, dass der Mensch versucht, die Geheimnisse der Welt zu entschlüsseln, Hypothesen bezüglich deren Ordnung aufzustellen; es ist aber nicht normal, aufgrund von Vermutungen – die sich oftmals als falsch erweisen – in die Umwelt einzugreifen.

Es gibt Philosophen, die versuchen, die Religion mit der Wissenschaft zu versöhnen, obwohl dies scheinbar unmöglich ist.

Sind Kontemplation und Meditation – die der Religion spezifisch sind – in Zeiten der informellen Explosion und der technisch-wissenschaftlichen Revolution, überhaupt notwendig?

Ich bin der Meinung, dass im Handeln der Menschen etwas Vorsicht angesagt ist, weil die Menschheit sehr mächtig geworden ist und „schöpfen“ nicht „zerstören“ bedeuten darf. Die Kontemplation führt zu Vorsicht in den menschlichen Handlungen, zur Bremsung und Eindämmung seiner destruktiven Neigungen. Das Studium der humanistischen Wissenschaften kann den Menschen dazu bewegen, sich abzufinden, sein eigenes Leben und seinen Tod als sichtbaren Weg und Erlöschen einer Sternschnuppe und nicht als Entwicklung und Zusammenbruch des Universums zu betrachten. Somit könnte er verstehen, dass er sich bewusster für den Erhalt der Schöpfung einsetzen soll.“

Ich zeigte den Beitrag allen Studenten, die an dem Gespräch teilnehmen sollten und der Professorin, die als Prorektor für die Belange der Studenten verantwortlich war. Alle waren einverstanden, dass ich den Beitrag während des Gespräches vorlese. Nachdem die Reporterin den Beitrag kurz vor dem geplanten Gespräch gelesen hatte, sagte sie aber, dass er, ihrer Meinung nach, keine Gemeinsamkeiten mit dem vorgeschlagenen Thema hat. Als ich meine Meinung vertrat, drehte sie mir den Rücken zu. Unmittelbar vor Beginn der Aufnahme informierte sie uns, dass sie am Anfang der Sendung ein anderes Gesprächsthema vorschlagen will, und dass die Frage des Humanismus später angeschnitten werden sollte (sie fragte, ob wir nach Abschluss des Studiums die angebotene Stelle in einem Staatlichen Betrieb annehmen werden oder ob wir versuchen werden, in der freien Wirtschaft eine Arbeit zu finden).

„Und nun bitte ich Sie, mir zu sagen, warum Ihrer Meinung nach, in Kronstadt humanistische

Universitäten gegründet werden sollten!“

„Weil an den technischen Hochschulen zu wenig Mädchen studieren“, sagte der Vorsitzende der Studentengewerkschaft der Mechanikhochschule, der auch ehemaliger Vorsitzender des Verbands der Kommunistischen Studentenschaft seiner Fakultät gewesen war.

Ich kam nicht dazu, den Mund zu öffnen, weil Fräulein Gheorghiu sehr professionell die Kamera fixierte und sagte:

„Aber mehr zu diesem Thema in einer unserer folgenden Sendungen...“

Die Lichter der Scheinwerfer gingen aus. Die Aufnahme war beendet. Ich konnte nicht glauben, dass das, was geschieht, wahr ist. Zum Glück hatte ich zum ersten Gesprächsthema ein paar Worte beigesteuert, sonst hätte man denken können, dass ich bloß als Statist in der Sendung – die weniger als 15 Minuten gedauert hatte – fungiert habe.

Weil die Sendung in Kronstadt gedreht wurde, musste der Augenblick des Arbeiteraufstands vom 15. November 1987 als etwas besonderes – in den anderen Universitätszentren Rumäniens hatte es seit 1956 keinen antikommunistischen Protest mehr gegeben – dargestellt werden.

Die Reporterin hatte von der Existenz der drei Studenten erfahren, die wegen des Plakats 1987 von der Uni verwiesen wurden. Ihnen wollte sie drei Minuten Sendezeit gewähren, während der diese ziemlich dumme Fragen beantworten sollten. Bia war krank und Rica und Luci wollten einen Beitrag präsentieren, der hervorhob, in welcher moralischen Krise sich die rumänische Gesellschaft windet. Die Reporterin konnte sich mit den beiden nicht einigen. Sie durften nicht in der Sendung erscheinen und ihr damaliger Protest wurde nicht einmal erwähnt. Dasselbe geschah mit den drei Studenten der Mechanikfakultät, die im Herbst 1987 antikommunistische Slogans in mehrere Räume der Uni geschrieben hatten und ebenfalls exmatrikuliert wurden. Kein damaliger Student wurde vor der Kamera zum möglichen Thema „Der Arbeiteraufstand und seine Folgen in der Uni“ befragt. Um den Arbeiteraufstand trotzdem zu erwähnen, wurde ein Student gefunden, der am 15. November 1987, ein Jahr vor Beginn seines Studiums, Wehrdienst bei einer Feuerwehreinheit in Kronstadt geleistet hatte. Dieser wurde vor die Kamera gebracht:

„Was ist am 15. November geschehen?“

„Ich war in der Einheit als Alarm ausgelöst wurde. Man sagte uns, dass einige Hooligans das Rathaus in Brand gesetzt hatten. Die Einsatzautos fuhren uns zum Rathaus.“

„Was hast du dort gesehen?“

„dass es keine Hooligans waren. Es waren Demonstranten.“

„Was machten die Demonstranten?“

„Sie machten umfängliche Gebärden!“

In einem anderen Teil der Sendung wurde die Studentenzeitung „Die Replik“ vorgestellt – die ehemalige „Kronstädter Kommunistische Studentenschaft“, deren Chefredakteur Bălăcescu war.

„... Ich bin sehr glücklich, dass ich heute, nach fast fünf Jahren des Widerstands durch Schreiben, als Chefredakteur, diese Zeitschrift im Fernsehen vorstellen darf!...“

Die Sendung insgesamt war peinlich und ich glaube, ich bin überzeugt, dass nicht wenige, die die Sendung verfolgt haben, hinterher behauptet haben, dass die Kronstädter Studenten nichts im Hirn hätten. Ich behaupte allerdings, dass die Sendung nicht gedacht war, um der Kronstädter Universität die Möglichkeit zu geben sich vorzustellen, sondern um sie zu kompromittieren.

\*

Das Amt des Gewerkschaftsführers der Studenten unserer Hochschule brachte mir viel Ärger.

Mein Stellvertreter, Sergiu, war Student im 8. Semester und ein gerissener Typ, was ich jedoch nicht gleich bemerkt hatte.

Während ich mich bemühte, die Unstimmigkeiten zwischen Studenten und Professoren zu

schlichten, die Hochschule im Senat vertreten musste und meinen Standpunkt in der Vorstandschaft der Studentengewerkschaft der Universität, dem ich eine aktive machtkritische Orientierung geben wollte, durchzusetzen versuchte, kümmerte sich Sergiu um die materiellen Angelegenheiten. Seine Aufgabe war, die Hilfsgüter, die aus dem Ausland gekommen waren, in Empfang zu nehmen und an die Studenten der Fakultät – abhängig von der materiellen Lage ihrer Familien – zu verteilen. Viele beklagten sich, dass er dies willkürlich getan hatte.

Im März verkündete uns der neue Dekan, dass das Forstwirtschaftsministerium beschlossen hatte, einer Einladung der Forstwirtschaftshochschule aus Nancy zu folgen und 15 Studenten den Aufenthalt in Frankreich zu finanzieren. Diese würden in Nancy an einem internationalen Freundschaftsfußballturnier teilnehmen, zu dem Studentenmannschaften aus Forstwirtschaftshochschulen aus mehreren Ländern eingeladen worden waren.

Mit der Ernennung der 15 Studenten wurde die Studentengewerkschaft der Fakultät beauftragt. Ich war für zwei Wochen nach Temeswar gereist, so dass die anderen Mitglieder der Gewerkschaftsführung alleine zurechtkommen mussten. Die Liste wurde von Sergiu – nach nur ihm bekannten Kriterien – zusammengestellt. Selbstverständlich war er auch unter den 15 Ernannten, obwohl er ein schlechter Fußballspieler war und kein Wort Französisch sprach.

Als ich wieder in Kronstadt eintraf, beklagte sich eine Gruppe unzufriedener Studenten bei mir und beschuldigte mich, verantwortlich für das Geschehene zu sein.

Ich ging zum Dekanat, um die Liste zu holen, doch der Dekan sagte mir, dass keine Änderungen mehr möglich sind, da die Liste bereits zum Ministerium geschickt worden war. Wir konnten nur noch eines tun: Sergiu bestrafen, indem man ihm verbot mitzureisen, so dass die Gruppe derer, die nach Nancy reisen, nur aus 14 Studenten bestehen würde. Ich schlug dies den restlichen Mitgliedern des Rats der Studentengewerkschaft vor. Diese waren aber der Meinung, dass wir die Studenten hinsichtlich der Strafe, die Sergiu gebührt, befragen sollten, weil sie die Verantwortung nicht tragen wollten.

Ich schrieb das Thema der Befragung auf ein Blatt Papier:

„Sind Sie einverstanden, dass Neculescu Sergiu, der sein Amt als Stellvertretender Gewerkschaftsführer missbrauchte – weil er die Aufstellung derer, die nach Frankreich reisen, partiisch ausführte – bestraft wird, indem ihm verboten wird mitzureisen?“

Ich ging durch das ganze Wohnheim, von Zimmer zu Zimmer, um die Meinung der Studenten zu erfahren.

Das Ergebnis der Umfrage war folgendes:

- Einverstanden mit der Bestrafung: 10 %
- Gegen eine Bestrafung: 20 %
- Enthaltungen 70 %

Es ist bemerkenswert, dass viele derer, die gegen eine Bestrafung waren, die Problematik so darstellten:

„Wenn er nicht fährt, kann dann ein anderer an seiner Stelle fahren?“

„Nein“

„Dann Lass ihn doch fahren!“

Am Abend zeigte ich das Resultat der Umfrage den unzufriedenen Studenten, die sich über Sergius Vorgehen beklagt hatten. Sergiu konnte nun würdevoll – durch die Mehrheit unterstützt – nach Frankreich reisen.

\*

Eines Tages, während der Winterprüfungszeit, im Februar 1989, zehn Monate vor der Revolution, ging eine Gruppe Kollegen – fröhliche Jungs, die keine Gelegenheit ausließen zu feiern – in ein

Restaurant, um das Bestehen einer Prüfung zu feiern.

Nachdem sie reichlich angeheitert waren, machten sie sich auf, zum Studentenwohnheim zurückzukehren. Es war Abend. Auf der „Langen Straße“ warfen sie die Müllkübel – die die Anwohner an den Straßenrand gestellt hatten, weil am nächsten Tag der Müll abgeführt werden sollte – um. Sie schlugen die Glasfenster der Kinoanzeiger ein und griffen Passanten verbal an. Sie riefen:

„Wir tun Böses! Wir tun Böses!“

Als sie in der Studentensiedlung angekommen waren, stiegen sie auf die parkenden Autos einiger arabischer Mitstudenten. Selbstverständlich sangen sie Trinklieder, aber auch die erste Strophe aus „Erwache Rumäne!“- den Text der nächsten Strophen kannten sie nicht, *(ein nationalistisches Lied aus dem 19. Jahrhundert, das von dem kommunistischen Regime in den 50er Jahren verboten wurde; nachdem Ceausescu eindeutig vom Internationalismus zum Nationalkommunismus gerückt war, wurde es stillschweigend wieder zugelassen. Wegen der brutalen Verfolgung in den 50er Jahren hatte man aber noch immer das Gefühl, dass man etwas Verbotenes tut, wenn man es sang.)*

Kurz danach erschienen im Wohnheim der Forstwirtschaftsstudenten der Dekan, einige Professoren und Hauptmann Bucșă, der Chef der Polizeiwache der Studentensiedlung. Sie hatten schon erfahren, wer die Helden waren, zumindest die Namen einiger von ihnen.

Am nächsten Tag wurden sie zur Polizeidienststelle beordert, wo sie nacheinander vor zwei Securitateoffizieren Erklärungen abgeben mussten. Man sah ihre Handlung nicht als politisch begründet an; sie wurden nur spöttisch gefragt:

„Warum habt ihr „Erwache Rumäne“ gesungen, was, hat jemand geschlafen?“ – die Leiter der Untersuchung erwarteten allerdings keine Antwort auf die Frage.

Weil der Zwischenfall nicht schwerwiegend war, haben die Staatsorgane entschieden, dass die Sache intern geklärt werden soll und die Störenfriede durch das Dekanat bestraft werden können. Die meisten bekamen einen schriftlichen Verweis, nur Cici und Costică wurden für ein Jahr der Schule verwiesen, weil sie „vorbestraft“ waren. Cici hatte einen Kollegen zusammengeschlagen und Costică eines Nachts eine Studentin überrumpelt. Auch damals waren sie angetrunken.

In Costică's Wohnort sprach es sich herum, dass Costică aus politischen Gründen der Hochschule verwiesen wurde, eben weil er „Erwache Rumäne“ gesungen hatte.

Im Herbst wurden sie wieder zum Studium zugelassen...

Eines Abends, zu vorgerückter Stunde, ein paar Monate nach der Revolution, als das ganze Land im Wahlkampfieber steckte, kam Bebitză ins Wohnheim. Verzweifelt rannte er, die Studenten alarmierend, aus einem Zimmer ins andere:

„Zu Hilf! Zu Hilf, denn sie wollen Cici und Costică umbringen, weil sie Studenten sind und nicht die Front wählen wollen!“

Bebitză, der mit mehreren Kollegen – darunter auch Cici und Costică – in der „Festungsgaststätte“ essen und trinken gewesen war, behauptete, dass sie niemanden gestört hatten, doch als sie das Restaurant verlassen wollten von einer Gruppe Hooligans, die sie lynchen wollte, erwartet wurden. Einige, darunter auch er, konnten fliehen, aber andere, darunter Cici und Costică, konnten die Gaststätte nicht verlassen.

In ein paar Minuten hatten sich ungefähr 15 Studenten, die bereit waren, ihre eingeschlossenen Kollegen zu befreien, vor dem Wohnheim eingefunden.

Weil uns nur ein Auto zur Verfügung stand, bewegten sich die meisten zu Fuß, im Laufschrift, zur besagten Gaststätte fort. Weil ich Gewerkschaftsführer war, wurde mir ein Platz im Auto eingeräumt und wir fuhren los, um zu sehen was vorgefallen war.

Als wir vor der Festung angekommen waren, sahen wir zu, wie unsere „gefangenen“ Kollegen von Polizeibeamten begleitet, in einen Kleinbus stiegen, um zur Wache abgeführt zu werden. Ich näherte mich dem Polizeiunteroffizier, der den Einsatz führte und sagte zu ihm:

„Ich bin Cionoiu, der Gewerkschaftsführer der Forstwirtschaftsstudenten, und wir sind gekommen um zu erfahren, was mit unseren Kollegen geschieht!“

Der Unteroffizier antwortete in einem sehr aggressiven Ton, dass diese Radau gemacht und Schaden angerichtet haben und nun zur Polizei geführt werden, damit sie über den Vorfall aussagen und die Täter ermittelt werden.

Das Polizeiauto verschwand, wir aber, die mit dem Auto gekommen waren, warteten auf die „Befreier“, die zu Fuß vom Heim losgezogen sind, um ihnen zu sagen, dass sie umkehren sollen.

Bebitză hatte gelogen. Es hatte keinen politischen Grund und keine Gruppe Hooligans gegeben. Die lustigen Studenten hatten reichlich getrunken. Um sich zu amüsieren, haben sie vor dem Weggehen ein paar Metallstühle von der Terrasse geworfen. Ein Stuhl fiel auf ein parkendes Auto und beschädigte es. Das Auto gehörte einem Kellner. Als sie „Die Festung“ verlassen wollten, wurden sie von einer Gruppe Kellner erwartet. Diese hatten versucht, einige zurückzuhalten – mit Erfolg...

\*

Nach der Revolution gab es an vielen Hochschulen Fälle, in denen einige Professoren angefochten wurden.

Gleich nach der Revolution wurden die Fächer für Sozialkunde durch Anordnung vom Ministerium aus dem Lehrplan der Technischen Universitäten gestrichen (sie wurden im Herbst wieder eingeführt), so dass diejenigen, die diese Fächer unterrichteten, dem Groll der Studenten entkamen.

Im Allgemeinen herrschten an unserer Hochschule freundschaftliche Verhältnisse zwischen Studenten und Professoren, dennoch wurden zwei Lehrkräfte angefochten.

Dozent Bos unterrichtete in den ersten zwei Semestern Topographie. Man konnte ihm nichts vorwerfen, was seinen Unterrichtsstil betraf, aber die ganze Hochschule wusste, dass er nicht korrekt war. Während er zur überwiegenden Mehrheit der Studenten sehr streng war, setzte er sich für seine Schützlinge auch dann ein, wenn diese bei anderen Professoren Prüfungen hatten. Und er hatte genug Günstlinge. Deshalb hatten die Studenten des ersten Jahrgangs, die sich vor ihm sehr fürchteten, gefordert, dass Herr Bos durch eine andere Lehrkraft ersetzt wird und er die Stelle des Assistenten übernimmt. Aber um ihn zu schonen, wurde in der ultimativen Denkschrift an den Professoratrat nicht der wahre Grund der Anfechtung genannt, sondern er wurde der professionellen Inkompetenz beschuldigt. Es ist wahr, dass nicht alle Professoren „heilig“ waren, man war aber der Meinung, dass – auch meiner Meinung nach zu Recht – nur Herr Bos in dieser Hinsicht übertrieben hatte.

Die andere Lehrkraft, die angefochten wurde, war Dozent Furnică. Herr Furnică wurde der professionellen Inkompetenz durch die Studenten des dritten Studienjahres im Rahmen einer Gewerkschaftssitzung, beschuldigt. Ich persönlich war mit der Anfechtung von Herrn Furnică nicht einverstanden gewesen, aber ich konnte meine Meinung nicht durchsetzen.

Dozent Furnică hatte nur noch ein paar Jahre bis zu seiner Pensionierung. Er war ein sehr korrekter Mensch. Die gedruckte Kursunterlage war sehr gut, der Grund für die Unzufriedenheit der Studenten war jedoch, dass er im Unterricht besonders wirre Reden führte. Ich behauptete, dass er bei den Prüfungen objektiv bewertete, viele Studenten aber waren einer anderen Meinung. Sie hielten ihn für verkalkt.

Es wurde abgestimmt und die Mehrheit beschloss, dass in der ultimativen Denkschrift an den Professoratrat Dozent Furnică der Inkompetenz angeschuldigt werden soll und verlangt wird, dass eine andere Lehrkraft die Vorlesungen übernimmt.

Als Gewerkschaftsvorsitzender musste ich die Denkschrift an den Professoratrat unterschreiben.

Weil der Professoratrat einen Streik der Studenten fürchtete, wurden bedingungslos alle Forderungen der Denkschrift akzeptiert.

Dozent Furnică, der praktisch zu Unrecht geopfert wurde, akzeptierte nicht, die Stelle des Assistenten anzutreten und reichte seine Kündigung ein. Man kann sagen, dass er irgendwie zu einem unschuldigen Opfer der Revolution geworden war.

Erst nachdem Herr Furnică die Universität verlassen hatte, erfuhr ich eine erschütternde Tatsache. Er ist ein anderes Mal noch, vollkommen zu Unrecht, Opfer einer Revolution gewesen. Er war das Opfer der sozialistischen Revolution, das Opfer der Kommunisten gewesen.

Nicht aus politischen Gründen, sondern weil er gute Lernergebnisse erzielt hatte, erhielt er in den 50er Jahren die Anstellung zum Assistenten. Jemand, der nach seiner Stelle trachtete und ihm Böses wollte, schickte der Securitate einen anonymen Brief. Darin wurde behauptet, dass Furnică vorher der Legionären Bewegung angehört hatte, dass er die Kirche oft besucht und in der Universität religiöse Propaganda treibt.

Bald wurde er von der Securitate verhaftet. Nach einigen Monaten der Untersuchungen erwiesen sich die Anschuldigungen des anonymen Briefes als unbegründet. Die einzige Schuld, die ihm zugeschrieben werden konnte, war, dass er als Kind dem Dorfpfarrer in der Kirche geholfen hatte. Er entstammte einer armen Familie aus dem alten rumänischen Vorort von Kronstadt und hatte versucht, seine Familie zu unterstützen, indem er etwas Geld hinzuverdiente.

Die Securitate ließ ihn frei und erlaubte ihm, zur Universität zurückzukehren. Die Stelle, die er anfangs innehatte, war bereits besetzt, so dass er sich mit der Stelle des Assistenten eines anderen Fachgebietes zufrieden geben musste.

Herrn Dozent Furnică hätte man um Vergebung bitten sollen. Ich hätte zu ihm gehen sollen und mich entschuldigen müssen. Kraft meines Amtes als Gewerkschaftsführer hatte ich die Denkschrift unterschrieben, die ihn der Inkompetenz beschuldigte. Ich dachte, dass ich zu ihm gehen müsse und mich entschuldigen sollte, aber ich tat es nicht. Ich schämte mich, dass meine Unterschrift ihn erneut ins Unglück gestürzt hatte, aber letztendlich siegte die Feigheit.

Im Herbst des Jahres 1990 akzeptierte Dozent Furnică, wahrscheinlich aus finanziellen Gründen, wieder eine Stelle als Assistent und kehrte an die Uni zurück.

Im Frühling des Jahres 1991, ein Jahr nachdem ich die Denkschrift unterschrieben hatte, war ich in Kronstadt zu Besuch. Zufällig traf ich Herrn Furnică auf der Straße. Wir grüßten uns, dann folgte jeder eilig seinem Weg in entgegengesetzte Richtungen. Während des vergangenen Jahres war er wahnsinnig gealtert. Er sah schlecht aus. Ich überlegte erneut, dass ich mich entschuldigen sollte, doch die Feigheit siegte erneut. Nun ist es dafür zu spät. Dozent Furnică ist verstorben. Er starb an Herzversagen; an einem gebrochenen Herzen.

\*

Eines Abends, Ende Januar 1990, war die Gewerkschaftsführung der Kronstädter Studenten zu einer Sitzung im Gebäude des Rektorats zusammengekommen. Unangemeldet erschien eine Delegation der Christlich Demokratischen National-Bäuerlichen Partei. Die National-Bäuerliche Partei war vor der Ergreifung der Macht durch die Kommunisten eine der zwei wichtigen bürgerlichen Parteien Rumäniens. Gleich nach der Revolution organisierten alte Mitglieder die Partei wieder. Um den Eindruck zu erwecken, dass die wieder gegründete Partei an die Gegenwart angepasst sei, hatte man beschlossen ihre Bezeichnung mit den Begriffen „Christlich“ und „Demokratisch“ zu ergänzen...

„Wir sind Mitglieder der Führung der National-Bäuerlichen Partei Kronstadts und möchten mit Euch diskutieren... Ihr Studenten habt eine große politische Verantwortung. Seht, die Kommunisten gruppieren sich neu, sie konsolidieren ihre Macht. Ihr müsstet etwas dagegen unternehmen!

Ihr habt nicht sehr gute Geschichtskennntnisse, ihr wurdet in die Doktrin des Kommunismus eingeführt, aber ihr dürft nicht akzeptieren, ihr dürft nicht zulassen, dass die Kommunisten ihre Machtposition festigen. Ihr müsstet etwas dagegen unternehmen!“

Weil die anderen Vertreter der Studenten nichts sagten, entgegnete ich:

„Wie es um unsere Geschichtskennntnisse bestellt ist, können sie nur sagen, nachdem sie mit uns gesprochen haben. Ich kann mich dafür einsetzen, dass innerhalb einer Woche die Universität in einen Generalstreik tritt. Können Sie hingegen den Streik in den Kronstädter Werken auslösen?“

„Nein...“

„Können Sie mir garantieren, dass die Arbeiter dieser Werke nicht kommen werden, um uns zu erschlagen?“

Von der Anfangs selbstsicheren, väterlichen Haltung der Delegierten, war nach dieser kurzen Diskussion nichts mehr zu bemerken. Sie luden uns nur noch ein, am Sonntag, dem 28. Januar 1990 im Gebäude des „Dramatischen Theaters“ an der Kreisverbandssitzung der Christlich Demokratischen National-Bäuerlichen Partei, teilzunehmen. Dann gingen sie.

Zusammen mit drei Freunden ging ich zur besagten Sitzung. Ich beabsichtigte, die Aufsätze vorzulesen, die ich zwei Tage zuvor während der festlichen Vorlesung vorgetragen hatte. Von meinem Platz im Saal schickte ich mein Material an einen, der uns im Rektorat besucht hatte und nun im Präsidium saß. Er ließ mich zu sich rufen und sagte, dass ich sprechen darf, dass es jedoch nicht sinnvoll ist, die mitgebrachten Aufsätze vorzulesen, weil sie zu lang sind.

Am Anfang sprach der Chef des Kreisverbandes. Er unterstrich die heldenhafte Vergangenheit der Partei und das Martyrium der zahlreichen Parteimitglieder, die in den kommunistischen Gefängnissen umgebracht wurden.

Leider wiederholten die nächsten Redner fast das Gleiche, so dass bei den Leuten, die im Saal saßen, Langeweile aufkam.

Als ich an die Reihe kam, waren die meisten Anwesenden die Sitzung leid.

„Ich bin Cionoiu, der Gewerkschaftsführer der Forstwirtschaftsuniversität, aber hier als Privatperson. Erst möchte ich Ihnen ein Gedicht vortragen.

„Buh! Nein! Buh!“

„Nun passen Sie mal gut auf! Ich wurde zusammen mit meinen Kollegen von der Führung der Partei hierher eingeladen. Wenn Sie mir nicht erlauben zu sprechen, verlassen wir den Saal.“

Sodann wurde Ruhe im Saal.

„Das Gedicht, das ich Ihnen vortragen möchte heißt „Die Gedanken sind frei“. Ein bekanntes deutsches Volkslied, und ich weiß nicht, ob es bisher ins Rumänische übersetzt wurde:

*„Die Gedanken sind frei,  
Wer kann sie erraten?  
Sie fliegen vorbei  
Wie nächtliche Schatten  
Kein Mensch kann sie wissen  
Kein Jäger erschießen,  
Die Gedanken sind frei.“ „*

Als ich mit dem Vortragen des Gedichtes fertig war, applaudierten die im Saal Anwesenden. Nun piffen sie mich nicht mehr aus.

„Weil hier sehr viel über die Geschichte der National-Bäuerlichen Partei gesprochen wurde, möchte ich auch meine Meinung dazu sagen. Mein Großvater war auch Mitglied der National-Bäuerlichen Partei und war auch einige Monate hinter Gitter aus dem einfachen Grund, weil er in der Zwischenkriegszeit Bürgermeister gewesen ist – in einer Zeit, als es im Dorf keinen einzigen

Kommunisten gab. Es stimmt schon, dass die Mitglieder der National-Bäuerlichen Partei von den Kommunisten verfolgt wurden und dass die National-Bäuerliche Partei eine wichtige Rolle in der Geschichte Rumäniens gespielt hatte. Aber meiner Meinung nach wurden auch Fehler gemacht; Fehler, die auch genannt werden sollten.

Ein Fehler war die nationalistische Politik, die von der Partei in den 30er Jahren betrieben wurde. Der große Fehler war jedoch die Teilnahme der National-Bäuerlichen Partei an der Erhebung vom 23. August 1944. Wir müssen zugeben, dass unsere Feinde im zweiten Weltkrieg nicht die Deutschen, sondern die Russen waren! Wir hätten nicht verraten dürfen. *(Man sollte diese Behauptung nicht als Ausdruck der Bewunderung des National – Sozialismus und der aggressiven Politik Deutschlands in jener Zeit verstehen. Es handelt sich vielmehr um die bittere Erkenntnis, dass für Rumänien in den 40er Jahren Deutschland das kleinste Übel war. Als Folge des Ribbentrop-Molotow-Paktes hatte Rumänien im Sommer 1940 ein Drittel seines Territoriums an Ungarn und die Sowjetunion abgeben müssen. Ende 1940 war für Rumänien die Neutralität nicht möglich – falls der Anführer des Landes, Marschall Antonescu, Hitler nicht versprochen hätte, dass Rumänien gegen die Sowjetunion in den Krieg ziehen wird, hätte Deutschland dafür gesorgt, dass die faschistische Partei, die Ende Januar 1941 von Antonescu zerschlagen wurde, an die Macht kommt. Während des Krieges an der Seite Deutschlands, herrschte eine Militärdiktatur, die Mitglieder der bürgerlichen Parteien wurden aber nicht verfolgt. Antonescu erlaubte sogar den Anführern der National-Bäuerlichen Partei im Frühling 1944 geheime Friedensverhandlungen mit den Engländern zuzuführen. Am 23. August 1944 verhaftete die Koalition der bürgerlichen Parteien mit den Kommunisten Antonescu und lieferte ihn an die Russen aus. Die Rote Armee wurde feierlich begrüßt, aber sie enttäuschte bald die bürgerlichen Parteien. Im Februar 1945 wurde ganz deutlich, dass die neuen Verbündeten sich in die Innenpolitik Rumäniens brutal einmischen wollen und zwei Jahre später wurden alle Anführer dieser Parteien in die kommunistischen Gefängnisse gesteckt.)*

Schließlich möchte ich Ihnen noch sagen, dass meiner Meinung nach die neue Bezeichnung der Partei widersprüchlich ist. Ich glaube, dass zwei Worte aus diesem Namen sich gegenseitig ausschließen: „national“ und „christlich“! Ich danke Ihnen.“

Ich wurde nicht ausgepiffen, aber die Leute im Saal schienen nicht begeistert von meiner Rede. Einige applaudierten.

Der Präsident des Kreisverbandes der Partei bezog sich mit folgenden Worten auf meine Rede:

„Wir danken dem Herrn Studenten, aber wir präzisieren, dass seine Ansichten nicht den Standpunkt der Partei wiedergeben.“

Ich fand es irgendwie merkwürdig, dass keiner der Anwesenden ein Streitgespräch zu meinen Anmerkungen zu führen versuchte.

Später erfuhr ich, dass einige im Saal mich als Extremisten bezeichnet hatten. Ich frage mich immer noch, weshalb.

Nach Beendigung der Sitzung, bewegten sich die Teilnehmer spontan – organisiert in Richtung Rathaus, wo sie Parolen gegen die Staatsführung riefen. Ich ging zum Studentenwohnheim.

An jenem 28. Januar 1990 organisierten die zwei wichtigeren Parteien der Opposition – die National-Bäuerliche Partei und die National-Liberale Partei – in mehreren Städten des Landes Protestkundgebungen gegen die Machthaber, weil die so genannten Anführer der Revolution, die alle Medien unter ihrer Kontrolle hatten, die Front der Nationalen Rettung als einzige politische Bewegung im Lande darstellen wollten. Die größte Veranstaltung fand in Bukarest statt, wo die Demonstranten die Front der Nationalen Rettung und Herrn Iliescu anschuldigten, die Macht an sich gerissen zu haben.

Die Anhänger der Front der Nationalen Rettung antworteten mit einer Gegendemonstration. Am nächsten Tag jagten tausende Arbeiter der Bukarester Werke, die von ranghohen Vertretern der

Macht, auch von Herrn Petre Roman selbst (der Ministerpräsident der Übergangsregierung), aufgehetzt wurden, die Anführer der historischen Parteien und verwüsteten die Sitze ihrer Parteien.

Das Fernsehen berichtete parteiisch über diese Begebenheiten. Die friedlichen Demonstrationen der Opposition wurden als Verrat und als Versuch, das Land in Anarchie zu stürzen, dargestellt, die gewaltsame Gegendemonstration der Anhänger der Front der Nationalen Rettung dagegen als patriotische Kundgebung.

Die barbarischen Ereignisse vom 29. Januar 1990 wurden vom rumänischen Fernsehen genau so objektiv dargestellt wie die NS Propaganda die Ereignisse der Kristallnacht dargestellt hatte. Die zynische Botschaft des Fernsehens, das die überwiegende Mehrheit der Zuschauer erfolgreich verblödete, war ganz deutlich: die Wut des Volkes war berechtigt; das heldenhafte Volk hat seinen Feinden eine Lektion erteilt. An jenem Tag überlegte ich zum ersten Mal, das Land zu verlassen.

\*

In einer Demokratie wird der politische Mord selten von den Machthabern verwendet, es ist aber absurd zu glauben, dass diese politische Waffe nie eingesetzt wird. Je stärker eine Demokratie von Korruption geprägt ist, desto größer ist die Wahrscheinlichkeit, dass die Macht die unbequeme Person beseitigt, wenn sie sich bedroht fühlt. Der politische Mord in einer Demokratie ist abscheulicher als der von einem diktatorischen Regime ausgeführten, weil die von dem diktatorischen Regime erledigte Person, die Chance hat, Märtyrer zu werden, was aber für eine, in einer Demokratie beseitigte Person quasi unmöglich ist, weil die Macht es praktisch schafft, sich mit dem System der Demokratie zu identifizieren. In einer Demokratie ist der von den Machthabern angeordnete politische Mord immer getarnt:

- durch die Inszenierung eines Unfalles oder eines Selbstmordes;
- durch die Inszenierung eines gewöhnlichen Mordes, durchgeführt von einem fanatischen Kriminellen oder einer psychisch kranken Person (Fall Kennedy);
- durch ein Attentat, das von einer terroristischen Organisation, die angeblich keine Verbindung zu den Machthabern hat, durchgeführt wird;
- durch die Tötung des Unerwünschten durch die fanatisierten, aufgehetzten Massen.

Am Schlimmsten ist der letzte Fall, in dem die Macht die Massen zum Henker macht, und sich dadurch ihre Komplizenschaft sichert.

Ich bin sicher, dass am 29. Januar 1990, zumindest einige markante Persönlichkeiten der Opposition, die nur durch eine fürstliche Geste der Machthaber den Prügeln oder sogar dem Tod entkommen sind, sich von der Richtigkeit der vorherigen Aussage am eigenen Leibe überzeugt haben. Die Macht selbst hatte die Massen aufgehetzt, damit deutlich gezeigt wird, auf wessen Seite das Volk steht. Man hat dann den Gegnern Schutz vor den entfesselten Massen gewährt, man hat sie begnadigt, nur weil sie keine ernsthafte politische Bedrohung darstellten.

\*

In der Zeit zwischen der Revolution und den für den 20. Mai 1990 festgesetzten Wahlen, berauschte die Front der Nationalen Rettung die Bevölkerung mit einer extrem nationalistisch-kommunistischen Propaganda. Eine mögliche Privatisierung der staatlichen Betriebe wurde als krimineller Akt dargestellt und die Parteien der Opposition, die für die Privatisierung durch Versteigerung der Betriebe auch mit Beteiligung von ausländischen Interessenten warben, wurden als Verräter bezeichnet. Um politisches Kapital zu gewinnen, wurde in jener Zeit der Markt mit billigen Waren, deren Preise die Kosten nicht deckten, überschwemmt (um die versteckte Inflation nicht außer Kontrolle geraten zu lassen, wurden zu Ceausescus Zeit diese Waren extrem

rationalisiert). In jener Zeit stiegen die Preise nicht, aber die Löhne wurden angehoben und die Disziplin am Arbeitsplatz wurde sichtbar gelockert. Auf das Prinzip der wirtschaftlichen Effizienz wurde völlig verzichtet und für einen vernünftigen Menschen war offensichtlich, dass eine solche Politik zum Kollaps der Volkswirtschaft führen wird. Die meisten Menschen, die jahrzehntlang durch die kommunistische Propaganda verblödet wurden, dachten jedoch, dass sie von nun an für immer im Schlaraffenland leben werden.

Obwohl es eindeutig war, dass die überwiegende Mehrheit der Bevölkerung nach fünfzig Jahren Diktatur die Mechanismen der Demokratie nicht versteht, dass sie nur in den Kategorien weiß-schwarz, gut-böse denken kann, waren die Parteien der Opposition nicht im Stande, eine antikommunistische Koalition zu bilden, sondern bekämpften sich gegenseitig fast mit derselben Strenge, mit der sie die Politik der Front der Nationalen Rettung bekämpften. Diese Taktik wurde von der Mehrheit der Bevölkerung als blankes Ringen um die Vorteile der Macht angesehen.

Die prominenten oppositionellen Intellektuellen erklärten den Kommunismus für tot und sprachen andauernd von dem Triumph der Demokratie, ohne die Kluft zwischen Wunsch und Wirklichkeit zu erwähnen. Keiner der wichtigen Politiker der Opposition und kein prominenter Intellektueller sagte, dass es möglich sei, dass in Rumänien eine Mafiademokratie auf dem Rückgrat der Securitate entsteht, obwohl es genug Menschen gab, die dies spürten. Zwei, drei Monate vor den Wahlen hätte in Temeswar und Bukarest, wo das Blut, das in den Straßenschlachten vor Ceausescus Flucht vergossen wurde, noch frisch in der Erinnerung der Bevölkerung war, eine bürgerliche Initiative zur Öffnung der Archive der Securitate Erfolg haben können, falls sie von prominenten Intellektuellen angeführt gewesen wäre. Diese taten aber etwas ganz anderes. Um ihre führende gesellschaftliche Rolle zu beweisen, erließen sie die Proklamation von Temeswar und nahmen an der Kundgebung vom Bukarester Universitätsplatz teil.

Die Proklamation von Temeswar wurde drei Monate nach der Revolution als Glaubensbekenntnis der rumänischen Intellektuellen zur Demokratie dargestellt. Sie wurde von einigen Lehrkräften der Temeswarer Universität, die zu Ceausescus Zeit überhaupt nichts gegen die absurde Politik der Partei gesagt hatten, verfasst und von einem ehemaligen Assistenten für Wissenschaftlichen Sozialismus, der als folgsames Werkzeug des ehemaligen Propagandaapparates bekannt war, festlich vorgelesen. Die einzige scheinbar undemagogische und wichtige Botschaft der Proklamation war in ihrem achten Artikel enthalten. Dieser Artikel verlangte, dass ehemalige hochrangige Mitglieder der Kommunistischen Partei und der Securitate nicht in die Politik gehen dürfen. Die Tatsache, dass dieser zweifellos wünschenswerte Gedanke keine Chance hat verwirklicht zu werden, wenn die überwiegende Mehrheit der Bevölkerung nicht damit einverstanden ist, wurde nicht einmal erwähnt.

Die Kundgebung vom Bukarester Universitätsplatz, die von Ende März bis nach den Wahlen andauerte, wurde von den Organisatoren als antikommunistischer Protest bezeichnet. Angeblich wollten sie vor der Gefahr einer möglichen Rückkehr zur kommunistischen Diktatur warnen und die Menschen im Lande überzeugen, bei den Wahlen gegen die Front der Nationalen Rettung zu stimmen. Durch das teilweise demagogische, teilweise spöttische Auftreten der Redner wurde aber diese erklärte Absicht diskreditiert. Die Teilnehmer an der anhaltenden Kundgebung vom Bukarester Universitätsplatz, wurden vom Präsidenten Iliescu als Penner beschimpft. Um der Macht zu trotzen, akzeptierten sie dieses Etikett und rühmten sich sogar spöttisch damit. Der Witz wurde jedoch von der überwiegenden Mehrheit der Rumänen nicht verstanden. Es ist nun bekannt, dass der Anführer der Kundgebung, Marian Munteanu, damaliger Bukarester Student und selbsternannter Präsident der Nationalen Liga der Studenten (denn bis Herbst 1990 hatte keine Versammlung der Vertreter der Studentenorganisationen der Universitätszentren des Landes stattgefunden), ein ehemaliger informeller Mitarbeiter der Securitate war. Er wurde auch Gründer und Anführer einer rechtsextremistischen Partei, „Die Bewegung für Rumänien“, die hauptsächlich

die junge Generation ansprechen wollte und sich als Fortführer der faschistischen Partei „Die Legionäre Bewegung“ bezeichnete. Diese Partei löste sich später wieder auf, als er zugab, Informeller Mitarbeiter der Securitate gewesen zu sein, seine politische Laufbahn ging jedoch nicht zu Ende. Im Herbst 2000 kandidierte er für das Amt des Präsidenten Rumäniens im Namen einer Koalition zweier nationalistischer Parteien, die bekannterweise von ehemaligen Mitgliedern der Securitate gegründet wurden. Der Anführer einer dieser Parteien, Virgil Măgureanu, der erste Chef des Rumänischen Nachrichtendienstes, der Nachfolgegeheimdienst der Securitate, soll angeblich während der Kundgebung auf dem Bukarester Universitätsplatz sein Gegner gewesen sein.

\*

Während des Winters und im Frühling des Jahres 1990 hatte ich an allen Versammlungen der National-Bäuerlichen Partei teilgenommen, aber ich wollte nicht Mitglied der Partei werden. Leider war die Zahl der Teilnehmer an den Versammlungen und Demonstrationen, die von der National-Bäuerlichen Partei organisiert wurden, sehr gering. Von den über 300.000 Bürgern Kronstadts versammelten sich kaum ein paar Dutzend.

Es hat nicht viel gefehlt, dass eine Demonstration der Opposition, die im März stattgefunden hatte, sich in eine nationalistische Kundgebung verwandelt. Zusammen mit ein paar Lokalführern der Partei gelang es mir zu guter Letzt, mit großen Schwierigkeiten, die Teilnehmer zu überzeugen, auf Ausrufung nationalistischer – gegen die ungarische Minderheit gerichtete – Parolen zu verzichten.

Das Tagesthema ist der ethnische Konflikt von Târgu Muresch gewesen. Ein paar Tage davor waren zwei Vorstandsmitglieder der National-Bäuerlichen Partei im Fernsehen zu sehen gewesen. Um Wahlkapital zu gewinnen, betonten sie, dass ihre Partei den Verein „Rumänisches Weichbild“ im Konflikt von Târgu Mures unterstützt.

Im Nachhinein hatte man erfahren, dass das Rumänische Weichbild, eine vermeintlich kulturelle Vereinigung der Rumänen, eigentlich ein folgsames Instrument der Macht war und zum Großteil aus ehemaligen Securitateoffizieren bestand. Die Macht hatte das Rumänische Weichbild gegründet, um den nationalistisch – chauvinistischen Instinkt der rumänischen Wähler im eigenen Interesse zu aktivieren und auszunützen.

Die National-Bäuerliche Partei koalierte später mit der Partei der ungarischen Minderheit, dem Gegner des Rumänischen Weichbilds vom März, hatte sich aber nie öffentlich für ihre während des Konfliktes eingenommene Haltung entschuldigt.

Um den 1. Mai 1990 hatte die Vorstandschaft der Studentengewerkschaft zusammen mit der National-Bäuerlichen Partei und der Gewerkschaft „15. November“ zu einer Kundgebung zur Unterstützung der Temeswarer Proklamation aufgerufen. Die Kundgebung wurde von der Polizei genehmigt.

Einige Tage davor habe ich Plakate vervielfältigt, die die Kronstädter Bürger zur Teilnahme an der Kundgebung einluden. Zusammen mit meinem Studienkollegen Ciucă durchwanderte ich die Straßen der Kronstädter Altstadt und klebte Plakate. Sehr viele Passanten machten sich lustig über uns. Ein schlecht gekleideter und sehr nach Alkohol riechender Mann fragte uns in einem sehr aggressiven Ton:

„Gibt es dort etwas umsonst? Verschenkt ihr Dollar?“

„Nein! Verstand wird verteilt!“ – antwortete ich.

Der Großteil der Plakate wurde sofort vernichtet. Wir klebten ein neues Plakat und konnten zuschauen, wie das andere, welches gerade von uns geklebt worden war und nur wenige Dutzend Meter hinter uns lag, schon gehässig heruntergerissen wurde.

Ich glaube nicht, dass an dieser Kundgebung – die größte, die von der Opposition in Kronstadt

vor den Wahlen organisiert wurde – mehr als zwei Tausend Menschen zusammengekommen sind.

Bei solchen Kundgebungen erscheinen jede Menge Leute, die verlangen, ans Mikrofon gelassen zu werden. Auch wenn sie nicht fähig sind, eine Botschaft zusammenhängend zu übermitteln, wollen sie sprechen und sind verärgert, wenn man sie nicht lässt. Die Meinungsfreiheit steht vor der Denk-Freiheit – diese Psychose wurde durch die Französische Revolution ausgelöst und durch den Kommunismus verstärkt, denn, wenn die Menschen gleich sind, heißt es, dass es keine Gescheiten und keine Dummen gibt und somit haben alle das Recht, auf die Tribüne zu treten.

Ein solcher Mensch schaffte es, ans Mikrofon zu kommen. Er stand auf dem Podium und grüßte die Menge mit erhobenen Händen, gleich einem siegenden Boxer, der die Zuschauer vom Ring mit erhobenen Armen grüßt. Er war glücklich, dass er sich über der Menschenmenge befand, und dass er die Szene beherrschte.

„Ich bin mit euch! Ich habe an der Revolution vom 22. Dezember teilgenommen. Ich bin mit euch! Es lebe die Revolution... Ich war dabei als am Rathaus Ceausescus Bild niedergerissen wurde... Ich bin mit euch! Ich bin mit euch!...“

Wir haben es kaum geschafft, ihn zu überzeugen, vom Podium abzustiegen, um auch andere reden zu lassen. Kurz danach baut sich ein dunkelhäutiges Männchen, das wohl bemerkt hatte, dass ich einer der Organisatoren der Kundgebung bin, vor mir auf und fängt an herumzufucheln:

„Herr, Herr, ich komme aus Bukarest, vom Universitätsplatz. Ich habe „die Hymne der Penner“ mitgebracht...“

Er schaut mir mit einem starren Blick in die Augen und fängt an zu singen und sich Hip-Hop-artig im Rhythmus des Liedes zu bewegen:

*„Lieber Penner als Diktator,  
Lieber tot als Kommunist,  
Wir gehen nicht weg von hier,  
Gehen nicht nach Hause,  
Bis wir unsere Freiheit  
Nicht erkämpft haben!...“*

Ich hörte zum ersten Mal „die Hymne der Penner“ und ich war verblüfft von der Tatsache, dass die Melodie des Kehrreimes gleich und dessen Text sehr ähnlich mit dem Kehrreim eines bekannten Trinkliedes war:

*„...Wir gehen nicht weg von hier,  
Gehen nicht nach Hause,  
Bis wir uns nicht betrunken haben,  
Und unter den Tisch fallen!...“*

Hatte wohl keiner der bekannten Intellektuellen, die an der Kundgebung vom Universitätsplatz teilgenommen hatten, diese Ähnlichkeit wahrgenommen? Gibt es etwa diese Ähnlichkeit nicht? Bin ich vielleicht verrückt, wenn ich behaupte, wenn ich überzeugt bin, dass diese Ähnlichkeit offensichtlich ist, und dass sie nicht dazu dienen konnte, die Menschen im Lande von der Ernsthaftigkeit der Kundgebung zu überzeugen?

Ich war von der Atmosphäre vom Universitätsplatz nicht besonders begeistert. Ich empfand sie als zu spöttisch und triumphal zugleich. Sie erinnerte mich an „Die kulturelle Zusammenkunft die Flamme“. „Die Flamme“ war ein Spektakel, das in den 70er und 80er Jahren seine eindeutig nationalistische, regierungstreue Botschaft mit unkonventionellen Mitteln – moderne Poesie, Folk und Rockmusik vermittelt hatte. Sehr viele junge Rumänen waren damals von der

Rockkonzertstimmung begeistert, die in den Vorstellungen „der Flamme“ geherrscht hatte. Die Stimmung war ihnen wichtig gewesen, den Inhalt hatten sie ignoriert.

Letztendlich mussten wir den Delegierten vom Universitätsplatz, mit der aus der Hauptstadt gebrachten Hymne der Opposition, auftreten lassen...

Alle Redner zeigten sich überzeugt, dass die Tage des Kommunismus gezählt sind und die Opposition die Wahlen gewinnen wird. Ich brachte eine ganz andere Meinung zum Ausdruck:

„Das, was bis jetzt von dieser Tribüne gesagt wurde, klingt sehr schön; ich glaube aber, dass es leider nicht realistisch ist. Ich glaube nicht, dass die Opposition diese Wahlen gewinnen wird.

Die Gefahr des sowjetischen Panzers ist verschwunden, aber der innere Kommunismus ist geblieben. Die Spuren des mit Gewalt durchgesetzten – und wahrscheinlich auf günstigen Boden gefallen – Kommunismus werden sich nicht leicht verwischen lassen. Was hat dieser Kommunismus bedeutet?

Mircea Eliade hatte behauptet: „Der Kommunismus ist das letzte Stadium des Deliriums“.

Marx' Theorie dürfte für manchen verführerisch klingen. Was bedeutet aber der Kommunismus in Wirklichkeit? Was haben die 45 Jahre Kommunismus für das rumänische Volk bedeutet? Sie haben den Sieg der Lüge über die Wahrheit, den Sieg der Feigheit über die Würde, des Hasses über die Liebe, der Dummheit über die Vernunft, des oberflächlichen Denkens über das gründliche Nachdenken, der Faulheit über den Fleiß, der Resignation über den Glauben, bedeutet. Eine auf Lüge und Faulheit basierende Gesellschaft kann sich nicht entwickeln. Der wirtschaftliche Rückgang setzte sich fest, die Menschen lernten Not und Hunger kennen. Der Kommunismus wurde mit dem Panzer durchgesetzt; um sich behaupten zu können, hat er aber die Kirche pervertiert, die Geschichte verfälscht, die Kultur und die Schule zerstört. Er schuf eine neue Schule, eine neue Kultur, eine neue Geschichte, eine neue Kunst, – um letztendlich einen neuen Menschen zu erzeugen. Wer hat wohl diesen neuen Menschen geschaffen?

Priester, die anstatt dem Volk Gottes Wort zu erläutern, Resignation in die Seelen der Menschen setzen.

Lehrer, die ihre Schüler belügen, um ihr Gehalt nicht zu verlieren – und zwar Lehrer aller Kategorien, von der Kindergartenerzieherin bis zu den Professoren der Universitäten.

Ärzte, die ihre Patienten auf den Krankenhausbetten sterben lassen, weil diese nicht behandelt werden, wenn sie kein Schmiergeld bezahlen.

Eltern, die ihre Kinder ermutigen zu lügen, damit sie besser leben können; Eltern, die ihren Kindern die Wahrheit über die von Schule und Medien verfälschte Geschichte verheimlichen, damit sie keine Kopfschmerzen bekommen.

Was wurde dadurch erreicht? Es wurde der neue Mensch, ein schwacher, ein gottloser Mensch, geschaffen.

Der Kommunismus hat das Versinken eines ohnehin kaum aufgeklärten Volkes, in Lüge, in tiefe Finsternis, verursacht. Es wird sehr schwer sein, aus dieser tiefen moralischen Krise herauszukommen. Ich bin überzeugt, dass die Opposition die Wahlen verlieren wird, aber das ist nicht sehr schlimm. Wichtig ist, dass es nach diesen Wahlen noch möglich sein wird, eine solche Kundgebung zu organisieren. So lange dies möglich sein wird, können wir zuversichtlich in die Zukunft blicken.

Zum Schluss möchte ich einen Appell an die Menschen, die heute nicht hier sind und in Kürze wählen werden, richten. Allerdings, weiß ich nicht, ob sie ihn verstehen werden.

## **Appell**

Menschen! Das Brot, die Wurst, die Wärme, die vollen Löhne, die freien Samstage wurden euch nicht von der Front der Nationalen Rettung, von den Herren Iliescu und Roman geschenkt. Diese

waren eure Rechte, die euch in Zeiten des Kommunismus geraubt wurden. Ihr habt sie durch die Selbstaufopferung der Jugendlichen, die mit bloßen Händen vom 16.XII. bis zu Ceausescus Flucht am 22.XII. den kommunistischen Kugeln getrotzt hatten, wiedererlangt. Versucht zu verstehen, dass die Zukunft des Landes von euch abhängt, dass wir unsere Würde erlangen und auf die Lüge verzichten müssen. Nieder mit dem Kommunismus!!

Am Ende der Kundgebung wurde beschlossen, dass einige Demonstranten bis zu den Wahlen auf dem Rathausplatz Wache halten.

Zwei Tage später strömte aber eine große Gruppe Anhänger der Macht, einige Tausend fanatisierte Arbeiter, Parolen ausrufend auf den Rathausplatz:

„Am 21., 22. war Iliescu auf unserer Seite!“

„Wir verkaufen unser Land nicht!“

„Iliescu ist kein Kommunist, er wurde uns von Gott geschickt!“

Die Menge griff die wenigen Oppositionellen an, die Wache hielten, zerstörte die Lautsprecheranlage und die machtkritischen Transparente. In Kronstadt war die Wache zur Sensibilisierung der Öffentlichkeit, die nach dem Muster der Wache vom Bukarester Universitätsplatz organisiert wurde, lange vor dem 20. Mai beendet.

Die Wahlen am 20. Mai wurden von den ehemaligen Kommunisten mit einer vernichtenden Mehrheit gewonnen. Die Oppositionsparteien und die markanten machtkritischen Intellektuellen gaben zu, dass die Wahlen korrekt verlaufen waren und erkannten ihre Niederlage an. Nur einige Dutzend Demonstranten erklärten, dass sie ihren Protest auf dem Universitätsplatz fortsetzen wollen.

Anfang Juni sagte mir Micky, dass sie nach Deutschland auswandert – auch ohne mich. Sie hatte sich schon immer als Deutsche gefühlt, ihre Mutter war Deutsche, sie hatte die deutsche Schule und das deutsche Gymnasium besucht. Sie war entschlossen, so bald wie möglich Rumänien zu verlassen.

Am 14. und 15. Juni 1990 verwüsteten tausende Bergarbeiter aus dem größten Kohlebergbauggebiet des Landes, die praktisch grundlos, nur für eine Machtbekundung vom Präsidenten Iliescu in die Hauptstadt beordert wurden, die Universität. Sie wurden nach Bukarest gerufen, um angeblich Ordnung zu schaffen, um den Universitätsplatz zu räumen, denn man wollte dafür nicht die Polizei einsetzen, die seit der Revolution einen schlechten Ruf hatte. Die Bergarbeiter beschränkten sich aber nicht darauf, die Demonstranten vom Universitätsplatz zu vertreiben, sondern versetzten die Hauptstadt in Angst und Schrecken, indem sie auch Passanten, die ihrer Meinung nach nicht ordentlich aussahen (Männer mit Jeans und langen Haaren oder Frauen mit zu kurzen Röcken), zusammenschlugen. Im Universitätsgebäude führten sie Krieg gegen die Laborausstattung und verprügelten die dort angetroffenen Studenten.

\*

August 1987

Brief an Josefina.

Gestern war ich bei dir. Nun ist es 23:30 Uhr. Vor einer Stunde habe ich mich hingelegt, aber ich kann nicht schlafen. Ich denke und wenn ich doch nicht schlafen kann, ist es vielleicht besser, wenn ich schreibe.

Heute war ich an der Temesch. Nachmittags um drei Uhr ging ich los – zu Fuß. Ich hatte keine Lust zu Fuß zu gehen, aber mein Fahrrad hatte einen Platten. Ich konnte mich kaum überwinden zu gehen. Aber ich bin weggegangen und nun bin ich froh darüber. Morgen früh gehe ich ins Pades-Gebirge. Allein. Ich habe keine große Lust, aber ich hoffe, den Rhythmus zu durchbrechen.

Siehe her, warum ich nicht schlafen konnte. Ich dachte nach... ich war mit den Gedanken

woanders. Und danach kam die Erleuchtung: ich habe jede Menge Urkunden; aber keinen Pokal. Du hast sie auch gesehen. Doch die Urkunden sind nichts sagend, weil Urkunden sowohl für den I. als auch für den II. und III. Platz – manchmal auch für weitere – Plätze gegeben werden.

Einen Pokal bekommt nur der Sieger.

Mit dem Schachspielen habe ich aufgehört. Jene lächerlichen Urkunden habe ich bei Laufwettbewerben bekommen. Ich bin bei mehreren Wettbewerben gewesen. Bei einigen wusste ich, dass ich keine Chance habe zu gewinnen, bei anderen hoffte ich zu gewinnen.

Bei den Athletikwettkämpfen der Studentennationalmeisterschaften – bei denen ich drei Mal teilgenommen habe – wusste ich, dass ich keine Chance habe zu gewinnen. Aber bei den Läufen, die vom Universitätszentrum veranstaltet wurden, wollte ich gewinnen.

Bei sieben Wettläufen, bei denen ich gewesen bin, hoffte ich zu gewinnen. Vier davon wurden in Temeswar abgehalten, drei in Kronstadt.

In Temeswar habe ich zweimal gewonnen. Zwei mal war ich Zweiter. In Kronstadt bin ich bei allen drei Wettkämpfen Zweiter geworden. Am Ende des Gymnasiums hatte ich von einem Freund ein Andenken mit Bild bekommen, auf das er folgenden Satz geschrieben hatte: „... und sei niemals Zweiter“.

Zwei mal habe ich dennoch gewonnen. Nicht weil ich besser gewesen bin als die anderen Male. Die Anderen sind nicht so gut gewesen. Aber ich habe gewonnen. Das war ein Ereignis! Einmal hatte ich gewonnen und einen Pokal erhalten. Er war nicht groß, nicht aus Kristall oder rotem Kristall. Es ist eine kleine Vase aus mattiertem Kristall gewesen. Das andere Mal habe ich nichts bekommen. Nur eine Urkunde. Eine Urkunde bekommt jeder.

Trotzdem habe ich auch ein Mal einen Pokal bekommen. Bei anderen Wettkämpfen, als ich Zweiter geworden bin, habe ich Sachpreise erhalten: Hemden, T-Shirts, Shampoo.

Wie würde eine Flasche Shampoo in der Vitrine für Trophäen aussehen?

Einen einzigen Pokal habe ich auch gehabt. Abgezehrt, aber es war der Einzige. Meine Mutter hat ihn aus Versehen, beim Staubwischen in meiner Bibliothek, zerbrochen. Es tat mir sehr leid, obwohl sein Wert nur symbolisch war. Meine Mutter bot mir an, mir irgendeine ihrer teuren Kristallvasen anstelle des zerbrochenen Pokals zu geben.

Doch es hatte viele Wettkämpfe gegeben, bei denen ich von vornherein wusste, dass ich keine Chance habe, unter den Ersten zu sein. Man könnte die Problematik auch so sehen: was suchte ich bei dem Wettkampf? Bei einem Athletikwettbewerb, besonders beim Laufen, hat man die Möglichkeit, sich zu bezwingen – nicht die Gegner, sondern sich selbst.

Die anderen Konkurrenten haben bloß die Aufgabe, dich zu stimulieren. Einige sind viel besser als du. Du versuchst dich an dem Ersten dranzuhalten, aber du kannst nicht. Du gibst aber auch nicht auf, obwohl es bequemer wäre. Du läufst weiter, obwohl dir der Unterschied zwischen dem Ersten und dir bewusst ist. Du läufst weiter, auch wenn die Zuschauer dich auslachen, weil du unvergleichlich schwächer bist als die, die vorne mitlaufen. Und wenn mir die Leber Schmerzen verursacht und ich nach demselben Lauf, den andere als leicht empfanden, vollkommen erschöpft bin, was sagen die Leute? Was sucht auch der noch hier?

Es macht viel aus, zu wissen, dass in der gesamten Menge jemand ist, der versteht, weshalb ich laufe und mich nicht auslacht; jemand der sich freut, wenn ich nicht aufgebe und mir zuruft, nicht aufzugeben. Es macht viel aus, zu wissen, dass jemand an meiner Seite ist, wenn ich laufe. Es macht viel aus, sicher sein zu können, dass er an meiner Seite ist, wenn es mir schwer fällt. Nicht physisch. Es macht viel aus, ihn an meiner Seite zu fühlen, wenn er auch 500 Km weit weg ist. Es macht sehr viel aus, zu wissen, dass er mir aus 500 Kilometern Entfernung zuruft weiterzumachen, als wäre er nur 5 Meter von mir entfernt.

Du gehst auf dem Berg wandern. Ein, zwei, zehn Tage lang. Nur du allein. Es macht viel aus, immer die Überzeugung zu haben, nicht alleine zu sein, zu wissen, dass jemand, der versteht, was

du auf dem Berg suchst, an deiner Seite ist. Es macht viel aus, zu wissen, dass du die schönsten Augenblicke, auch für den Anderen miterlebst. Wenn dir etwas zustößt, ist es sehr wichtig, die Hilfe des Anderen, bei dem du in Gedanken bist, so zu verspüren, als wäre er neben dir, um dir zu helfen. Es macht sehr viel aus, die Einsamkeit nicht zu fühlen, sondern sicher zu sein, dass du zusammen mit dem anderen bist.

Wenn du zu einem Wettkampf gehst, bei dem du gewinnen kannst, ist es wichtig, an den Anderen zu denken. Du darfst nicht vergessen, dass du mit seiner Unterstützung gewonnen hast. Du darfst nicht vergessen, dass der Pokal, egal wie winzig oder groß er auch ist, auch ihm zu verdanken ist.

Es klingt schön, aber wie schwer ist dies zu erreichen?

Heute bin ich bei dir gewesen. In der Arbeit. Gestern bin ich aus dem Pades-Gebirge gekommen. Morgen kehre ich wieder dahin zurück. So lange ich weg war, habe ich an das gedacht, was ich bisher geschrieben habe und an die Fortsetzung. Nun ist es 23:55 Uhr und ich kann nicht schlafen. Ich denke bereits seit fast zwei Stunden, seitdem ich Schlafen ging. Ich kann nicht schlafen, also versuche ich zu schreiben.

## **Die Maske**

Ein Mensch setzte einmal eine Maske auf. Um in den Augen seiner Mitmenschen ein Anderer zu scheinen. Doch eines Tages hatte er die Maske gefunden. Seine Maske. Bis dahin hatte er eine Menge Masken gewechselt. Sehr unterschiedliche. Bis er seine Maske gefunden hatte. Anfangs war es ihm nicht bewusst, dass er sie gefunden hatte. Ich glaube, nein, ich bin mir sicher, dass er nicht einsehen will, dass er seine Maske gefunden hatte. Weil der Mensch, der seine Maske findet, selbst zur Maske wird. Und obwohl er eine Maske ist, hält er sich für einen Menschen.

Ein Junge war etwas größer gewachsen als seine Altersgenossen, weshalb die anderen ihn hänselten. Dem Jungen wäre es lieber gewesen, wenn die anderen ihn nicht mehr ausgelacht hätten. Er hätte gewollt, nicht größer gewachsen zu sein als die Anderen. Um nicht so groß zu erscheinen, fing er an, seinen Kopf einzuziehen und bucklig zu gehen. Er ging einen Tag lang bucklig, er ging ein ganzes Jahr lang bucklig, bis er zum Buckligen geworden war.

Ein Mensch hatte Ärger. Er ging zu seinem Chef und sagte ihm die Wahrheit. Es wurde ihm nicht geholfen. Ein Freund lehrte ihn, wie er vorgehen soll, wenn er das Wohlwollen des Chefs erlangen möchte. Er zeigte ihm die Hintertür. Der Mann probierte es durch die Hintertür und sein Problem wurde gelöst. Nach einer Zeit, nachdem er nur noch durch die Hintertür gegangen war, hatte der Mann vergessen, dass es auch noch eine Vordertür gibt.

Wenn nun jemand von der Existenz der Vordertür spricht, lacht der Mann. Und ist bereit, sich zu prügeln, um zu beweisen, dass es keinen Vordereingang gibt.

Ein Junge war brav. Er ging zur Schule, hielt sich in seinen Grenzen, weil er schüchtern war. Seine Mitschüler bemerkten, dass er sich isolierte und sie begannen, ihn zu ärgern. Ihm wäre lieber gewesen, man hätte ihn in Ruhe gelassen. Doch eines Tages wurde er böse. Einer seiner Kollegen hatte das Maß überschritten. Er hatte Angst, aber er regte sich auf und schlug seinen Mitschüler. Der Mitschüler ging. Einige Tage später ärgerte ihn ein anderer Kollege. Er schlug auch diesen. Er bemerkte, dass diejenigen, die er geschlagen hatte, sich vor ihm fürchteten und ihn nicht mehr ärgerten. Er konnte ihnen sogar einiges abverlangen und sie taten dies gefällig – aus Angst, aber sie taten ihm den Gefallen. Mit der Zeit lernte er, dass er manche Dinge viel leichter bekommen konnte, wenn er schrie oder drohte. Jetzt konnte er nicht jemanden um etwas bitten. Er wurde ein harter Mensch. Aber er sah nicht ein, dass er ein harter Mensch war. Er behauptete, er sei Mensch.

Ich kenne viele Masken. Ich habe viele unterschiedliche Masken gesehen: harte Menschen, Chef, Untertan, Unterdrückter, Fan, DJ, Snob, Hysteriker. Mit der Zeit werden sehr viele Menschen zu Masken. Und die Masken können katalogisiert werden. So wie die Briefmarken im Album.

Derjenige, der Mensch bleibt, kann nicht eingeordnet werden.

Aber es ist viel leichter, während des Laufes aufzugeben, wenn dir die Leber Schmerzen verursacht. Es ist einfacher aufzugeben als weiterzumachen, wenn es dir schwer wird und du weißt, dass jemand in 500 Kilometern Entfernung an dich denkt. Es ist einfacher zu ihm zu laufen und zu weinen, als zu versuchen deinen Lauf zu Ende zu führen, bloß mit der Hilfe, die dir der Gedanke, dass der Andere an deiner Seite ist, verleiht.

Hast du einmal der Stille gelauscht? Hast du das versteckte Licht im Dunkel gesehen? Bist du einmal, ohne dich zu beeilen, ohne zu rennen, durch ein blühendes Maisfeld gegangen? Hast du ein blühendes Maisfeld schon einmal gefühlt? Hast du einmal ein blühendes Weizenfeld gefühlt? Oder ein reifes Weizenfeld? Ein Weizenfeld mit Mohnblüten? Oder ein Feld mit Kamillenblüten? Oder einen See? Es ist großartig einen See zu fühlen. Oder ein geackertes Feld; im Herbst; im Regen. So weit das Auge reicht, um dich herum soll nur geackertes Boden, nur Dreck sein. Es ist großartig, allein auf einem Weg, der den Acker überquert, zu sein und den Acker zu fühlen.

Es ist wunderschön, dich Feld fühlen zu können. Oder Berg. Oder Meer. Fluss. Kirche. Oder Friedhof. Aber um sie fühlen zu können, um sie zu erleben, musst du mit ihnen verschmelzen. Um ein blühendes Maisfeld fühlen zu können, musst du mit dem Maisfeld verschmelzen. Um einen Berg fühlen zu können, musst du mit ihm verschmelzen. Um das Feld fühlen zu können, musst du dich außer Betracht lassen. Du sollst nur so viel zählen wie irgendein Halm in dem Feld.

Um dich Berg zu fühlen, musst du ein Grashalm werden. Oder höchstens ein unbedeutender Felsbrocken aus dem Haufen, der dich umgebenden Felsen.

Um der Stille lauschen zu können, musst du ruhig sein. Du sollst kein Geräusch auslösen. Doch wenn es dir gelingt für einen Augenblick Grashalm oder Wassertropfen und dadurch Berg oder Meer zu werden, wirst du auch lernen was es bedeutet vor Freude zu weinen und die Ruhe zu lieben. Denn ohne Ruhe kannst du weder Berg noch Meer werden. Und wenn es dir nicht gelingt, auch nur für einen Augenblick, die Stille zu hören, bleibst du allein. Allein auf dem Feld, allein im Wald, allein auf dem Berg, allein auf dem Meer. Dann wirst du ängstlich und versteckst dich. Du setzt eine Maske auf. Und es ist einfacher, Maske zu werden, als Mensch zu bleiben. Der Mensch kann Berg sein, kann Meer sein. Aber um Mensch bleiben zu können, braucht er Ruhe.

Ich war 500 km weit weg. Allein. Obwohl ich es vorgezogen hätte, mit dir zusammen zu sein. Als wir uns trafen, war ich froh. Froh aber traurig. Vielleicht weinte ich vor Freude. Du fragtest mich, warum ich betrübt bin. „Warum bist du so? Das gefällt mir nicht“.

Ich bitte dich, mir zu verzeihen, dass ich dir damals nicht geantwortet habe. Ich fühlte mich nicht im Stande es dir zu erklären. Ich hätte gewollt, dass du verstehst, aber ich konnte es dir nicht erklären.

Ich wollte dir die Ruhe zeigen. Ich wollte, dass wir beide Temesch sind.

Einmal sagtest du mir:

„Du führst alle an die Temesch, und alle sagen, dass du dumm bist. Ich nicht“. Es klang nach Trostspende. Ich glaube nicht, dass wir es geschafft haben, Temesch zu sein. Nicht einmal einen Augenblick lang. Und es tut mir sehr leid. Oder vielleicht waren wir. Ich weiß es nicht.

Ich hätte gewollt, dass wir längere Zeit Temesch gewesen wären. Ich hätte gewollt, dass wir Zusammen sind. Aber Zusammen braucht Ruhe. Es tut mir leid, dass ich meinen Anteil an der Stille zerstört habe.

Es ist Nacht. Morgen Früh gehe ich ins Pades-Gebirge.

Am Sonntagnachmittag bin ich zu dir gekommen. Weil ich mich furchtbar allein gefühlt habe. Ich blieb den ganzen Nachmittag bei dir. In Ruhe. Ich weiß nicht ob Zusammen, aber es war Ruhe. Ich war glücklich als ich von dir ging. Ich fühlte, dass wir Zusammen sein könnten.

Am Montag war ich an der Temesch. Zu Fuß. Ich habe eine Menge Pilze gesammelt.

Dienstag ging ich ins Pades-Gebirge. Allein. Aber mit der Hoffnung, dass wir zusammen sein

könnten. Ich habe unter einem Felsen geschlafen. Aber ich war zufrieden. Es war schlechtes Wetter. Regen. Nebel. Aber es machte mir nichts aus. Ich habe zwei Eimer Heidelbeeren gesammelt. Ich war allein im Wald, aber nicht allein im Herzen.

Du fragtest mich einmal, was ich an dir gefunden habe. Warum ich dich nicht in Ruhe lasse.

Damit wir uns verstehen können, damit wir Zusammensein können, damit Mann und Frau Zusammensein können, müssen sie in Resonanz sein, sowohl physisch (sexuell) als auch auf der Gefühlsebene (spirituell).

Der erste Teil ist, glaube ich, erledigt. Aber auf der Gefühlsebene passen wir nicht zusammen.

„Wir passen überhaupt nicht zueinander“, behauptest du.

Nach so vielen Sachen, die bisher passiert sind, kann man zum Schluss kommen, dass wir nicht zueinander passen. Aber ich fühle anders. Ich fühle, dass wir uns verstehen können. Es hat auch einige Augenblicke gegeben, in denen wir Zusammen waren. Ich fühle, dass wir Zusammen sein können. Weil ich fühle, dass unsere Seelen sehr nahe verwandt sind.

Der Mensch ist schwach und ängstlich. Das Leben ist ein Kampf – ein schwerer Kampf. Man kann nicht wählen – wenn du leben willst, musst du kämpfen. Doch der Mensch ist ängstlich und versteckt sich. Der Strauß steckt seinen Kopf in den Sand. Der Mensch versteckt sich hinter einer Maske. Aus Angst setzt er eine Maske auf – um sich selbst Mut zu machen, um leichter kämpfen zu können, um leichter leben zu können. Aber die Menschen verbergen sich voreinander. Du siehst keine Menschen mehr in deiner Umgebung. Du siehst nur Masken. Und du kannst nicht wissen, was sich hinter der Maske verbirgt. Wir alle tragen Masken. Ich habe Angst. Ich will nicht zur Maske werden. Ich will nicht ein harter Mensch sein. Ich will Mensch sein. Ich will mich nicht verstecken. Obwohl ich mich gegen meinen Willen verstecke. Aus Angst. Ich muss meine Angst bezwingen. Ich fühle, dass die Menschen hinter unseren Masken sich verstehen können; dass sie seelisch zueinander passen. Aber wir müssen unsere Masken ablegen und uns nicht mehr – einer vor dem anderen – verstecken. Wir sollen uns nicht fürchten, ohne Maske, von Angesicht zu Angesicht zu erscheinen. Ich fühle, dass uns nichts hindern kann, Zusammen zu sein, wenn wir Seite an Seite ohne Masken sein werden. Weil ich das Gefühl habe, dass wir uns seelisch sehr ähnlich sind. Aber wir sind schwach und ängstlich.

Freitag früh bin ich bei dir gewesen. An deiner Arbeitsstelle. Du hast mich verstoßen. Du hast mich vertrieben. Ich verdiene es, vertrieben zu werden. Für das, was ich gemacht habe, verdiene ich verstoßen und vertrieben zu werden. Ich bin gegangen.

Ich bin allein und laufe. Die Leber verursacht mir Schmerzen, aber ich muss weiterlaufen. Ich habe kein Selbstvertrauen mehr. Ich fühle, dass ich nicht mehr kann. Manchmal fällt es dir schwer weiter zu rennen und hinzu kommt noch, dass dir das Selbstvertrauen fehlt. Du gibst aber nicht auf, weil du weißt, dass jemand, der 500 km weit weg ist, an dich denkt. Er ist an deiner Seite, und ruft dir zu, nicht aufzugeben. Und wenn du auf dem Punkt bist aufzugeben, schiebt er dich von hinten. Oder er zieht dich. Er hilft dir wieder auf die Beine, wenn du gefallen bist und geht mit dir weiter. Es ist sehr schwer, an die Hilfe eines Menschen, der sich in einer Entfernung von 500 Kilometern befindet, zu glauben. Aber du brauchst den Glauben. Weil du ohne Glauben aufgeben kannst. Die Leber verursacht dir Schmerzen, du hast das Gefühl, nicht mehr weitermachen zu können und gibst auf. Aber es ist schwer den Glauben zu erlangen. Du musst kämpfen um ihn zu erlangen. Du musst mit dir selbst kämpfen. Es ist ein schwerer Kampf.

Es ist sehr schwer, jemanden oder etwas über dich selbst zu stellen. Du musst mit dir selbst kämpfen. Gegen deinen Egoismus ankämpfen. Und oftmals fällst du. Du fällst auf die Knie, aber du darfst den Kampf nicht aufgeben.

Weil, wenn du den Kampf mit dir selbst verloren hast, bleibst du allein. Du bekommst es mit der Angst zu tun und beginnst, eine Maske zu tragen, bis du vielleicht eines Tages selbst zur Maske wirst. Obwohl es dir gefallen hätte, MENSCH zu sein.

Ein Mensch ohne Glauben ist etwas Beklagenswertes. Es gibt Augenblicke, wenn wir unseren Glauben verlieren. Diese sind die schwärzesten Augenblicke im Leben. Und in diesen Augenblicken sind wir böse. Die Angst macht uns böse. Wir tun den Menschen, die uns umgeben, Böses und machen sie auch böse. Eine Welt ohne Glauben ist schlecht. Die Liebe bedeutet Glaube. Eine lieblose Welt ist böse. Wo keine Liebe ist, ist Hass.

Ich fuhr zum Pades-Gebirge. Allein. Allein auf dem Weg, vereinsamt in der Seele. Verjagt. Ich ging allein ins Pades-Gebirge, um zu vergessen, dass ich allein bin.

Ich ging Richtung Pades. Ich wollte dem Alleinsein die Stirn bieten.

Ich lernte dich im Winter auf einem Berggipfel kennen. Wir beide und noch vier Freunde waren allein auf dem Berg. Dort habe ich dich kennen gelernt. Dort waren wir zum ersten Mal Zusammen. Dort waren wir zum ersten Mal auf dem Berg. Wir beide und der Berg bildeten einen Berg.

Nun bin ich allein. Und ich habe es gewagt, genau an die Stelle, an der wir zum ersten Mal zusammen waren, zurückzukehren, um zu versuchen zu vergessen, dass ich allein bin.

Auf dem Berg, auf dem wir uns kennen lernten und wir zum ersten Mal Berg gewesen sind. Bis ich dorthin kam, habe ich nicht darüber nachgedacht, dass ich eine Gotteslästerung beging. Aber ich kam dort an. Ich ging auf dem Weg, der direkt ins Pades-Massiv führt; erhobenen Hauptes. Ich überquerte den Kamm und blieb stehen, um den Berg zu betrachten. Ich blieb an der Stelle stehen, an der wir im Winter zum ersten Mal zusammen, den in der Nacht versunkenen Berg betrachtet hatten. Dort wo wir zum ersten Mal zusammen Sternenhimmel waren... Ich bekam es mit der Angst zu tun. Ich hatte begriffen, dass ich es gewagt hatte, hierher zu kommen um dem Berg zu trotzen. Und der Berg lachte mich aus. Ich wollte im Erdboden versinken, mich verstecken.

Ich ging mich unter einen Felsen schlafen legen. Wie ein gehetztes Tier, das sich im Bau versteckt, kauerte ich unter dem Felsen. Die Nacht kam. Ich schlief und träumte. Ein Alptraum: zusammen mit fünf Freunden, Studienkollegen aus Kronstadt, bestieg ich einen Berg. Es war ein felsiger Berg, eigentlich ein sehr spitzer und hoher Felsen. Entschlossen stiegen wir auf. Wir kamen oben an. Wir waren zufrieden. Dort oben auf der Felsspitze wollten wir eine Fahne anbringen oder ein Denkmal errichten. Ein Denkmal auf der Spitze des Berges. Wir fingen an, für das Fundament zu graben. Wir arbeiteten eifrig an dem Fundament des Denkmals, das wir auf der Felsspitze errichten wollten, als das Erdbeben begann – ein furchtbares Erdbeben. Der Felsen bewegte sich wie ein Obstbaum, den jemand schüttelt, damit das Obst herunterfällt. Und wir fühlten uns wie Früchte, die zu Boden fallen müssen. Sie fallen zu Boden und zermatschen. Einer der Freunde fiel im ersten Augenblick des Erdbebens. Er stand auf der Felsspitze und arbeitete an dem Fundament. Er kam nicht mehr dazu, sich zu setzen. Er verlor das Gleichgewicht, versuchte es wiederzuerlangen, doch er fiel in den Abgrund. Ein anderer fiel nach einigen Augenblicken des Erdbebens psychisch. Er stand auf und stürzte sich in den Abgrund, so als wollte er fliegen. Wie Ikarus. Ich habe beide gesehen, wie sie in den Abgrund fielen. Wir, die Restlichen, lagen da auf dem Felsen. Wir krallten uns mit den Nägeln und mit den Zähnen am Felsen fest. Wir waren wie Raupen auf einem Blatt während des Sturmes. Wir warteten entsetzt auf das Ende. Das Erdbeben sollte endlich aufhören oder wir sollten auch in den Abgrund fallen. Aber ich glaubte, dass ich die Hoffnung, heil davonzukommen, bereits aufgegeben hatte. Ich fiel in Ohnmacht. Aus Angst. Ich weiß nicht mehr, was dann passierte.

Am frühen Morgen stieg ich aus meiner Höhle und ging auf dem Weg zum Gipfel. Der Himmel war klar und ich wollte Heidelbeeren sammeln. Um zu vergessen, dass ich Allein war. Das Wetter war herrlich und das Pades-Massiv voller Menschen, die Heidelbeeren sammelten. Ich versuchte erneut, dem Berg zu trotzen. Ich ging auf die andere Seite des Gipfels in der Absicht, dort Heidelbeeren zu sammeln. Ich wollte einen Platz suchen, wo keine Menschen sind um dort zu versuchen, die Ruhe zu finden. Aber ich kam an die Stelle, an der ich dich im Winter zum Skifahren geführt habe.

An die Stelle, wo wir uns – auf Fichtenzweigen, die wir auf den Schnee gelegt hatten – gesont haben. Ich habe die Stelle gesehen, an der wir zusammen waren. Und der Berg begann zu lachen. Er lachte mich aus. Weil ich es gewagt hatte, dahin zu kommen, um zu versuchen allein Berg zu sein, wo wir zusammen Berg waren.

Ich bekam es mit der Angst zu tun; ich fing an zu rennen. Mit den Eimern in den Händen und dem Rucksack auf dem Rücken rannte ich quer durch die Wacholdersträucher. Zwei mal bin ich gefallen und hatte mich, mit Rucksack auf dem Rücken und den leeren Eimern in den Händen, überschlagen. Aber ich musste weg von dort. Ich hatte dort nichts zu suchen. Der Berg vertrieb mich. Ich rannte, um zu vergessen. Darum musste ich nichts mehr sehen, nichts mehr, was Erinnerungen in mir hervorkommen lässt. Ich musste vergessen, dass wir zusammen waren, damit ich vergessen kann, dass ich allein bin. Ich erreichte den Gipfel. Ich wollte niemanden und nichts Bekanntes mehr sehen. Ich wollte ins Dunkel treten.

Das Pades-Massiv ist wie ein Kreuz. Vier Gipfelzüge erstrecken sich in die vier Himmelsrichtungen. In westlicher Richtung erreicht man Nădrag, in nördlicher Richtung – Luncani, in östlicher Richtung – Ruschita. Auf all diesen Wegen bin ich schon mehrmals gegangen. Nur nach Süden noch nicht. In südliche Richtung führt ein Kamm, aber es gibt überhaupt keine Spur von einem Pfad. Wenn man dorthin geht, taucht man in den wilden Wald ein.

Ich begann meinen Weg Richtung Süden. Ich musste in Richtung Süden gehen. Ich hatte nichts auf all den anderen Wegen zu suchen.

Ich bin schon oft allein durch die Wälder, durch die kein Pfad führte, gewandert. Ich habe keine Angst vor unbekanntem Waldern. Aber dieser Wald war mir feindlich gesinnt. Er vertrieb mich. Mit dem Rucksack auf dem Rücken und den Eimern in der Hand kam ich nur mühsam voran. Ich kam in eine Fichtenpflanzung, die so dicht war wie eine Bürste; dann erreichte ich einen Hang, auf dem nur Brombeeren wuchsen. Diese zerkratzten mich. Aber ich ging in Richtung Süden. Ich wusste nicht, wo ich ankommen werde. Es konnte egal wo zwischen Nădrag und Ruschita sein, aber es machte mir nichts aus. Ich stieg an einem Flusslauf entlang, ab. Ein sehr schmaler und verwilderter Flusslauf. Ich musste genau auf dem Flusslauf gehen – durch Wasser und Dreck, über Felsbrocken und herabgefallene Baumstämme. Aber ich musste da raus. Und ich kam auch heraus. Urplötzlich weitete sich das Tal, und ich kam am Zusammenfluss mit einem anderen Tal an. Ich habe einen der schönsten Orte dieser Gegend gefunden, eine unberührte Waldwiese im Plesu-Tal. Es ist das schönste und wildeste Tal, das ich in dem Massiv gesehen habe. An dieser Stelle begann ein Forstweg; ein Forstweg, auf dem Gras wuchs, weil er in den letzten Jahren kaum befahren wurde.

Ich wusste immer noch nicht, wo ich war, aber nun hatte ich keine Wahl – es war schon spät und ich musste dem Weg ins Tal folgen. Um 12:00 Uhr mittags bin ich im Pades weggegangen und um 19:30 Uhr wusste ich, wo ich angekommen war – in Rusca Montana.

Und nach fast acht Stunden Wanderung im Unbekannten erreichte ich das Wegende – das Denkmal. Es wurde 1936 vom Banater Touristenverein erbaut; eine Flamme und ein Vierzeiler in Marmor eingemeißelt:

*„Wanderer, wenn du den Waldrand erreichst,  
Vertreibe den Ärger und das Laster des Hasses,  
Versuche aus den Gesetzen des Daseins  
Den göttlichen Funken – die Tugend der Liebe, zu erfassen. „*

Um lebendig bleiben zu können, muss das Feuer entfacht werden. Mich verfolgt das Motto eines Grabsteins: „Eine Flamme brennt am Rande der Vergessenheit.“

\*\*\*

Ende August 1990 begleitete der Autor seine Frau auf dem Weg in ihr verheißenes Paradies. In einem weiteren Buch berichtet er von seinem schmerzhaften Spagat zwischen Rumänien, das seither den Sprung vom Nationalkommunismus zur pseudoliberalen Mafiademokratie geschafft hat, und der neuen Heimat der Frau, der er sich nicht anpassen will.

---

### **Klappentext des Feb. 2003 im Tebbert Verlag veröffentlichten Buches (z.Z. vergriffen):**

**Gheorghe Cionoiu**, Jahrgang 1961, wurde in Karansebesch/Rumänien geboren. Er wuchs in Temeswar („kleines Wien“ Rumäniens) auf.

Studium 1980-1990 (Maschinenbau und Forstwirtschaft). Passiver Widerstand unter dem Ceausescu-Regime mit etlichen Bedrohungen und Verhören durch die Securitate.

Im Dez 1989 Teilnahme an der so genannten Revolution, die nach Meinung des Autors eher ein gut organisierter Staatsstreich war.

Im Sommer 1990 Übersiedlung mit seiner deutschstämmigen Frau, Sohn und Großmutter seiner Frau nach Deutschland.

Er lebt heute in Weidhausen (Nordbayern), reist aber immer wieder nach Rumänien, um die Verbindung zu seinen Wurzeln aufrechtzuerhalten.

Er schreibt unbequeme Kommentare, die heiße Probleme der rumänischen aber auch der deutschen Politik betreffen.

ISBN 3-89738-291-1

Die Tatsache, dass nach den blutigen Geschehnissen vom Dezember 1989 die ehemalige kommunistische Nomenklatur sich in Rumänien als demokratische Elite etabliert hat, veranlasst den Autor, sich in diesem Buch mit der Geschichte der Heimat während der letzten Jahrzehnte auseinanderzusetzen. *Der Narr* wechselt zwischen Momentaufnahmen der so genannten Revolution, Berichten über eigene politische Erfahrungen, Erinnerungen der Großmutter an die Grausamkeit der Kollektivierung, politischen Kommentaren und Parabeln. Der Roman beschreibt einen Zeitabschnitt, der für die Rumänen den Übergang von Unterdrückung zur Hoffnung und dann zur Enttäuschung bedeutet hat.